Lebenserinnerungen

Jacob von Falke

KP 754 A. 1

Rep G. 5273

119

LB 597
R

J. v. Falke

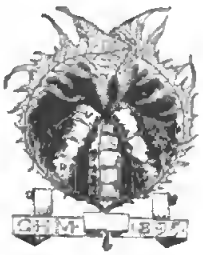
Digitized by Google

Lebenserinnerungen

von

Jacob von Falke.

Mit dem Bildnis des Verfaſſers.



Leipzig.
Verlag von Georg Heinrich Meyer.
1897.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
14 JUN 1968
OF OXFORD
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

Zum Andenken

an

Emma von Falke

geb. Stevenson.

Vorwort.

Dieſe Blätter ſind, was ihr Titel im eigentlichſten Sinne ſagt, Erinnerungen, denn ſie ſind ganz aus dem Gedächtnis geſchrieben; ein Tagebuch habe ich nie geführt.

Wenn auch ich heute zu der wieder belebten Vorliebe für zeitgenöſſiſche Memoiren einen Beitrag ſtelle, ſo meine ich nicht, daß mein Leben ſo bedeutſam oder intereſſant geweſen ſei, um der Mit- und Nachwelt erzählt zu werden. Was mich zunächſt dazu bewog, war ein eigener und beſonderer Grund. Durch äußere Umſtände von anderer und gewohnter Arbeit abgehalten und doch im Bedürfnis mich zu zerſtreuen und die Gedanken von unerfreulicher Gegenwart abzulenken, fing ich an, meine Erinnerungen zu ſammeln und niederzuſchreiben. Nicht ohne Vergnügen geſchah es, denn ich fühlte bald, welchen Reiz es hat, ſich in die Vergangenheit zu verſenken und ſein Leben im Geiſte noch einmal zu leben, nunmehr mit der Klarheit über den zurückgelegten Weg. Und ſo führte ich die Arbeit zu Ende. Wohl gab es Schwierigkeit dabei, denn gerade in den letzten Jahren, da ich die Freiheit des Alters gewonnen hatte, war mein Aufenthalt ein ſehr wechſelvoller. Ich mußte die Arbeit mit mir nehmen und ſie gar häufig unterbrechen. So wan-

derte ſie von Trieſt, wo ich ſie begann, nach Wien, von Wien in die Sommerfriſche der Alpen, an die Seen Oberöſterreichs, nach Alt-Auſſee und Kammer, von da wieder zurück nach Wien und machte eine Reiſe durch ganz Italien mit, um endlich in den Bergen Kärntens vollendet zu werden. Mein Gedächtnis half mir über die Schwierigkeiten hinweg. Wenn ich nun dieſe „Erinnerungen“ dem Druck übergebe und das Intereſſe meiner Freunde in nah und fern dafür anrufe, ſo müſſen ſie ſelber das verantworten und rechtfertigen.

J. v. Falke.

Annenheim am Oſſiacher See.
Im Auguſt 1896.

Inhalt.

			Seite.
Kapitel	I.	Ein Jugendidyll	1
„	II.	Erlangen	27
„	III.	Göttingen	45
„	IV.	Die Lehrzeit	63
„	V.	Wie ich zur Kunst kam	95
„	VI.	Nürnberg und das germanische Museum	127
„	VII.	Kultur, Kunst, Kostüm	154
„	VIII.	Erste Jahre in Wien	166
„	IX.	Österreichisches Museum	184
„	X.	Reform des Kunstgewerbes	215
„	XI.	Von den Ausstellungen	235
„	XII.	Erinnerungen an Irland	260
„	XIII.	Eine Schweden-Fahrt	272
„	XIV.	Verschiedene Erinnerungen von der Lebensreise	296
„	XV.	Ein Besuch in Rumänien	321
„	XVI.	Litterarisches. Ein Frauenbild	342
		Anhang zu Kap. XVI	359

Erſtes Kapitel.

Ein Jugend-Idyll.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und ſchüttle mein greiſes Haupt.
Wie ſucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergeſſen geglaubt.

Das Waſſer war mir ſtets ein freundliches Element: es war mir, ich möchte faſt ſagen, ein Begleiter auf dem Lebenswege. In jeder Periode hatte ich von ihm Genuß und Freude.

Da ich noch ein Kind, dann ein Knabe war, ſpielte ich am Waſſer, am Strande eines wunderſchönen Sees, fing die kleinen Fiſchlein, ſperrte ſie in Becken ein, fertigte beſegelte Schiffleine und ließ ſie vor dem Winde an das andere Ufer hinübergleiten. Jetzt, da ein langes Leben hinter mir liegt, da ich das Buch der Erinnerungen aufrolle und niederſchreibe, was aus dem Dunkel der Vergangenheit in mir aufſteigt, jetzt hauſe ich wiederum am Strande, aber am Strande des Meeres. Ich ſehe dem bewegten Leben des Welthafens zu, ich ſehe die gewaltigen Dampfer kommen und gehen, Koloſſe, welche die Ozeane durchfahren und die Erde umkreiſen, ich ſehe die Möven ſchweifen und die bunten, goldgelben, in der Sonne leuchtenden Segel der Adria-Schiffe auf dunkelblauer Flut dahinſchweben. Zu

anderen Zeiten, welch ein anderes Bild! Da ſtürmt vom Karſt herunter die gewaltige Bora, peitſcht die Wogen empor, ſchleudert ſie über den Molo und zerſtäubt ihre ſchäumenden Kämme zur rauchenden Fumerola, die ſich, undurchdringlich für das Auge, über die naſſe Fläche lagert. Dazwiſchen, zwiſchen der Kindheit und dem Greiſenalter, trug mich gar häufig das Schiff über die Meeresfluten, immer in glücklicher Fahrt, und wie ich dem Seebade Wiederkehr der Geſundheit, Erholung und Stärkung verdanke, ſo konnte ich auch Jahre hindurch an den grünen, durchſichtigen Gewäſſern der Alpenſeen viele Sommermonate in Ruhe und Glück verleben.

Ein Eiland war es, eine Isola bella des Nordens, wo ich am 21. Juni 1825, am Tage der Sonnenwende, zuerſt das Licht der Welt erblickte, eine kleine Inſel, der Länge nach in wenigen Minuten zu durchſchreiten. Ein weltvergeſſenes Städtchen liegt darauf, Ratzeburg, die Reſidenz des Herzogtums Lauenburg, dem heute freilich ein Großer neue Berühmtheit verſchafft hat. Keine große Straße führte damals dahin, keine Chauſſee — ſelbſtverſtändlich keine Eiſenbahn — noch ſtreiften ſie am See entlang. Was an Wagen kam oder die Stadt verließ, hatte den tiefen Sand eines unſicheren Weges zu durchmahlen oder ließ ſeine Spuren im ſteifen Lehmboden zurück. Zur Inſel über den See führte von der einen Seite ein Damm auf dem feſten Grunde der Ringmauer des alten, längſt verſchwundenen Herzogsſchloſſes, von der anderen eine lange hölzerne Brücke, welche Jahre ſpäter vor dem Erdreich eines daneben aufgeführten neuen Dammes in die Fluten des Sees verſank.

So war das Städtchen nicht ohne Schwierigkeit zu erreichen, und ſelten genug fand ſich auch ein Fremder ein. Und doch hatte es genug der Reize zu bieten, vielleicht den ſchönſten Naturgenuß, über den die norddeutſche Tiefebene

zu verfügen hat. Zwar auf den Kieſelſteinen des Straßen-pflaſters zu flanieren, die man wie in boshafter Abſicht mit den Spitzen nach oben ſtellt, war weder für Heimiſche noch Fremde ein Vergnügen, aber das Eiland lag oder liegt wie ein in Email gefaßtes Juwel inmitten des Sees und ſeiner lieblichen Umgebung. Sanft ſteigt es von beiden Seiten her aus dem Waſſerſpiegel empor, ein Haufe kleiner, aus grell-roten Ziegeln erbauter Häuſer mit roten Ziegeldächern, rings vom Grün der Gärten umgeben, ein Anblick, der dem alten Robinſon-Campe den etwas proſaiſchen, doch nicht unpaſſenden Vergleich einer Schüſſel roter, von grüner Peterſilie um-gebener Krebſe entlockte. Saftig-grüne, von Quellen durch-zogene Wieſen bilden zunächſt die gegenüberliegenden Ufer, darüber leichte, mit den ſchönſten Buchen beſtandene Höhen, die ihrerſeits von Dörfern unterbrochen ſind, deren wendiſche Namen noch an die alte, ſeit langem völlig germaniſierte ſlaviſche Bevölkerung erinnern. Unter die dichten Laubgewölbe der hohen weißen Buchenſtämme locken uns Waldwege, an ſtillen Bächen entlangziehend oder wechſelvoll über Anhöhen und Senkungen führend, Philoſophengänge, deren feierlichem Dunkel, deren tiefem Schatten, deren Kühle und Stille nur die Philoſophen fehlen. Liebliche Ausblicke gewähren ſie in den Lichtungen auf den blanken See, auf das Häuflein grün umgebener Häuſer und den alten Dom, der mehr als ein halbes Jahrtauſend an ſich vorüberziehen ſah, der den Stürmen des Krieges, den Kugeln der Belagerer trotzte, bis ihn erſt in allerjüngſten Tagen der Blitzſtrahl traf und einen großen Teil durch Feuer zerſtörte.

So liegen Stadt, Inſel und See in meiner Erinnerung, lieblich und reizvoll, ſtill und friedlich, abſeits vom Verkehre, vergeſſen von der Weltgeſchichte, ein Idyll nach Natur und Leben; nur die Verbindung mit Lübeck, der Handelsſtadt,

hielten ein paar Segelbote aufrecht, welche allwöchentlich die Fahrt machten, Kaufmannsgüter zu holen.

Einem Idyll glichen auch Intelligenz und Politik; sie schlummerten sanft und tief. Jene, soweit sie journalistisch war, versah ein einziges Wochenblättchen „Der Anzeiger", so viel Redakteur und Drucker — beide waren eine und dieselbe Person — an Intelligenz zu bieten hatten. Eine gestohlene Erzählung, die Mitteilungen des hohen Rates, ein paar Annoncen, wie über die Ankunft neuer Heringe, war alles, was es brachte. Was man weiter an Geist und Litteratur bedurfte, das kam, vermittelt durch den Buchbinder, zeitweilig „auf der Fuhre" aus Lüneburg von der trefflichen Buchhandlung Herold und Wahlstab. Eine eigene Buchhandlung gab es noch nicht im Lande. Der Buchbinder war es auch, der die Leihbibliothek hielt: Paul de Kock, Bulwers Romane, vor allem Rinaldo Rinaldini, das war das beliebteste Lesefutter. Uns Knaben begeisterten sie zu großen Thaten in Feld und Wald und Busch. Wir kannten kein schöneres Spiel als „Räuber und Gensdarmen" mit Armbrust und Pustrohr.

Politik, wie gesagt, gab es in Stadt und Land noch nicht. Die schleswig-holsteinische Frage, welche später so hohe Wogen schlug und auch das Ländchen in ihre Kreise zog, schlummerte noch im Schoße ungeborner Weltgeschichte. Von dieser erfuhr man nur — viel gab es ja damals nicht in den zwanziger und dreißiger Jahren — durch den „Hamburger Korrespondenten", der von Haus zu Haus, von Hand zu Hand ging und so wochenlang verspätete Nachrichten den Bewohnern überbrachte. Sie regten nicht mehr auf.

Die „hohe Regierung", damals noch aus dänischen Beamten bestehend, hatte keine Revolution zu befürchten. Auch „Bürgermeister und Rath", mit dem stolzen Namen der

Senatoren benannt, Krämer, Sattler, Bäcker oder dergleichen gute Handwerker, führten durchaus ein väterliches Regiment. Zwar drohte noch auf dem Marktplatze an der Ecke des „großen Ratskellers" (Rat und Keller waren ja nie weit von einander in deutschen Städten), des ersten Gasthauses, das mittelalterliche Halseisen, doch erinnere ich mich nicht, jemand in seiner Umarmung oder vielmehr Umhalsung gesehen zu haben. Nur einmal im Jahre gab es große Aufregung mit viel Böller- und Flintengeknall, das mächtig von Ufer zu Ufer hallte und selbst die Ruhe der Toten störte, denn die Kugeln sausten zur Scheibe über den Kirchhof hinweg. Man war nicht so sentimental in solchen Dingen wie heute. Es war das Schützenfest, die große Frage, wer als Schützenkönig, geschmückt und behängt mit großen silbernen Ketten und Schildchen und Medaillons, über die lange Brücke in das festliche Städtchen einziehen sollte. War die Frage entschieden, der neue König eingezogen, so versank Alles wieder in friedliche Ruhe.

Meine persönlichen Erinnerungen, von denen ich ja zumeist zu erzählen habe, reichen weit zurück tief in das kindliche Alter. So wie ich meine Blicke in jene Zeiten tauche, um das Jahr 1830 und selbst früher noch, steigen die Bilder mit wundervoller Klarheit in meinem Geiste empor. Lange, lange haben sie geschlummert, verschleiert, vergessen und versunken, und nun stehen sie vor mir, mit einer Schärfe und Deutlichkeit, als wären nicht zwei Menschenalter, sondern nur wenige Jahre darüber hinweggegangen. Ich sehe mich als Kind, höchstens vier Jahre alt, in der sogenannten guten Stube, neben einer schönen, jungen Dame spielen, welche der Zufall auf längere Zeit zu einem Mitbewohner des Hauses, zu einem Mitgliede der Familie gemacht hatte. Ich sehe sie am Schreibtische sitzen, Briefe schreibend, ich sehe ihre feine,

zierliche Handschrift — ich würde sie heute noch erkennen: ich sehe die zarten, weißen, etwas mageren Hände, die schlanke Figur, den blassen, feingeformten Kopf mit dunklen Augen und dunklem Haar; ich sehe mich selber, wie ich an ihrer Hand durch Wald und Feld spazieren gehe. Ist es vielleicht dieser allerfrüheste Eindruck gewesen, der unbewußt, aber tief eingegraben, mich so für mein ganzes Leben zum Verehrer der Schönheit im Leben wie in der Kunst gemacht hat?

Dem sei nun, wie es sein mag. Ein anderer Eindruck der Kindheit aber hat bestimmt vorgehalten und nachgewirkt, bis die Sehnsucht, welche er hervorgerufen, Erfüllung fand. Wir hatten als Kinder, jedenfalls vor meinem siebenten Jahre, als Erbteil der älteren Brüder einen „Guckkasten" und für denselben etwa ein halbes hundert kolorierte Tafeln mit Ansichten aus Venedig. Die Bilder mit den Palästen, Lagunen, Gondeln und Gondolieren haben sich fest dem kindlichen Gemüte eingeprägt und unauslöschlich blieb die Sehnsucht nach dieser so fremdartigen, so wundersamen Stadt. Die Bilder wirkten mit dem Zauber des Märchens. Erst spät konnte die Sehnsucht in erwünschter Weise Befriedigung erhalten, nachdem die alten Vorstellungen schon von den duftigen, silbern schimmernden Gemälden Canalettos verlöscht oder vielmehr verbessert waren.

Eben so klar und lebhaft steht in meiner Erinnerung das ganze erste Elternhaus. Mein Vater war noch am Ende des vorigen Jahrhunderts nach Ratzeburg gekommen. Als Sohn eines Försters aus der Gegend von Hannover, hatte er den hannoverischen Truppen angehört und war nach Auflösung derselben in der Franzosenzeit im Lande und in Ratzeburg geblieben, hatte eine Hamburgerin geheiratet und draußen vor der langen Brücke eine Landwirtschaft übernommen, die er später mit einer größeren „Land- und Stadtwirtschaft"

und dem Wohnsitze in der Stadt vertauscht hatte. Die Franzosenzeit war für ihn die große Zeit, die Zeit der Erinnerungen geworden, von denen er lebendig zu erzählen liebte. Lieferungen, die er für die Truppen besorgte, hatten ihn mit vielen französischen Generalen, selbst mit Davoust, in persönliche Beziehungen gebracht. Ich, das zweitjüngste Kind, aus zweiter, ebenfalls mit einer Hamburgerin geschlossenen Ehe, hing begierig an diesen Erzählungen, die besser als Bücher von der Franzosenzeit an der Nieder-Elbe eine Vorstellung gaben. Meine Mutter konnte sie ergänzen, denn sie hatte als junges Mädchen die Belagerung Hamburgs in den Jahren 1813 und 1814 miterlebt. Selbst unsere Wärterin war kriegserfahren und pflegte davon zu erzählen, wie sie im Jahre 1806 den Sturm der Franzosen auf Lübeck, den Kampf mit den Preußen unter Blücher in den Straßen mit angesehen hatte. Unter solchen Erinnerungen wuchsen wir als Kinder heran.

Ich war, wie gesagt, das zweitjüngste Kind von elf Geschwistern. Mein ältester Bruder, schon im Jahre 1800 geboren, ging also mit dem Jahrhundert. Er hatte längst das Elternhaus verlassen, als ich geboren wurde und zum kindlichen Bewußtsein heranwuchs. Ich lernte ihn später kennen. Nach und nach verließen auch alle älteren Brüder das Haus in verschiedenem Berufe; nur wir jüngeren von der zweiten Mutter blieben lange. So ist es gekommen, daß die ganze Familie niemals vollzählig beisammen gewesen.

Zur Zeit, da meine Erinnerungen beginnen, befanden wir uns bereits in der größeren Stadtwirtschaft. Das frühere Haus, jenseits des Sees an der Brücke, tief, fast im Wasser gelegen, diente im Jahre 1830 als Wachposten gegen die Cholera, welche von Hamburg und Lübeck auch auf unsere Insel hereinzubrechen drohte. Da mein Vater mit anderen

Bürgern die Wache hatte, ſo wanderte ich öfter hinaus, obwohl ich erſt fünfjährig war. Ich half mit oder ſah zu, wie die Briefe durchlöchert wurden, um den Rauch durchziehen zu laſſen: ich ſah auch die armen Paſſagiere in der Räucherkammer ſitzen, in welcher alle, die zur Stadt wollten, eine Zeitlang verweilen mußten. Ob es geholfen hat, weiß ich nicht, aber ſicher iſt, die Stadt blieb von der Seuche verſchont.

Jenes Haus in der Stadt, von dem ein kurzer, holprig ſteiniger Weg zum See hinabführte, war ein langgeſtrecktes Gebäude, in deſſen oberem Geſchoße noch die alten Beſitzer wohnten. Es enthielt im Erdgeſchoße Brauerei und Brennerei, eine große Diele oder Flur und unſere Wohnräume. Links der Diele, vom Eingange gerechnet, lag das gewöhnliche Wohnzimmer, einfach möbliert, mit ſteifem Kanapé, einem wohlgeſcheuerten, mit reinem Sande beſtreuten Fußboden von weichem Holze. Zur anderen Seite befand ſich die „gute Stube“, die der Geſelligkeit vorbehalten war, ein größeres Gemach mit Mahagoni-Möbeln im Empire-Stil, Seſſel und Sofa mit dem glatten, ſchwarzen Haarſtoffe überzogen, hart und ſteif gepolſtert. In dieſem Raume gab es wohl nicht häufig Geſellſchaft, doch ſind mir davon weniger die Gäſte als die langen neuen Thonpfeifen mit der bunten Federpoſe an der Spitze, wie nicht minder die papiernen „Fidibus“ in beſticktem Becher mitſamt „Knaſter dem gelben“ in lebhafter Erinnerung geblieben. Auch ein Wechſel der Zeiten! Die weißen, brechlichen Pfeifen von kreidigem Thon, wie wir ſie heute kaum noch anders als auf alten holländiſchen Bildern oder als kurze „Stummel“ im Munde norddeutſcher und holländiſcher Matroſen finden, ſind von den Cigarren verdrängt worden, und dieſe wieder räumen den Cigarretten den Platz. Dazumal waren jene Pfeifen hochelegant, und eine Geſellſchaft erforderte ſie neu und unangeraucht, obwohl ſie

gerade in ihrer Neuheit eine bittere Gaſtgabe waren. In ſolchem Rufe ſtanden ſie wenigſtens.

Das Haus hatte rückwärts und zur Seite einen ſehr geräumigen Hof, und dieſer wieder war von Stallungen umgeben, in denen zu Zeiten an zwanzig Pferde ſtanden. Auch an Kühen und Federvieh war kein Mangel. Da gab es nun für das Kind und den Knaben viel Unterhaltung den ganzen Tag. Ich trieb mich in den Stallungen umher, fütterte die Hühner, verſtieg mich zwiſchen den gewaltigen Bierbottichen und betrachtete in denſelben das ſchäumende, gährende Naß. Drunten am See war eine Tretmühle, welche das Waſſer zur Brauerei hinauftrieb; auch in ihr hielt ich mich zu den Knechten und ſtieg mit ihnen von Stufe zu Stufe. Dem Hauſe gegenüber lag eine Schmiede mit dem vierpfoſtigen Pferdeſtande daneben. Ich ſah in die rote Glut, ſah das Hufeiſen ſchmieden und ſtand daneben, wenn es dem Pferde angelegt wurde. Mit Zuſehen lernte ich auch allerlei Landwirtſchaftliches. Ich war bei der Fütterung, ſah die Kühe kalben, fuhr auf dem Leiterwagen zu Felde und kehrte auf dem vollen Heu- und Erntewagen, am Beſebaum mich feſthaltend, wieder zurück. Selbſt einen Weber und einen Färber konnte ich beſuchen, welche in der Nähe ihre Werkſtätten hatten, des Sattlers, des Tiſchlers und anderer Handwerker nicht zu gedenken.

So bildeten ſich in der jugendlichen Seele mannigfache Vorſtellungen, welche ſich im Alter des Mannes vielfach nützlich und fruchtbringend erweiſen ſollten. Schlummernd in den Jahren der gelehrten Studien, ſollten ſie ſpäter wieder hervorbrechen, da mein Leben, von der Wiſſenſchaft und dem Unterrichte hinweg, eine praktiſche Richtung einſchlug. Schwerlich hätte eine große Stadt mir das Gleiche geboten. Die kleine, von den großen Weltſtraßen abgelegene Stadt

mußte in vielen Dingen ſich ſelber helfen und ſich ſelber ſchaffen und erarbeiten, was ihr heute die großen Fabriken im modernen Verkehre mit leichteſtem Transporte mühelos und billig zuführen. So lernte ich gar früh vielerlei Menſchenthätigkeit kennen; ich war zuhauſe im Handwerke, ich ſah ſäen und ernten und lernte ſelbſt die Früchte des Feldes unterſcheiden, wenn ſie noch im kurzen grünen Halme eben der Erde entſproſſen waren.

Mit meinem ſiebenten Jahre änderte ſich dieſes glückliche Leben. Es kamen ſchlechte Jahre und Unglücksfälle, bei dem Vater begann das Alter ſich geltend zu machen, und die Wirtſchaft wurde eingeſchränkt. Wir wanderten durch verſchiedene Wohnungen, bis wir einen Teil unſeres eigenen Hauſes beziehen konnten, das bis dahin ganz vermietet geweſen. Es war ein altes einſtöckiges Gebäude von Fachwerk und Ziegeln, baulich von gar keinem Werte, aber es hatte einen Garten neben ſich, der uns für Winter und Sommer als Spielplatz erfreute. Ein großer Raſenplatz diente uns zu Turnier und Ringkampf und Schneeſchanzen; für die Vögel in den mächtigen alten Pappeln, welche die Straße flankierten, waren wir immer mit Armbruſt und Puſtrohr bewaffnet, der Boden der Stallung bot uns Raum zu einem Taubenſchlage, der mit Edeltauben gefüllt war; wir hielten Kaninchen in großer Zahl und mancher Art. Als Haus und Garten verkauft wurden, um einem Neubau Platz zu machen, zogen wir in ein kleines Haus, unmittelbar am See gelegen. Es waren ſchon die letzten Jahre meines Vaters und für mich die letzten des Gymnaſiums.

Die erſten Jahre der Schule, da das Kind zum Knaben heranwuchs, haben mir weniger lebhafte oder für die Zukunft bedeutſame Erinnerungen zurückgelaſſen als die Jahre der Kindheit und die des Gymnaſiums. Ich ging den gewöhn-

lichen Weg von der Kinder- und Mädchenschule — denn wir Knaben saßen mit den Mädchen in demselben Schulzimmer — zur Volks- oder Bürgerschule und dann zum Gymnasium. Zuhause ging es anständig zu nach alter guter Bürgersitte, um so wilder und roher unter den Kameraden der Volksschule. Die Zucht richtete nicht viel aus, es waren zu schlechte Elemente darunter; für vornehme oder Knaben besserer Familien gab es noch keine besonderen Schulen bis zum Gymnasium. Wir Knaben der Volksschule sprachen stets plattdeutsch untereinander, während der Unterricht hochdeutsch geführt wurde. Plattdeutsch wurde in allen Bürgerfamilien gesprochen. Auch meine Eltern, die noch aus dem guten Bürgerstande des vorigen Jahrhunderts stammten, sprachen miteinander plattdeutsch, mit uns Kindern aber hochdeutsch, ebenfalls wir Geschwister untereinander hochdeutsch. So waren wir ein lehrreiches Beispiel des Überganges des einen Idioms in das andere. Auf dem Gymnasium war die Verkehrssprache unter den Schülern bald hochdeutsch, bald plattdeutsch. Wir waren alle des Plattdeutschen mächtig und sprachen es mit voller Natürlichkeit als Muttersprache.

Ich war auf der Schule nie ein rascher Vorwärtseiler und zählte daher nahezu zwölf Jahre, als ich in das Gymnasium eintrat, und voll zwanzig, als ich zur Universität abging. Mit unserem Gymnasium, der sogenannten Domschule, Schola cathedralis Raceburgensis, wie sie sich nach altem Herkommen lateinisch benannte, waren es sehr eigentümliche Verhältnisse. Sie konnte auf Jahrhunderte ihre Existenz zurückrechnen und hatte daher viel Altes bewahrt.

Die Domschule war mecklenburgisch, zum sogenannten Fürstentum Ratzeburg gehörig, das, ehemals das Bistum Lübeck bildend, säkularisiert worden und damals wie jetzt einen abgelegenen Teil des Großherzogtums Mecklenburg-

Strelitz bildete. Die Grenze zwischen beiden Ländern oder Ländchen, jenem Fürstentum und Lauenburg, schneidet mitten, fast unsichtbar zwischen den Häusern, durch die Insel. Auf der kleineren, gartenreichen Hälfte, dem sogenannten Domhofe, liegt der alte Dom, dessen erster Bau noch auf Heinrich den Löwen zurückgeht. An den Dom stößt ein altes, mächtiges Gebäude, eine ehemalige Prämonstratenser-Abtei, während die wenigen, meist in Gärten gelegenen Häuser großenteils in katholischen Zeiten dem Bischof und seinen Domherren gehörten. An der entgegengesetzten Seite des Domes, der Stadt Ratzeburg zugekehrt, befindet sich der Friedhof der kleinen Domgemeinde, die sich noch aus einigen Ortschaften jenseits des Sees ergänzt. Zwischen dem Friedhofe und der Stadt liegt ein großer freier, mit Kastanien und Linden besetzter Platz, der Spielplatz der Gymnasialjugend. Sein Name Palmberg, d. i. Polabenberg, weist auf die alten slavischen Bewohner in den heidnischen Zeiten hin. Die Polaben haben auch der Stadt den Namen gegeben von ihrer Liebesgöttin Racis oder Racivia, deren Tempel einst an Stelle des Domes stand.

In jenem alten Gebäude der Prämonstratenser-Abtei, das mit einem Kreuzgange und der Kirche zusammen den inneren Friedhof umschloß, befand sich nun unser Gymnasium samt den Wohnungen einiger der Lehrer, welche an die Stelle der Domherren getreten waren. Unsere Lehrzimmer, sowohl der Schulsaal, das ehemalige Refektorium, im Kreuz gewölbte Räume, mündeten auf den Kreuzgang, der in kalter Winterzeit auch den Schülern während der freien Zwischenzeit der Lehrstunden zum Aufenthalte diente, wohin sich die von Kälte und Schnee vertriebenen Vögel flüchteten, aber den Verfolgungen mitleidsloser Schüler anheimfielen.

Die Situation ergab manches Sonderbare. Die staatliche

Grenze wurde im gewöhnlichen Leben gar nicht beachtet: man konnte nach Belieben im Lauenburgiſchen oder Mecklenburgiſchen wohnen, ja man hätte, wie in Jean Pauls „Flegeljahren“ ſo auf oder über der Grenze geboren ſein können, daß man zweifeln mochte, weß Landes Kind der Neugeborne ſei. Die wenigſten Schüler waren Mecklenburger, die meiſten ſtellte Ratzeburg ſelbſt und das Herzogtum. Ich ſelbſt wohnte in der Stadt und gehörte dazu. So hatte ich täglich mehrere Male die Grenze hinüber und herüber zu paſſieren. Morgens wie Nachmittags ging ich nach Mecklenburg und kehrte nach Schluß der Schulſtunden wieder ins Lauenburgiſche zurück; ja gewöhnlich holte ich mir auch in der freien Viertelſtunde mein Butterbrot in Lauenburg und traf rechtzeitig wieder in Mecklenburg ein.

Waren die Schüler zumeiſt Lauenburger, ſo kamen die Lehrer aus Mecklenburg-Strelitz. Mit wenigen Ausnahmen waren es nicht geſchulte Lehrer oder gar im Seminar gebildete Philologen, ſondern Kandidaten der Theologie, welche warteten, daß ihnen in Stadt oder Dorf ein Predigtamt zufiel. So war ihr Unterricht gut oder ſchlecht, je nach der Perſönlichkeit. Von Methodik des Unterrichtes, von ſyſtematiſcher Anordnung und Aufeinanderfolge des Lehrſtoffes, wie ſie heute überall an den Gymnaſien eingehalten werden, war keine Rede; dafür gab es auch keine Pedanten, keine Überbürdung, welche die allgemeine Klage der Gegenwart bildet; Schüler wie Lehrer erfreuten ſich einer gewiſſen Freiheit der Lehrzeit wie des Lernens. Das ſtimmte völlig mit dem patriarchaliſchen Regiment und dem idylliſchen Charakter von Stadt und Land. Die Iſolierung, die Abgeſchloſſenheit machte ſich auch im Leben der gelehrten Schule geltend. Man ließ es ſo hingehen, und es ging nicht ſchlecht. Man konnte aus einer Klaſſe in die andre verſetzt werden, ohne an einen

bestimmten Zeitraum gebunden zu sein; Faule und Unfähige konnten auch Jahre in derselben Klasse bleiben, ohne Furcht, weggejagt zu werden, so lange, bis sie, wie man sagte, die Bank durchgesessen hatten.

Der Schüler waren wenige im Verhältnisse zu anderen Gymnasien, kaum fünfzig bis sechzig, auf fünf Klassen verteilt. Der Unterricht konnte also mehr individuell sein, und das Beste wurde in den Lehrstunden selber gelernt. Griechisch und Latein standen in der alten protestantischen Gelehrtenschule obenan, dann kam Geschichte, Religion und Mathematik; die Naturwissenschaften blieben ganz aus, mit Ausnahme der Physik, welche aber auch erst in den allerletzten Jahren einen Lehrer erhielt. Deutsch wurde so mitgelernt und an den schriftlichen Aufsätzen stilistisch eingeübt; die Orthographie brachte man schon mit. Eine deutsche Grammatik gab es nicht, ein deutsches Lesebuch eben so wenig. Den Ersatz bildete in erster Linie Schiller, der fleißig, auch wohl mit verteilten Rollen, gelesen wurde. Die Grammatik ersetzten mündliche Bemerkungen der Lehrer, darunter ich mich noch heute der kurzen, aber vortrefflichen Winke eines der Lehrer, auch eines Theologen, erinnere, die mir später in meinem schriftstellerischen Deutsch von großem Nutzen gewesen sind.

Trotz solcher patriarchalisch idyllischer Zustände und trotz des beständigen Wechsels der Lehrer, trotz der mangelnden Methodik herrschte doch ein guter Geist auf der Schule, ein guter, freier, keineswegs theologisch angehauchter Geist, und nicht bloß ein guter, sondern ein echt patriotischer Geist, ein national-deutscher, wie man heute sagen würde. Lehrer wie Schüler standen noch ganz unter der Nachwirkung der großen Freiheitskriege, unter dem Eindrucke der Siege in den Jahren 1813 bis 1815. Unser erster Direktor, unter dem ich in die Domschule eintrat, führte den patriotisch gefeierten Namen Arndt

und machte durch Geſinnung und Haltung dieſem Namen Ehre. Sein Nachfolger, der feingebildete Ulrich Becker, hatte mit den Brüdern Boiſſerée, den Wiederentdeckern und Wiedererweckern der deutſchen Kunſt, in Freundſchaft geſtanden und trat durch ſeine Heirat mit einer Hufeland den Jenaer und Berliner Kreiſen nahe. Deſſen Nachfolger wiederum, Zander, ein langjähriger Lehrer der Domſchule und überhaupt der letzte Direktor des Mecklenburger Gymnaſiums, hatte den Krieg an der Nieder-Elbe, den er auch in einem vortrefflichen Buche beſchrieben hat, als Jäger im Lützow'ſchen Freikorps mitgemacht und war beim Einzuge der Verbündeten in Paris geweſen. Später hatte er als Student in Berlin gelebt zu jener Zeit, als dort Turnerei und Deutſchtum in voller Blüte ſtanden. Wir alle, die Generationen der Schüler, liebten und verehrten den vortrefflichen Lehrer, der uns in in ſeiner ſtraffen Haltung, in ſeiner hohen, bis ins letzte Alter bewährten Männlichkeit als ein würdiges Vorbild erſchien. Im Äußeren mehr Soldat als Schulmeiſter, war er doch ein bewährter und anerkannter Philologe, mit dem wir Aeſchylos und Sophokles trieben. Die Encyklopädie der Wiſſenſchaften von Erſch und Gruber enthält viele Arbeiten von ihm, beſonders auf dem Gebiete der klaſſiſchen Geographie. Wie er der letzte Direktor der Domſchule war, ſo wurde er nach deren Aufhebung der erſte Direktor des Lauenburgiſchen Gymnaſiums in der Stadt Ratzeburg.

So waren die Wellen der Befreiungskriege auch an das Ufer der vereinſamten Inſel geſchlagen, und die Nachwirkungen, Geiſt und Geſinnungen, blieben feſt und ſtark auf dem Domhofe bei Ratzeburg. Anders war es freilich mit den braven Bürgern des Städtleins, bei denen kaum von patriotiſcher Geſinnung die Rede war. Die von Dänemark eingeſetzte Regierung hätte dergleichen auch nicht aufkommen laſſen.

TAYLOR INST. OXFORD

Wir aber, wir Domschüler, hielten fest zu unsern Lehrern. Wenn wir turnten, geschah es nicht allein um der Kraft und Gesundheit willen, sondern wir betrachteten das Turnen als eine deutsche Sache und eine deutsche Pflicht. Jede Turnübung wurde mit patriotischen Liedern aus den Befreiungskriegen geschlossen. Wir hatten dazu ein kleines Liederbuch, welches der vorhin schon genannte Direktor Arndt zusammengestellt hatte. Wenn wir vom Turnplatze im Römnitzer Holze durch das Bäker Holz heimzogen, erklangen die Lieder von Schill, Scharnhorst und Blücher durch den hochstämmigen Buchenwald. Wir glaubten noch an den Turnvater Jahn, und seine Schriften: „Deutsches Volkstum", „Merke" sowie die „Fahrten des Alten im Bart" wurden noch gelesen trotz ihres oft wunderlichen Stiles und mitunter seltsamen Inhalts. So war uns der Franzosenhaß eingeimpft worden, und wenn wir auch nicht mit Jahn eine breite Dornenhecke zwischen Frankreich und Deutschland pflanzen wollten, so standen wir doch ganz, Schule wie Schüler, unter dem Einflusse jener aus den Kriegsjahren hervorgegangenen, gegen Frankreich gerichteten Gesinnungen. Lebten doch auch noch Viele, welche die Schrecken der napoleonischen Herrschaft mit gesehen, mit ertragen hatten. Immerhin waren solche Gesinnungen, wenn auch auf kleinstem Gebiete, das lebendige Zeugnis eines Geistes, der sich die lange Zeit der Reaktion still erhielt, um später zu großen Thaten wieder hervorzubrechen.

Der 18. Oktober, die Wiederkehr des Leipziger Schlachttages, war der größte Festtag der Schule. Schon im ersten Morgengrauen, wenn die Stadt noch wie im nächtlichen Dunkel lag, standen wir Chorschüler vereint auf dem hohen Domturme und ließen den Kirchengesang: „Nun danket Alle Gott" hinaus ertönen. Im Laufe des Tages gab es auf dem Gymnasium bei Anwesenheit von Herren und Damen

des Städtchens eine Schulfeier, bei welcher Reden gehalten und die Prämien, in schön gebundenen wertvollen Büchern bestehend, an die Fleißigen verteilt wurden. Abends, wenn es dunkel geworden, fuhren wir dann alle, mit Fackeln bewehrt, an das jenseitige Ufer des Sees, wo oben auf breitem, hoch ansteigendem Felde aus alten Theertonnen, Scheitern und Stroh ein mächtiger Turm errichtet war. Wenn die Nacht hereingebrochen, zündeten wir die Fackeln an, liefen, weit sichtbar, unsere Kreise und Windungen auf dem weiten Felde und warfen schließlich die zu Ende brennenden Fackeln in den Scheiterhaufen. Wenn die Flammen hoch emporloderten, sangen wir das traditionelle Lied von der Leipziger Völkerschlacht:

„Was strahlt von der Berge nächtlichen Höh'n
Wie heilige Opferflammen,
Was umschwebet uns heimlich wie Geisterweh'n
Und sagt, uns sei heute was Großes geschehn,
Und führet uns feiernd zusammen?
Wir feiern die herrliche Siegesnacht
Des Kampf's für die Freiheit, die Leipziger Schlacht."

Eine fröhliche Kneiperei schloß den festlichen Tag. So haben wir es gehalten, Jahr für Jahr, bis die Domschule selbst ihr Ende fand. Mit ihr verging das Oktoberfest und so manche originelle Einrichtung, die sich aus alter, wohl noch mittelalterlicher Zeit erhalten hatte.

Eine solche eigentümliche Einrichtung bildeten eben die Chorschüler. Stimmbegabte oder auch nichtstimmbegabte Schüler mußten allsonntäglich den Kirchengesang unter Führung eines sangeskundigen Lehrers, des „Cantors", begleiten. Wir erhielten dazu zweimal wöchentlich Unterricht im vierstimmigen Gesange, eine Zeitlang mit solchem Erfolge, daß wir an Festtagen Motetten und Kantaten aufführten, ja sogar einmal uns zu einem Wohlthätigkeitskonzerte verstiegen.

Übrigens waren dieſe Leiſtungen nicht umſonſt: wir erhielten dafür nicht unanſehnliche Bezahlung. Der Dienſt war im Winter in der großen, eiskalten Kirche keineswegs angenehm, zumal bei der überlangen Predigt unſeres alten Propſtes, der „mit weltüberwindendem Heldenmute“ wohl anderthalb Stunden ſeine mächtige Stimme erſchallen ließ, während wir und die andächtigen Zuhörer „mit heldenkühnem Weltüberwindermute“ — ſo lauteten die Varianten ſeines Lieblingswortes — in gelinder Verzweiflung ausharrten. Nicht minder ſchlimm war es, wenn wir an ſtürmiſchen Schnee- und Regentagen die Leichen mit Geſang zum Grabe begleiteten. Auch das gehörte zu unſerer Verpflichtung. Wir führten ſingend die Leiche aus dem Hauſe des Geiſtlichen auf den an die Kirche anſtoßenden Friedhof; nach der Beerdigung gingen wir in die Kirche, noch ein kurzes Wort der Erbauung anzuhören. Für dieſe Dienſtleiſtung wurden wir beſonders bezahlt, freilich ſehr gering. Nur wenn es eine ſogenannte ſtille Leiche gab, d. i. eine vornehmere, ſo fiel unſere Begleitung hinweg. Aber gerade die brachte uns einen viel bedeutenderen Vorteil. Man kaufte ſich damit gewiſſermaßen los von unſerer Begleitung und unſerem Geſange — gerade keine Ehre für uns.

Übrigens war der Winter, ſo rauh und unfreundlich er zu ſein pflegte, keine unerfreuliche Zeit, hatten wir doch den ſchönen Platz des Palmberges zu kriegeriſchem Schneeballwerfen, dazu die leichten Anhöhen, von denen wir auf kleinen Handſchlitten hinabſauſten, vor Allem aber die große, drei Stunden lange Eisfläche des Sees, die nicht ſelten Wochen und Monate lang einen feſten, ſpiegelglatten Boden darbot. Wer konnte nicht Schlittſchuh laufen? Nur die Damen Ratzeburgs hatten dieſes höchſte aller Bewegungsvergnügen noch nicht entdeckt; ſie ließen ſich lieber von einem Herrn im

Schlitten fahren. So war auch das Geſchlecht der „Eismütter“ noch unentdeckt. Wir Knaben und Jünglinge aber tummelten uns auf den Schlittſchuhen bis tief in die Nacht; wir ſpielten auch unſere Spiele auf dem Eiſe, wie wir ſie zu anderer Jahreszeit auf dem Lande gewohnt waren. Ich für meine Perſon hatte es damals in den letzten Gymnaſialjahren beſonders bequem. Wir wohnten ſo unmittelbar am Waſſer, daß ich die Schlittſchuhe im Zimmer anſchnallen konnte. Um die halbe Inſel herum lief ich vom Hauſe zum Gymnaſium und ſo wieder heim.

Auch im Sommer bot uns der See beſonderes Vergnügen. Fiſchen und Vogelſtellen — obwohl wir auch das trieben — hat wenig an uns verdorben, aber das Fahren auf dem Waſſer trieben wir mit großer Paſſion. Der Ruderſport, Wettfahren, war freilich noch nicht erwacht; es gab kaum ein Kielboot auf dem ganzen See, nur Fiſcherkähne und Fährmannsboote, welche die Überfuhr vom Domhofe nach der Bäk (ſo von einem mühlentreibenden Bache genannt) und nach der Römnitz, einer Domäne mit hübſchem Gehölze, und dem hohen, weit in die See vorſpringenden „Schwalbenberge“ beſorgten. Dieſe Fährmannsboote, flach, aber ſolid gebaut und mit ſtattlichem Segel verſehen, waren unſere Fahrzeuge, mit denen wir in den langen Tagen der Sommerferien alle Ecken und Winkel der Ufer und ihre verſchiedenen Dörfer und Wirtſchaften aufſuchten. Manchen Sturm haben wir mit ihnen beſtanden. An ſchönen Sommerabenden aber, wenn der See ſtill wie ein Spiegel im Mondenlichte erglänzte, ruderten wir mit ihnen, unſere Lieder ſingend, rings um die Stadt. Gefahr gab es nicht, höchſtens daß das Boot auf einem der Pfähle aufſaß, welche rings die ehemalige Feſtung noch heute ſichtbar oder unſichtbar umgeben; gute Schwimmer aber waren wir alle, und Mancher

hat ſchon ſchwimmend den See in ſeiner größten Breite durchkreuzt.

Weite Reiſen waren damals noch nicht bei Gymnaſiaſten an der Zeit. Wir hatten keine anderen Beförderungsmittel als unſere Füße, die denn auch fleißig zu kleinen Turnerfahrten, wie an den Schallſee mit ſeinen lieblichen Ufern und Inſeln, benützt wurden. Alle Nachbarortſchaften ſahen und kannten uns, und nicht leicht gingen wir auf Land- und Feldwegen an einem „Kruge" vorüber, wo „der Herrgott ſeinen Arm herausſtreckte", ohne einzutreten und nach dem Guten zu fragen. Insbeſondere ſuchten wir in der Umgegend die Eltern unſerer Freunde und Schulkameraden auf. Wir kehrten beim Förſter Wicht ein, wo es alten ſchäumenden Met gab, oder beim Paſtor Fiſcher, wo wir auch etwas Anderes als Gottes Wort zur Speiſe bekamen. Selbſt der fromme Paſtor Claudius in Sahms, derſelbe, an den der alte Matthias Claudius die vortrefflichen Worte „an meinen Sohn Johannes" hinterlaſſen hat, bewillkommnete uns mit einem ſchönen Spruch von Jean Paul, als wir, mein Bruder Johannes und ich, eines Abends nach langer Wanderung im Regen bei ihm einkehrten. Dem herzlichen Worte folgte aber alsbald eine dampfende Punſchbowle, die wir fröhlich mit Eltern und Söhnen austranken.

Gelegentlich machte man auch allerlei nützliche Erfahrungen, nicht unintereſſant für Volkskunde und Sittengeſchichte und charakteriſtiſch für Art und Weſen norddeutſcher Bauern. So z. B. geſchah es eben dem erwähnten Paſtor im Städtchen Schönberg, dem Hauptorte des Fürſtentums Ratzeburg, daß ihm als Deputat an einem und demſelben Tage 1500 Eier von ſeinen Pfarrkindern ins Haus gebracht wurden, ein Schrecken für die Paſtorin trotz der großen Haushaltung, denn proteſtantiſche Pfarrer pflegen ja mit Kindern

geſegnet zu ſein. Wie gern hätte ſie ihren Reichtum auf verſchiedene Zeiten verteilt, aber der kennt jene harten Bauernköpfe ſchlecht, wer dergleichen von ihnen verlangt hätte. Kein Bauer, kaum eines der ſtädtiſchen Pfarrkinder, hätte ſich dazu verſtanden, Recht und Pflicht des alten, ererbten Herkommens irgend ändern zu laſſen. So wie es hergebracht war, oder gar nicht. Auch Würſte kamen als Deputat, und zwar von beſtimmter Art und Länge, welche einigermaßen ſeltſam und unſicher gemeſſen wurde. Die dicke Blutwurſt wurde um den Hals gemeſſen, die dünnere Leberwurſt um den Leib, je nach deſſen Beſchaffenheit dem einen zum Vorteile, dem anderen zum Nachteile.

Nicht ſelten richtete ſich unſer Ausflug nach dem nahen Mölln, dem durch Till Eulenſpiegel ſeit Jahrhunderten berühmten Städtchen. Es genügte ein Sonntag-Nachmittag. Wir pilgerten zur Grabſtätte des merkwürdigen Mannes und beſahen uns ſeine Reliquien, insbeſondere den gewaltigen, oben nur mit einem engen Loch verſehenen hölzernen Krug, den der Meiſter des Schabernacks ſich hatte machen laſſen, weil man ihm nachſagte, er habe immer die Naſe im Kruge; über dieſen freilich ragte ſie hinweg.

Damals ſtanden unſere Nachbarn, die Möllner, oder wie wir Lateiner ſagten, die Mölleuſer, nicht im Rufe beſonderer Geiſtreichigkeit, und es wurden bei der Eiferſucht zwiſchen den zwei Städten, der vornehmeren Reſidenz Ratzeburg und dem mehr kaufmänniſchen, geſchäftlich unternehmenden Mölln, mancherlei Stücklein, ſogenannte Eulenſpiegeleien, von ihnen erzählt. Sie gingen als Sage, wie die von Schilda, von Mund zu Mund. So hatte, vor langer Zeit, der Rat von Mölln eine Deputation nach Ratzeburg geſchickt, die Türme der Domkirche zu ſtudieren, welche neben dem viereckigen Hauptturme noch einen Dachreiter auf der Vierung trägt.

Als die Deputation mit ihrem Berichte zurückkam, wurde, ihrer Beobachtung entsprechend, der Dachreiter auf den Hauptturm gesetzt, wie noch heute zu sehen. Zu meiner Zeit erlebte man dergleichen wohl nicht mehr bei den klugen Bewohnern dieser Stadt. Jedoch habe ich noch mit eigenen Augen den folgenden Anschlag gesehen und gelesen, den der weise Rat an einer kleinen Quelle im Gehölz, die aus einer Röhre in der Mauer hervortröpfelte, hatte anbringen lassen. Die Inschrift ist mir buchstäblich genau im Gedächtnisse geblieben. Sie lautet: „Wer an diesem hieher gestellten Brunnen irgend eine Beschädigung unternimmt, verfällt in eine beliebige Strafe. Von Magistrats wegen.“ Wir hatten nicht übel Lust zu einigem jugendlichen Übermute und Schabernack, aber die „beliebige Strafe“, die ja furchtbar ausfallen konnte, schreckte uns ab. Ich habe aber nicht gehört, daß jemand dafür mit dem Tode bestraft worden. Die Warnung des Magistrates war gewiß nur väterlich gemeint.

Ein paar Meilen jenseits Mölln liegt ein kleines Dorf des Namens Nüßau, das ich öfter besuchte, um dort unter dem Strohdache wochenlang zu verweilen. Keine schöne Gegend, nur Ackerfelder, Torfmoor, Wiese und Busch, von einem kleinen, aber tiefen Flusse begrenzt. Es war der Wohnsitz eines meiner liebsten Freunde, ein Dorf aus wenigen größeren Bauernhöfen bestehend. Einer derselben war das Eigentum des Vaters meines Freundes, den seine Nachbarn wohl den „lateinischen Bauern“ nannten, nicht nur weil er gleich seiner Frau, einer Pastorentochter, den gebildeten Klassen angehörte, sondern weil er seinen Sohn auf dem Gymnasium hatte und studieren ließ. Wir unterhielten uns vortrefflich in der abgelegenen unschönen Gegend, aber nicht deshalb erwähne ich des Ortes und Aufenthaltes. Diese Bauernhöfe von Nüßau hatten vollständig den Charakter, den Plan, die Einrichtung

des alten angelſächſiſchen Hauſes bewahrt, was ich freilich erſt ſpäter erkennen lernte; aber eben dieſe Einrichtung prägte ſich mir ſo feſt in Vorſtellung und Gedächtnis ein, daß die Erinnerung mir bei meinen viel ſpäteren Studien zur Geſchichte des Wohnhauſes und des engliſchen Hauſes insbeſondere von ganz weſentlichem Nutzen geweſen. Ohne ſie wären mir Ausgang und Entwicklung kaum ſo klar geworden, wie ich ſie verſchiedentlich dargeſtellt habe. Mein armer Freund, ein tüchtiger, ſtrebſamer Schüler, ſollte leider nicht den Ruhm eines ausgezeichneten Philologen erlangen, der er zu werden verſprach. Im ſchleswig-holſteiniſchen Aufſtande 1848 fiel er, damals Kieler Student, im erſten Gefecht bei Ban und Kruſau, von einer däniſchen Kugel zu Tode getroffen.

Die weiteſte Fußreiſe machte ich einſt mit meinem Vater nach Lüneburg, wo von ihm ein Bruder wohnte. Es iſt mir kaum eine bedeutſame Erinnerung daran geblieben, obwohl die zahlloſen Storchneſter in Artlenburg an der Elbe, mindeſtens zwei auf jedem Dache, meine Verwunderung erregten. Die roten Backſteinhäuſer Lüneburgs waren nichts Neues für mich, was es Künſtleriſches gab, reizte mich noch nicht. Ebenſowenig habe ich von einem kurzen erſten Beſuche in Hamburg beſondere Anregung heimgetragen, obwohl es das Jahr des großen Brandes war (1842) und ich noch die ganze weite Strecke, wo ſich der Brand hindurchgearbeitet hatte, in ſchwarzem Schutt und in Trümmern ſah; es war noch nichts hinweggeräumt.

Viel mehr und bedeutſamer iſt mir die Stadt Lübeck geworden. Von dem Hauſe, wo wir zuletzt wohnten, ſah ich, von meinem Schreibtiſche aufblickend, über den See hinweg, in der Entfernung von etwa vier Gehſtunden, die ſieben ſtolzen Kirchtürme der einſt ſo mächtigen Reichsſtadt. Ich trat ihnen ſchon früh nahe und kannte ſie teilweiſe bis oben

hinauf. In Lübeck hatten zwei meiner Brüder und eine ältere Schweſter ſich bleibend niedergelaſſen; letztere war die Gattin eines Kaufmanns geworden, der ſeine Exportgeſchäfte in Manufacturwaren nach Schweden, Finnland und Rußland trieb. Es war natürlich, daß ich meine Ferienzeit vielfach in Lübeck verlebte und die Stadt mir wie zur zweiten Heimat wurde. Was mich damals in der Jugendzeit intereſſierte, das waren allerdings nicht die Kunſtgegenſtände in den Kirchen, nicht die Architektur der Häuſer und der gewaltigen gotiſchen Kirchen: der angehende Grieche und Lateiner hatte dafür Augen und Sinne noch nicht geöffnet. Und doch blieben die Bilder der Straßen, die Vorſtellung der hohen Backſteinhäuſer mit ihren der Straße zugekehrten Treppengiebeln, ſelbſt das Innere der Kaufmannshäuſer feſt in der Erinnerung eingeprägt, ſo daß ich ſpäter davon die gelehrte Anwendung machen konnte. Mich erfreute es, die im alten Charakter ſo vortrefflich erhaltenen Straßen auf und ab zu ſchlendern, mehr aber noch, an der Trave entlangzuſtreifen und das Leben und Treiben der Schiffer und der Schiffe zu beobachten. So wurde ich früh vertraut mit dem Seeleben, und da auch mehrere Verwandte demſelben angehörten, ſo regte ſich die Luſt, ſelber Seemann zu werden. Aber ein Unglücksfall, der mir die Sehnen der rechten Hand zerſchnitt, machte einen ſolchen Beruf bald für mich unmöglich.

Was ich aber von dieſer Anregung hatte, das waren Ausblicke in die weite Welt, Blicke hinaus über die engen Grenzen der kleinen Heimat. Mich erfaßte in den letzten Jahren des Gymnaſiums eine unbezwingliche Sehnſucht, Menſchen und Länder zu ſehen, andere, als ich ſie bisher kennen gelernt hatte. Es kam über mich ein Geiſt jugendlicher Romantik, dem ich in der kleinbürgerlichen Welt nicht Befriedigung gewähren konnte. Immer dachte ich: nur hinaus,

nur möglichſt in die Ferne, zunächſt vor allem nach Süddeutſchland, dahin ſchon ein Zug von unſerem Gymnaſium ging, der zur Nachfolge lockte.

Die Sehnſucht lebte ſo mächtig in mir, daß ich ihr ſelbſt poetiſchen Ausdruck gab. Eine beſondere Gelegenheit ließ eine dichteriſche Ader ſich öffnen; ſie ſprudelte ein wenig, verſiegte aber bald wieder vor dem Ernſt der Wiſſenſchaft. In das letzte Semeſter nämlich, da die Auflöſung des mecklenburgiſchen Gymnaſiums, der Domſchule, bevorſtand, fiel eine Begebenheit, die uns noch ſehr verhängnisvoll hätte werden können. Eine Taktloſigkeit unſeres Geſangslehrers — der mir übrigens danach ein ſehr lieber Freund geworden iſt — reizte und empörte unſere jugendlichen, leicht erhitzten Köpfe, und wir, das iſt die ganze Schülerſchar, vergalten dieſelbe mit noch größerer Unbeſonnenheit, für welche die Strafe nicht ausbleiben konnte. Meinem intimſten Freunde, den Sohne des früheren Direktors, brachte ſie eine kurze Entlaſſung, die von keinem Nachteile für ihn war; er iſt vor Kurzem als berühmter Mann in ſeinem Fache als Profeſſor der Augenheilkunde in Heidelberg geſtorben. Mir wurde achttägiger Karzer und den anderen nach Verhältnis zuteil, doch nur für die Tagesſtunden von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Das feſte Gemach, das früher wohl als Sakriſtei gedient hatte und daher nur von der Kirche aus einen Zugang beſaß, war geräumig, luftig und hell, obwohl das einzige Fenſter hoch oben ſich befand und nur von innen mit Hülfe von Tiſch und Stuhl zu erreichen war. Von außen ſollte dasſelbe durch eine nägelbeſchlagene Planke geſchützt werden. Aber wozu hatten wir turnen gelernt? Die Planke wurde überſtiegen, die Mauer erklettert, und in der tiefſten Fenſterniſche gab es bequemen Beſuch, der es dem Gefangenen an nichts fehlen ließ. So verfloſſen die Tage unfreiwilliger

Muße recht angenehm, zumal eben die Luſt zu fabulieren und Verſe zu machen über mich kam, welche die Zeit raſch genug vertrieb. Die Muſe erſchien ebenſowohl in ernſthaft lyriſchem wie in ſatiriſchem Kleide, und in den wenigen Tagen war ein kleines Heft mit Gedichten gefüllt. Glücklicherweiſe iſt nichts davon erhalten geblieben als ein paar böſe Verſe auf die Vaterſtadt, die ich noch im Kopfe trage. Wie geſagt, war die Quelle raſch wieder verſiegt; ein Gutes mag aber doch der Verſuch gehabt haben, eine größere Gewandtheit und Findigkeit in den Worten und ein geübteres Ohr für den Klang und Tonfall derſelben auch in der Proſa. Das iſt auch der Grund, warum ich dieſer Begebenheit mit einiger Ausführlichkeit gedacht habe.

Dies Ereigniſs, das ſonſt wohl ſchlimmere Folgen hätte haben können, ging wegen eines bevorſtehenden größeren Umſtandes bei Lehrern wie bei Schülern glücklich, bei uns Schülern ſelbſt nicht ohne Humor, vorüber. Niemand hatte einen Nachteil davon, kaum etwas anderes als eine Lebenserinnerung mehr. Was bevorſtand, war die gänzliche Aufhebung der Domſchule, welche von der Regierung in Strelitz beſchloſſen war und im Herbſte 1845 durchgeführt wurde. Ein ſichtbarer Grund lag nicht vor: pekuniär war ſie geſichert; hatte ſie Jahrhunderte beſtanden, ſtets mit geringer Schülerzahl, ſo konnte ſie auch weiterbeſtehen, denn ſie war in der That ein Bedürfnis für das Fürſtentum wie für das Herzogtum. Das wurde auch von dem letzteren anerkannt, denn der Aufhebung des einen Gymnaſiums folgte ſofort ohne Unterbrechung die Errichtung eines anderen von lauenburgiſcher Seite im Stadtgebiete von Ratzeburg.

Wir waren zu dritt, die damals reif wären, zur Univerſität abzugehen. Freiwillig, denn für uns als Lauenburger lag kein Zwang vor, machten wir noch auf Wunſch der

Lehrer die Maturitätsprüfung: man wünſchte die letzten Abiturienten der ſterbenden Schule noch mit dem ordnungsmäßigen Abſchiede zu verſehen. Und ſo geſchah es. Nach der traurigen Schlußfeier brachten wir abends den Lehrern einen Fackelzug, und ich konnte dabei dem beliebten und verehrten Direktor die Abſchiedsworte zurufen. So wurde ich der letzte Abiturient der Schola cathedralis Raceburgensis. Das Idyll hatte ein Ende. Wenige Tage darauf wanderte ich dem Süden zu.

Zweites Kapitel.

Die Lernzeit. — Erlangen.

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt.

Schon hatten die rauhen Tage des nordiſchen Oktober begonnen, als wir dem Süden zueilten, mit mir mein älterer Bruder Johannes und ein Freund und Mitabiturient, ein angehender Theologe. Wir hatten alle dasſelbe Ziel, die Univerſität Erlangen. Die Reiſeromantik, nach der mich ſehr verlangte, hatte endlich begonnen, aber ach! unter ſehr wenig romantiſchen Auſpizien. Regen und Sturm tobten wie nur im kalten Herbſt und warfen das fahle Laub von den Bäumen. Im wohlgeſchloſſenen Wagen erreichten wir bei Boitzenburg unſere Station an der Elbe, von wo uns das von Hamburg kommende Dampfſchiff nach Magdeburg führen ſollte; dort konnten wir bereits die Eiſenbahn zur Weiterfahrt benützen. Es ging damals nicht anders: Wagen, Schiff, Poſt, Eiſenbahn, gelegentlich auch ein Stück Fußwanderung, ſo gelangte man ins Weite.

Aber ſiehe da! Das Schiff kam nicht. Es wurde Abend, es wurde Nacht, und immer ließ ſich das erſehnte Schiff nicht ſehen. Wir ſaßen harrend, hungernd und frierend in einem kleinen, hoch über dem Ufer der Elbe gelegenen Wartehäuschen, in einem Raume von wenigen Quadratmetern, der weder Tiſch noch Stuhl beſaß. Ihn zu verlaſſen und zur Stadt zu gehen, wagten wir nicht, um nicht das Schiff zu verſäumen, das ſeine Fahrt nur alle drei bis vier Tage machte. So verbrachten wir die Nacht ſitzend auf unſern Koffern. Es kam der Morgen und immer noch kein Schiff. Da verlangte die Natur ihr Recht; wir gingen zur Stadt und thaten uns gütlich. Erſt am dritten Tage kam das Schiff; der Sturm hatte es in Hamburg feſtgehalten.

So waren wir endlich zu Schiff, aber es ging auch ferner noch nicht ohne allerlei Ungemach und Fährlichkeiten ab. Bald ſcharrte und ſchurrte das Schiff über den ſeichten Boden dahin, bald ſaß es feſt im Sande oder hielt im Nebel: zuweilen ſchnitt es auch in ein gewaltiges Floß mitten hinein; bei Nacht mußte es ohnehin ſtill liegen. Indeß wir kamen nach Magdeburg und gingen dort wie die Pinzgauer in den Dom hinein. Weiter, nach Leipzig, brachte uns die Eiſenbahn, und dort kam die Reihe an die Poſt. Sie führte uns durch die grünen Thäler und über die Höhen des Vogtlandes — es waren die erſten Berge, die ich ſah — ins Fichtelgebirge nach Hof. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt, die Sonne leuchtete mit warmem Glanze, wir waren in Baiern und fühlten ſchon einen Hauch des Südens. Friſchweg beſchloſſen wir unſere Wanderung zu Fuß fortzuſetzen. Wir hatten vor uns die dunklen Tannenwälder des Fichtelgebirges, die lieblichen Thäler der fränkiſchen Schweiz, ihre raſchen Flüſſe und Bäche, die ſteilen Ufer mit Schlöſſern, Ruinen und Klöſtern gekrönt. Ein paar goldene Tage ſtanden uns

bevor, golden liegen sie in meiner Erinnerung. Wir sahen das felsige Wunsiedel, den Geburtsort Jean Pauls, wir sahen Bayreuth, die Stätte seines Lebens und Dichtens, deren Ruhm heute ein anderer von den Hoheiten des Geistes wieder erneuert hat. Über Wagner ist Jean Paul vergessen, aber überhaupt, wer liest diesen noch?

Damals, vor einem halben Jahrhundert, gab es noch Schwärmer in Fülle für den Dichter des „Titan" und der „Flegeljahre", den Dichter zartester Weiblichkeit. Schwärmten wir auch nicht mehr, so lasen wir ihn doch.

Südlich von Bayreuth traten wir schon in das Reichsgebiet der Erlanger Studentenschaft ein, in die fränkische Schweiz, wie der populäre Name lautet, oder in den fränkischen Jura, wie die Wissenschaft sagt. Später sollte mir Stein und Steg und Fluß und Dorf genau bekannt werden: diesmal übernachteten wir nur im Hauptorte, in Muggendorf, wo wir abends früh genug ankamen, um noch beim Studentenfreund, dem „alten Türk", in seiner kleinen Wirtsstube ein paar gemütliche Stunden zuzubringen. Am anderen Tage ging es das Thal der Wiesent hinab nach Forchheim, der kleinen, unansehnlichen, auch nach der Lage unbedeutenden Stadt, die einmal im Mittelalter berühmte Tage erlebt hatte, von da wiederum ein Stücklein Eisenbahn, und wir waren am Ziele. Das war meine erste Wanderung frei und froh in die Welt hinaus.

Was war es, das mich gerade nach Erlangen brachte, einer kleinen Stadt, von der die Geschichte wenig oder gar nichts zu erzählen weiß, höchstens, daß sie einmal der Wohnsitz einer ansbachischen Prinzessin gewesen. Dem Norden Deutschlands ist sie fast unbekannt. Keine Reize locken Besucher dorthin, weder der Kunst, noch der Natur. Die Lage ist flach, die Häuser, aus dunkelgrauem, schwärzlichem Sandstein

erbaut, ſind ſchmucklos und niedrig, der Fluß, die Regnitz, welche in einiger Entfernung vorüberfließt, iſt unbedeutend, die Straßen gerade nach der Schnur gezogen, recht eine Stadt der Zopfzeit und des Gamaſchendienſtes. Allerdings von Kunſt hat ſie das Monument des Donau-Main-Kanales zu zeigen, von dem es in einem alten Couplet heißt:

„Waſſer hat derſelbe
Alle Jahr einmal",

und zu Spaziergängen eignet ſich allenfalls der waldige Ratsberg, der in der Pfingſtwoche ſeine großen Tage hat, wenn die Felſenkeller mit dem Winterbier geöffnet werden. Da ſitzt es ſich gut in ſeinem Schatten bei dem friſchen kühlen Trunk. Das Beſte, was Erlangen zu bieten hat, iſt die Nähe von Nürnberg; hier iſt Natur, Kunſt, Schönheit, Romantik, Mittelalter und Renaiſſance vereinigt. Klein wie die Stadt Erlangen iſt auch die Univerſität; nur wenig mehr als dreihundert Studenten zählte ſie damals. Große, berühmte Namen unter ihren Gelehrten hatte ſie auch nicht aufzuweiſen. Meinen wiſſenſchaftlichen Neigungen, ſo unklar ſie noch waren, hätte ich wohl an jeder anderen Univerſität mindeſtens eben ſo gut obliegen können, auch mein Hang nach dem Süden hätte beſſere Befriedigung gefunden. Und was ſollte es wohl für Beziehungen zwiſchen meiner Heimat und der fernen kleinen Univerſität geben? Und dennoch fanden ſolche ſtatt, und zwar recht enge, welche auch bereits Gymnaſiaſten der Ratzeburger Domſchule den Weg nach Erlangen gewieſen hatten.

Zu jener Zeit, um die Mitte der vierziger Jahre, gab es eine große Rührigkeit und Regſamkeit auf allen Gebieten des geiſtigen, wiſſenſchaftlichen, des politiſchen, insbeſondere auch des religiöſen Lebens. Nach dem Schlafe der zwanziger und dreißiger Jahre waren die Geiſter auf und lebendig; ſie

rangen nach Freiheit, nach Freiheit des Denkens und des Handelns, nach individueller und politischer Freiheit. Die politischen Lieder läuteten Sturm, zahllose Broschüren zündeten und warfen Brandraketen in die schon aufgeregte Masse der Gebildeten. Es gährte in allen Köpfen, es zündete überall, und die Minen wurden gelegt und gefüllt, welche im Jahre 1848 zur Explosion kamen.

Der Politik ging, wie gesagt, die religiöse Bewegung zur Seite, vielleicht, richtiger gesagt, die theologische, aber sie schloß nicht allein die Wissenschaft, sondern auch eine Reform des Lebens in sich. Auch hier waren die Geister erwacht und strebten nach Freiheit, ja ihre Bestrebungen waren selbst den politischen vorausgegangen. Man kritisierte die Traditionen, rüttelte am Glauben, man verlangte die Freiheit der Gewissen und bekämpfte die Herrschaft der Geistlichen. Diese ihrerseits führten den Kampf der Verteidigung für Herkommen und Besitz und strebten zugleich nach Vertiefung des religiösen Lebens. Kampf und Gegenkampf wurden freilich wesentlich nur im Protestantismus geführt. Die Kritik der Tübinger Schule, welche sich beschränkte, die historischen Grundlagen des Christentums wissenschaftlich anzugreifen, konnte doch nicht verhindern, daß ihre Ergebnisse populärisiert wurden und ins Leben übergriffen, Strauß' „Leben Jesu" warf sie mitten in das Volk, in die Kreise der Gebildeten, welche bei der Lauheit des Glaubens sich völlig empfänglich zeigten. Es folgte die Bewegung der „Lichtfreunde", welche die Resultate für einen neuen Glauben rationalistisch zu verwerten trachteten.

Dem gegenüber schlossen sich Orthodoxie und Pietismus zusammen. Während die „innere Mission", eine von der herrschenden Geistlichkeit keineswegs mit allzu freundlichen Augen angesehene protestantische Bewegung, in der Gemeinde selbst, entgegen der Lauheit und Gleichgiltigkeit, ein neues

und tieferes religiöses Leben erwecken wollte, wurde das Wort Luthers mit aller Schärfe von der Orthodoxie festgehalten und verteidigt. Luthertum war erneuert die Fahne: es bedeutete Orthodoxie, Pietismus, aber auch die Herrschaft in der Kirche wie im Hause, über die Gemüter mit den Frauen und durch die Frauen — keine neue Erscheinung in der Weltgeschichte, aber damals zu erneutem Leben wieder wachgerufen.

Zu den Ländern oder Orten, wo diese protestantisch-lutherische Richtung vorzugsweise in Blüte stand, gehörte das Herzogtum Lauenburg mit seiner kleinen Hauptstadt Ratzeburg, die eben mit dieser geistigen Bewegung auch jenen im ersten Kapitel geschilderten idyllischen Charakter zu verlieren begann. Die kleine Stadt trat, wenn nicht in die Weltgeschichte, doch in die Kreise der gleichzeitigen kulturgeschichtlichen Bewegungen ein, und das vermöge der Kraft und Energie eines oder zweier Superintendenten, die unter der alten wie unter der wiedergewonnenen dänischen Herrschaft die eigentliche Regierung im Lande führten. Gleicher Weise hatte das echte und unverfälschte orthodoxe Luthertum seinen wissenschaftlichen Sitz ganz vor allem in der theologischen Fakultät der Universität Erlangen und nicht bloß in der theologischen Fakultät. Vielmehr durchtränkte dieser orthodoxe Geist die ganze Universität, so daß z. B. ein Professor der Mineralogie und Geologie die Erschaffung der Welt mit den sechstausend Jahren der Bibel in Einklang zu bringen versuchte, und von einem Professor der Pathologie behauptete man, er lehre seine Wissenschaft vom christlich-germanischen Standpunkt aus. Selbst der vortreffliche Philologe Nägelsbach las nicht homerische oder griechische Mythologie, sondern homerische und griechische Theologie, d. h. die Nachweisung, wie weit Homer und die Griechen in der (unbewußten) Erkenntniß der christlichen Grundlehren gekommen waren.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht ausbleiben, daß ſich enge Beziehungen zwiſchen der lutheriſchen Geiſtlichkeit im Herzogtum und der theologiſchen Fakultät von Erlangen knüpften und daß infolgedeſſen auch ein Zug theologiſcher Studenten nach jener Univerſität ſich bildete. Sie wurden ſelbſt geſendet, um als ſtreitfertige Kämpfer für das Luthertum heimzukehren.

Obwohl ich ſelber nicht Theologe war, ſchon als ich zur Univerſität abging, waren es doch vorzugsweiſe bereits vorhandene Beziehungen, welche mich zuerſt nach Erlangen brachten. Ich folgte den anderen und folgte gern, da ich meinem Hange nach dem Süden genügen konnte. Außerdem ſchilderten unſere Vorgänger das dortige Leben als billig und heiter. Das eine war mir notwendig, das andere entſprach dem Temperament.

Selbſtverſtändlich nahm ich an all dem, was in den vierziger Jahren die Welt bewegte, keinen praktiſchen Anteil. Ich hatte auch keine Neigung, mich in die Politik einzulaſſen, ſelbſt nicht im Jahre 1848, wo ſie jedermann nahe trat. Es iſt auch heute noch nicht meine Paſſion. Ebenſowenig reizte mich der Streit der Meinungen auf dem theologiſchen und die Bewegung auf dem religiöſen Gebiete. Dennoch folgte ich allem mit dem regſten Intereſſe. Alle verbotenen Schriften, die poetiſchen wie die Broſchüren, waren mir erreichbar durch Vermittlung meines Schwagers in Lübeck und deſſen Verbindungen mit der Schweiz, und ich las ſie eifrig; der theologiſch-religiöſe Streit trat mir ohnehin perſönlich nahe. Aber niemals hätte ich mich zum Studium der Theologie verſtanden; ich hatte nicht die geringſte Luſt jemals die Kanzel zu beſteigen.

Ein ſogenanntes Brotſtudium mußte aber ergriffen werden. Ohne weitere Mittel, war ich unmittelbar nach Voll-

endung der Univerſitätsſtudien auf mich ſelber, auf die eigene Erhaltung angewieſen. Ich entſchloß mich zur Philologie und zur Laufbahn des Gymnaſiallehrers, nicht als ob ich eine beſondere, ausgeſprochene Neigung dafür gehabt hätte, weder für das Sprachſtudium, noch für das Lehrfach. Für jenes hatte ich kein Talent, wie ich ſicher fühlte; die grammatiſchen Studien waren mir zuwider: für das Lehrfach hatte ich noch keine Erfahrung. Später machte es mir wohl Vergnügen, die geſpannten Augen einer vollen Klaſſe auf mich gerichtet zu ſehen und ſie durch das Wort zu feſſeln. Man rühmte mir nach, ich ſei ein geborener Lehrer, damals aber erſchien mir die Ausſicht nicht verlockend. In der Philologie erfreuten mich wenigſtens die alten Schriftſteller und die Realien, für die ich allein Sinn und Neigung hatte. Meine wirkliche Neigung gehörte der Geſchichte, aber ſie war kein Brotſtudium, und deſſen bedurfte ich doch. So war mir die Philologie immer noch am liebſten, gehörte doch auch das klaſſiſche Altertum zur Geſchichte. Wenn ich mich nunmehr ihr widmen wollte, ſo geſchah es doch nicht mit voller Seele; ich hatte eine andere Wiſſenſchaft daneben, der ich mich lieber ergeben hätte. Im Geheimen hegte ich auch die Hoffnung, daß ein glücklicher Zufall mich ihr wieder zuführen werde. So ſtand die Zukunft keineswegs klar vor mir. Wenn der Dichter ſagt:

„Vor jedem ſteht ein Bild deß, das er werden ſoll,
So lang er das nicht iſt, iſt nicht ſein Frieden voll“,

ſo muß ich wenigſtens ſagen, dies Bild, wie ich es damals ſah, erſchien unſicher, ſchwankend, unklar, und viele Jahre dauerte es, bis „mein Frieden voll“ war.

So ungewiß mein Ziel, ſo unſicher auch mein Weg, den ich zu demſelben ging. Ich hatte viele der alten Schriftſteller ſchon auf dem Gymnaſium geleſen, insbeſondere die Hiſtoriker,

Digitized by Google

und las nun in Erlangen weiter, was mir eben Vergnügen machte. Ich lernte Horaz auswendig, befreundete mich mit den Elegien Catulls, ich hörte bei Nägelsbach geiſtvolle Kollegien über Juvenal und Ariſtophanes. Aber in all dem war kein zielbewußter Gang, noch fand ich mich ſelber darin. Syſtematiſch trieb ich weder die Philologie, noch ein anderes Studium. Ich verſuchte es mit der Philoſophie ſchon im erſten Semeſter, wie es denn ſo traditionelle Anſicht war, daß man gleich im erſten Semeſter vor allem Logik hören müſſe. Ich meinte, ich müſſe es auch thun. Aber ich kam ſchön an. Es war damals der Hauptvertreter der Philoſophie Philipp Fiſcher, auch ein Schwabe, aber keiner der großen Philoſophen. Er trug mit überaus ſchwäbelnder Stimme vor, die in das Weinerliche umſchlug, zumal wenn er auf das „erhabene“ Kapitel von der Unſterblichkeit zu ſprechen kam, dem er, wie man ihm nachſagte, einige Thränen vorauszuſchicken pflegte. Er las in meinem erſten Semeſter „Methodologie und Hodegetik des akademiſchen Studiums“ nebſt der formalen Logik. Vor dem erſteren Kolleg hatte ich ſchon wegen der fürchterlichen Fremdwörter eine heilige Scheu. Es hätte ſich ja auch einfach in gutem Deutſch ſagen laſſen, aber deutſch zu reden und deutſch zu ſchreiben, war damals noch nicht wiſſenſchaftlich. Es klang ganz anders, wenn man z. B. von Hermeneutik der alten Kunſt ſprach, ſtatt von Erklärung. Dem gegenüber befand ich mich ſchon damals in einiger Spannung. Ich liebte mein Deutſch. Ich kümmerte mich daher auch weder um Methodologie noch Hodegetik (d. i. Wegweiſung, Führung), ſondern ging meinen eigenen Weg. Die Logik belegte ich gewiſſenhaft — man ſollte ja ohne dieſelbe die Profeſſoren nicht verſtehen können — beſuchte ſie auch ein paar Mal und kam nicht wieder. Das war mein Anfang in der Philoſophie.

Wenn ich somit sagen muß, daß ich in den drei Semestern, welche ich in Erlangen zubrachte (vom Herbste 1845 bis Ostern 1847), für meine spezielle Wissenschaft nicht allzu viel „profitierte", wenigstens nicht systematisch lernte und arbeitete, so lag die Ursache nicht bloß in meinen schwankenden Neigungen, sondern vielleicht mehr noch im studentischen Leben. Erlangen ist keine Studier- oder Arbeits-Universität wie etwa Göttingen oder Leipzig. In den Studentenversen auf die verschiedenen Universitäten heißt es:

„In Erlangen
Wird zum Bier gegangen",

und das ist richtig, nicht bloß des Reimes wegen. Wir sangen auch:

„Es giebt nichts Gemütlichers als die Gemütlichkeit,
Kneipen und Singen in aller Zufriedenheit",

Spottverse, welche einst die wilden Germanen auf die sanften Arminen gemacht hatten und welche nun zu meiner Zeit unter den „Bubenreuthern", den Nachfolgern jener beiden Burschenschaften, wie zur Losung geworden waren. Gemütlichkeit war das erste, oberste und alles beherrschende Wort. Die Studentenschaft Erlangens rekrutierte sich fast einzig aus den nächsten Provinzen Baierns; Ober-Franken und Mittel-Franken bildeten den Hauptstock; dazu gesellten sich protestantische Schwaben, einzelne Oberpfälzer und Rheinpfälzer. Wir drei Ratzeburger und drei Bremenser waren die einzigen Norddeutschen, die einzigen Nichtbaiern. Die Franken, insbesondere die Ober-Franken, waren im Durchschnitt tüchtige, aber etwas rauhe Naturen von wenig verfeinerten Sitten. Langes, gelocktes Haar, der Sammtrock mit übergeschlagenem weißen Kragen, der freie Hals, die offene Brust, das war damals noch des Burschen Art und Vergnügen. Daher heißt es in einem vielgesungenen Erlanger Liede:

„Der Bursche trägt die Brust stets frei
Und fragt nicht, was die Mode sei."

Es gab wahre Kraftmeier unter dieſen Franken, gute Turner und Fechter, die es liebten, ihre Kraft und Geſchicklichkeit zu zeigen. So erinnere ich mich eines ſchon älteren Studenten, des „Cyklopen“, der einmal die ſchweren Eiſenthore des Hofgartens aushob, vor die Thüre des Polizeikomiſſärs trug und demſelben damit das Haus ſperrte. Ein andrer Kraftmeier, genannt der „Wilde“, pflegte ſich auch als ſolcher mit Federſchurz, Bogen und Pfeil zu zeichnen. Er war mein „Stoßburſch“, ſo bezeichnet nach der Sitte, daß die älteren Burſchen die jüngeren im Fechten unterrichten, „einſtoßen“ mußten. Bei uns herrſchte damals noch der „Stoßkomment“; wir führten auf dem Fechtboden das Fleuret und ſonſt den dreikantigen ſteifen „Pariſer“, aber in deutſcher, nicht franzöſiſcher Fechtweiſe. Zwiſchen Stoßburſch und Stoßfuchs bildete ſich oftmals ein dauerndes Freundſchaftsverhältnis. Mein „Wilder“, der damals ſchon Doktor der Medizin war, machte ſeinem Beinamen alle Ehre. Er ging einige Jahre ſpäter nach Amerika und wurde in den wilden Weſten verſchlagen, wo er mit Not, Elend und Abenteuern zu kämpfen hatte, bis er in einer öſtlichen Stadt eine ärztliche Praxis übernahm. Nach langen Jahren kehrte er als wohlhabender Mann in die Heimat zurück. Derſelbe „Wilde“ hatte trotz der rauhen, oft rüden Außenſeite ein weiches, ſentimentales Gemüt wie viele der damaligen fränkiſchen Kommilitonen, ja ſelbſt poetiſche Begabung. Mit ihm und wenigen anderen Freunden laſen wir nachmittags beim Kaffee in einer Niſche der Stadtmauer neben ſeiner Wohnung die Schriften der Romantiker. Sentimentalität erſchien faſt als die andere Seite, als die Ergänzung der Natur der Franken, welche alle Mode, alle feine Sitte verſchmähten. Man ſchwärmte für Freundſchaft, man ſang mit Vorliebe zarte und empfindſame Volkslieder, die gemütvoll vorgetragen wurden, neben

den echten alten renommistischen Studentenliedern oder den patriotischen Gesängen der deutschen Burschenschaft. Sangeskundig und sangeslustig waren sie alle, und wenn ihrer drei oder vier sich auf einer „Exkneipe" zusammenfanden, so wurde getrunken, gesungen und geschwärmt. Von Wissenschaft war weniger die Rede; wissenschaftliche Gespräche, welche nur die Gemütlichkeit störten, waren nicht gern gesehen.

Unsere eigentliche Stammkneipe, nach welcher sich auch die Verbindung benannte, lag nicht in der Stadt, sondern im Dörflein Bubenreuth, wo die Familie Mörsberger (genannt Mörsch) die Wirtschaft führte. Das Dorf lag jenseits des waldigen Ratsberges schon in der Ebene. Wir hatten etwa drei Viertelstunden zu gehen. Am Samstag Abend, Sommer wie Winter, hielt uns kein Sturm und Regen, kein Schnee noch eisige Kälte in Erlangen zurück, obwohl der Heimweg in der Winternacht durch den dunklen Wald und seine Hohlwege sowie an den niedrigen Brüstungen der Schleusen des Donau-Main-Kanales keineswegs unbedenklich war. Aber das Glück war uns günstig, einmal ausgenommen, da einer der Freunde, eben der genannte „Cyklop", da er einmal wieder aus dem Philisterium nach Erlangen kam und sich das Denkmal besehen wollte, dicht neben mir in die Tiefe der Schleusen hinabstürzte.

Wie Bubenreuth der Burschenschaft, so gehörte die fränkische Schweiz der ganzen Studentenschaft Erlangens. Das reizende Thal der Wiesent, das hochgelegene Kloster Gößweinstein, die vielen Burgen und Ruinen, die Streitburg, die Neudeck, Tuchersfelden, Aufseß an der Aufseß, das freundlich im tiefen Thale gelegene Muggendorf, das unser Hauptquartier bildete, alle besuchten wir wieder und wieder. In Muggendorf gab es allezeit gute Forellen, auf Aufseß herrschte das Prachtexemplar eines deutschen Freiherrn, der alte Hans

Aufſeß, von dem ich ſpäter mehr zu erzählen habe: im Kloſter Gößweinſtein machten wir einen Beſuch, um das von den Mönchen ſelbſtgebraute herrliche Bier zu koſten, und wurden in freundlichſter Weiſe aufgenommen und bewirtet. Wenn irgendwo, ſo fanden in dieſer romantiſchen Gegend die Wünſche des Knaben ihre Befriedigung. Häufig galt auch der Ausflug dem nahen Nürnberg, wo freilich dem ſpäteren Kunſtfreunde der Beſuch der „Himmelsleiter" und des „Bratwurſtglöckleins" an der Moritzkapelle noch wichtiger ſchien als jener der in dieſer Kapelle befindlichen Bildergalerie. Ein Jahrzehnt darauf, als ich ein Bewohner Nürnbergs wurde, war es freilich umgekehrt.

Die Sommerferien brachten mich auch weiter hinaus. Es war der heiße, durch ſeinen Wein berühmt gebliebene Sommer des Jahres 1846. Statt nach Tirol und in die Schweiz zu gehen, waren es vielmehr die hiſtoriſch berühmten, in Sage und Lied gefeierten Gegenden Württembergs und Badens, welche mich anzogen. Mit wenig Geld und leichtem Gepäck auf dem Rücken, aber mit viel Wanderluſt verließen wir, ein Freund aus der Rheinpfalz und ich, die Muſenſtadt und wanderten über Ansbach, Feuchtwangen, Dinkelsbühl, wo wir ſchon das Schwabenland erreichten, den Bergen und Thälern der rauhen Alp zu, bald im rebenreichen Unterland, bald im Oberland, dem das bekannte Volkslied nur Schlehen zuerkennt, fröhlich einherziehend. Vom Hohenſtaufen, wo wir oben im Dorfe übernachteten, lockten uns der Neuffen, die Teck, Urach und Achalm — wer kennt ſie nicht aus Uhlands Dichtungen! — wir beſtiegen ſie alle, die Burgen und Ruinen, eine nach der andern in ihrer Reihe, und beſuchten mit Tübinger Freunden, für welche die Ferien noch nicht begonnen hatten, das kleine, auf vorſpringendem Felſen thronende Lichtenſtein, das W. Hauffs gleichnamiger

Roman in aller deutſchen Welt berühmt gemacht hat. Wir fanden es freilich erneuert, ritterlich reſtauriert, und ſelbſt das Bärbele des Romans, gleich hübſch und lieb, fand ſich unten im Wirtshauſe und bediente die trotz der Romantik hungrigen und durſtigen Gäſte.

Von Tübingen ging es nach der Raſt weniger Tage weiter nach Stuttgart, wo gerade die ruſſiſche Prinzeſſin Olga, die ſpätere Königin, ihren Einzug hielt, von Stuttgart in den Schwarzwald, in jene Gegend, wo Auerbachs damals noch berühmte und vielgeleſene Dorfgeſchichten ſpielen, dann an die Nagold von Hirſchau, jener von Uhland beſungenen Kloſterruine, aus welcher ein Baum emporwächſt, der mit ſeiner breiten Laubkrone gleichſam das fehlende Dach erſetzt. Hier trennte ich mich von meinem Freunde, der in die Pfalz ging, während ich einſam und allein durch die tiefen Waldungen des Schwarzwaldes ſüdwärts zog. Einſam und doch nicht allein, denn mich begleitete der frohe und glückliche Gedanke, nun jene Gegenden durchſchreiten zu können, nach welchen meine Sehnſucht geſtanden hatte. Ich wanderte den Tag über, ruhte im Schatten der Bäume an den ſonnig heißen Nachmittagen, und „Abends im Städtlein, da kehrt' ich durſtig ein". Der wandernde Student iſt dort überall willkommen und findet überall freundlichen Empfang und ein gutes, anregendes Geſpräch. So war es wenigſtens im Jahre 1846.

Mein Weg führte mich über Freudenſtadt, durch den Wald über den Kniebis, wo ich plötzlich das liebliche Rippoldsau, das heute faſt ein berühmtes Bad geworden, tief unten zu meinen Füßen ſah. Im Thale der Kinzig an einem ſchönen Sonntagmorgen hinunterwandernd, ergötzte ich mich an den überaus ſeltſamen Trachten der Männer und der Frauen, die heute wohl großenteils verſchwunden ſein mögen. Damals widmete ich ihrer Komik nur ein herzliches Lachen, ſpäter

ſind ſie mir bei meinen Studien über Volkstrachten intereſſant geworden. Von der Kinzig — ich nenne nur die Namen, da ich keine Reiſebeſchreibung geben will — ging es über Hohen-Geroldseck nach Lahr und Freiburg im Breisgau, von da durch das Höllenthal am Titiſee vorbei zurück über die Höhen des Schwarzwaldes nach Schaffhauſen.

So langſam wandernd, prägten ſich die landſchaftlichen Bilder tief in das Gedächtnis ein, und ich könnte heute noch, nach einem halben Jahrhundert, die Wege wieder finden, die ich damals mir mit Hülfe einer guten Karte ſelber auffand. Wie ſchnell verſchwinden ſie wieder alle die Bilder, die wir von oder mit Hülfe der Eiſenbahn geſehen; flüchtig ziehen ſie vorüber und laſſen keinen Eindruck zurück. Jene Fußreiſe kann ich noch heute im Gedächtniſſe wieder zurücklegen, Ort für Ort, Landſchaft für Landſchaft. Der Rhein von Schaffhauſen zum Bodenſee, Lindau, wo ich bei Freunden drei Wochen zubrachte, dann heimwärts, Nördlingen u. ſ. w., von allen könnte ich noch erzählen, denn mir iſt nicht bloß das Landſchaftliche im Gedächtniſſe geblieben, auch manche Erlebniſſe, die gleich kleinen Abenteuern die einſame Wanderung belebten und ihr ein mannigfaches Intereſſe gaben. Was erlebt man heute, wenn nicht ein Eiſenbahnunglück die Langeweile der Fahrt unterbricht! Nach ſiebenwöchentlicher Wanderung traf ich wieder in Erlangen ein, den Reſt der Ferien noch benützend, den Vater Herodot in einem Zuge zu durchleſen.

Das ſind Erinnerungen, die oftmals noch heute meine Gedanken gern nach Erlangen hinleiten. Aber auch von anderer Art ſind mir Erinnerungen geblieben, Andenken, die zum Teile den Toten und früh Verſtorbenen gelten. Ich gedenke zunächſt eines geiſtreichen Philoſophen, des Profeſſors Karl von Schaden, der allwöchentlich bei ſich im Hauſe eine kleine Zahl Studenten vereinte, deren Streben über Bier

und Lied und auch über das Brotstudium hinausging. Die schlanke Schillergestalt mit den feinen, blassen Zügen des Antlitzes und dem etwas vorgebeugten schönen Kopfe steht noch lebhaft vor meinem inneren Auge, wie nicht minder das seiner Frau, einer Tochter des altberühmten Schulmannes und Philologen Thiersch, die mir damals ein Ideal feiner und edler Weiblichkeit erschien, wie ich auch ihresgleichen im Gelehrtenstande der Universitäten nie wieder angetroffen habe. Ich hatte und hätte sie nie vergessen, als ich fast ein halbes Jahrhundert später in die Lage kam, ihr einen Dienst zu erweisen. Zu verwundern war es eher, daß sie unter so vielen Studenten, die ihr Haus besucht hatten, meiner nicht vergessen hatte, da ich doch der jüngsten einer gewesen. Sie hatte leider ihren Gatten in der Blüte der Männlichkeit auf der Höhe seines Wirkens und Strebens verloren. Jetzt ist auch sie aus dem Leben geschieden, lange Jahre nach ihm.

Wohl bedeutsamer für mich noch ist mir das Haus Karls von Raumer geworden, der damals Professor der Mineralogie war und zugleich, als Lieblingsfach, über Pädagogik las. Als Geologe ein Schüler Werners in Freiburg, als Pädagoge ein Jünger und Mitarbeiter Pestalozzis, dann selbst Leiter einer Erziehungsanstalt in Nürnberg, war er in beiden, einander so fern stehenden Wissenschaften zuhause. Im Hauptquartier Blüchers hatte er die Befreiungskriege mitgemacht und sich das eiserne Kreuz verdient. Als Schüler Tiecks war er ein ausgezeichneter Vorleser, dem wir gern zuhörten, wenn er ein Shakespearesches Drama vorlas. Geburt, Freundschaft, Verwandtschaft hatten ihn mit den Romantikern und den Berliner litterarischen und ästhetischen Kreisen (er war ein Bruder Friedrichs, des Geschichtsschreibers der Hohenstaufen, und ein Schwager Waagens, des Galeriedirektors) in nahe Beziehungen gebracht. Seine Frau war

eine Tochter Reichardts, des Liederkomponiſten. Im Hauſe, das zwei blühende Töchter verſchönten, herrſchte wahre Frömmigkeit, gepaart mit Milde, Humanität und echter, gediegener Bildung. Ein kleiner Kreis von Studenten verſammelte ſich dort jede Woche einmal. Wenn der Alte die Geſpräche zu jenen litterariſchen Kreiſen leitete, horchte ich mit ganzem Ohr, denn wenn ich überhaupt Sehnſucht hatte, Menſchen und Dinge kennen zu lernen, ſo konnte es nicht beſſer geſchehen als durch die Erzählungen des Mitlebenden. Alle die Perſonen und Verhältniſſe waren mir intereſſant: es war die jüngſte Zeit, die hinter uns lag; alle Namen waren viel genannt und wurden und blieben dem jüngeren Geſchlechte lebendig und verſtändlich. Man weiß, wie oft es ſchwerer iſt, die jüngſt vergangenen Zeiten kennen zu lernen als die entlegneren, die bereits zu geſchichtlicher Behandlung gelangt ſind.

An den Geſprächsabenden nahm häufig auch der ältere Sohn Rudolf Teil, der bekannte Germaniſt, damals noch Privatdozent. Mit ihm bin ich in keine nähere Beziehung getreten, um ſo mehr aber mit ſeinem jüngeren Bruder Hans, einem der beſten und liebenswürdigſten Sterblichen, die mir in meinem langen und wechſelvollen Leben begegnet ſind. Vordem ein flotter Student, ein fröhliches Blut auf der Kneipe, geſchickt auf dem Fechtboden, brav auf der Menſur, war er damals bereits Rechtsrat in der kleinen ſchwäbiſch-bairiſchen Stadt Dinkelsbühl. Für alle ſtudentiſche Welt Erlangens, insbeſondere für die „Bubenreuther“, die Alten wie die Jungen, blieb er aber noch immer der wohlbekannte „Raumers Hans“. Zu Weihnacht war er herübergekommen, und ich traf ihn zuerſt am heiligen Abend, der uns bei ſeinem Vater feſtlich verſammelte. Und in wenigen Stunden und Tagen geſchah es, ſo ſehr ich auch der Jüngere war im

Alter wie als Student, daß wir bald vertraut und intim wurden. Ich begleitete ihn nach Dinkelsbühl zurück, und wie oft habe ich ihn dort noch im Laufe der nächsten Semester besucht und wie liebenswürdige, anregende Tage habe ich dort verlebt, zumal als er auch eine junge, reizende Frau heimgeführt hatte. Zufriedenen, fröhlichen Temperaments, mit Begeisterung verehrt von allen Bewohnern der Stadt, führte er ein glückliches Dasein. Aber ach, es sollte nur von kurzer Dauer sein. Es kam das Jahr 1848, und die Wahl seiner Mitbürger brachte den feurigen Vaterlandsfreund nach Frankfurt ins Parlament, wo er der Jüngsten einer, wenn nicht der Jüngste war; jedenfalls auch einer der Beliebtesten. Hier erlebte er den Verlust seiner Frau und seines Kindes. Dann folgte das Scheitern seiner politischen Hoffnungen: die Stellung in Baiern wurde ihm verleidet durch die eingetretene Reaktion, deren Verfolgung auch ihn traf. Noch Eines schien ihm übrig zu sein. Er trat in die schleswig-holsteinische Armee ein, die damals noch im Felde stand. Da kam der Waffenstillstand, währenddessen ich noch einige Tage mit ihm in Altona, wo er in Quartier lag, und in Hamburg verleben konnte. Auch hier kam die Täuschung. Die Herzogtümer fielen wieder an Dänemark zurück, und die holsteinische Armee wurde aufgelöst. So ging er nach Baiern zurück, zu seinen Eltern nach Erlangen, bekam den Typhus und starb. Nicht leicht hat ein traurigeres Geschick den besten und trefflichsten Menschen betroffen, der zu großen Dingen geboren schien. Daß er mich liebte und schätzte, gab mir die Überzeugung eigenen Wertes. Mir ist die Erinnerung an unsere so kurze Freundschaft unendlich teuer geblieben; es war mir die liebste von allen, die ich von Erlangen mitnahm.

Drittes Kapitel.

Die Lernzeit. — Göttingen.

Nie kehrst du wieder, goldne Zeit,
So fröhlich, ungebunden.

Nach drei in Erlangen in der akademiſchen Freiheit ſorgloſ und angenehm verlebten Semeſtern regte ſich in mir das Verlangen, tiefer und allſeitiger in die erkorene Berufswiſſenſchaft einzudringen und auch dem äußeren Ziele, der ſchließlichen Prüfung zum Gymnaſiallehrer, nahezukommen. Wohl ſchied ich mit innigem Bedauern aus dem großen Freundeskreiſe, und das Gemüt wurde weich und das Auge feucht, als der Zug mit dem Liede: „Bemooſter Burſche zieh ich aus“ durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof ſich bewegte. Nicht ſo war es mit Stadt und Univerſität, die mir nicht gewährt hatten, weſſen ich gerade für Wiſſenſchaft und Zukunft bedürftig war.

Die Schuld war ohne Zweifel mein, und vielleicht wäre es beſſer geweſen, der „Hodegetik“ des Herrn Profeſſor Fiſcher zu folgen. Allein ich ging ſchon damals meine eigenen Wege. Bei meiner Neigung, das zu thun und zu treiben, was mir eben gefiel, hatte ich von der akademiſchen Freiheit vielleicht allzu reichlichen Gebrauch gemacht und wenig an den eigentlichen Beruf gedacht. Ich war wie die unermüdliche Biene von Blume zu Blume geflogen und hatte wohl Honig gewonnen, aber ich hatte nicht dafür geſorgt, das, was ich gelernt hatte, ſchön und ordentlich einzuſchachteln und ein Fach nach dem anderen auszufüllen. Ich fühlte nun das Bedürfnis eines regelrechten und gewiſſenhaften Studiums, und dazu wäre bei dem vergnüglichen Kneipenleben Erlangens und den leichten „Spritztouren“ in die romantiſche Berg-

gegend nur schwer die Möglichkeit gewesen. Einmal in solchem Studentenleben darin, war es nicht leicht, sich loszureißen. Das einzige Mittel war eine andere Universität. Ich entschied mich für Göttingen.

Riesige Schneemassen lagen auf dem Fichtelgebirge, als wir in nächtlichem Dunkel im Postschlitten hinüber fuhren, oftmals die Zweige der Bäume an der Straße streifend und nicht ohne Gefahr, denn ein zweiter Postschlitten hinter uns stürzte in die Tiefe. Wiederum lag hoher Schnee (April 1847), als ich in Göttingen ankam, dem aber bald ein schöner Frühling folgte.

Göttingen hatte seine große Zeit lange hinter sich. Die Universität zählte kaum mehr als sechshundert Studenten, immerhin noch die doppelte Zahl derjenigen von Erlangen. Aber wenn auch in der Zahl verringert und in seinen großen Namen beschränkt — die berühmten Sieben waren noch nicht ersetzt — so hatte es doch den Ruhm der Wissenschaftlichkeit und des Fleißes bewahrt. War Erlangen eine Stadt des Bieres und des Gesanges, so war Göttingen eine Stadt der Arbeit, und es fehlte wirklich nicht an Wissenschaftlichkeit, Fleiß und Arbeit. Natürlich fehlte es auch hier nicht an Trinken und Singen — wie wäre das möglich auf einer deutschen Universität! — aber im Gesange nahmen es die rauheren Kehlen der Norddeutschen nicht mit ihren süddeutschen Kommilitonen auf, und was das Bier betrifft, ein Erzeugnis der Göttinger Bürger — ein anderes durfte nicht geschenkt werden — so war es so schlecht, daß es nur mit Widerstreben getrunken wurde. Man trank es, weil man kein anderes hatte, auf die Gefahr hin, am nächsten Tage dem berühmten Haustiere verfallen zu sein. Erst das Jahr 1848 brachte Bierfreiheit wie Rauchfreiheit, denn bis dahin war das Rauchen auf der Straße verboten. In einer königlich

hannoverischen Stadt, im Lande der feinen Sitte und der reinen Sprache, schien das höchst unanständig, und es war daher bei recht empfindlicher Geldstrafe verboten.

Darin lag ein weiterer Unterschied zwischen Göttingen und Erlangen. Die Studentenschaft Göttingens von damals ergänzte sich vorzugsweise aus den Residenzen von Hannover und Braunschweig, und sie brachte feinere Umgangsformen mit, während diejenige der bairischen Universität, die vom Lande oder aus kleinen Provinzstädten kam, sich über alle Formen hinwegsetzte und sich in einer derberen und kräftigeren Außenseite gefiel. In Göttingen herrschten die Söhne der besseren Stände und gaben den Ton an, der auch im Verkehre der Studenten höflicher, obwohl nicht inniger und herzlicher war. Man kam langsamer zur Freundschaft, da erst eine kalte Rinde durchbrochen werden mußte, auch nahm sie nicht so den Charakter der Sentimentalität an.

Nichtsdestoweniger, vielleicht gerade deshalb, war es ein angenehmes Leben in Göttingen; wenigstens mir gefiel es besser, und ich fand mich eher dort zu hause trotz meiner Sympathie für den Süden. Es war noch zu viel norddeutsches Blut in mir, das erst langsam mit den Jahren so ausgewechselt wurde, um mich schließlich völlig als Wiener zu fühlen. Die Stadt Göttingen selbst freilich bot wenig Anregung, Reiz oder Unterhaltung, weder zum Sehen noch zum Hören. Nüchtern lag sie da mit ihren geraden Straßen und kunstlosen Häusern, durchschnitten von der stillen Leine, für die man schon einen guten Anlauf nehmen mußte, um hinüberzuspringen. Felder und Wiesen, Obst- und Gemüsegärten, in deren Häuschen sich wohl sommerlich Studenten ansiedelten, füllten das breite Thal, das von leichten Höhen begleitet war. Die Höhen trugen wohl Wald, selbst Ruinen von Schlössern und Burgen, die mir jedoch niemals den gleichen romantischen

TAYLOR INST. OXFORD

Eindruck gemacht haben wie etwa eine Wanderung in der fränkiſchen Schweiz oder über die erinnerungsvollen und geſchichtsreichen Berge der rauhen Alp, ſo oft wir auch die Pleſſe, die Gleichen, den Hardenberg beſuchten. Das Nüchterne, Proſaiſche der Stadt teilte ſich der ganzen Umgebung mit, oder hatte die Stadt es von dieſer empfangen? Wer will es ſagen, übrigens iſt es ja gleichgiltig. So viel iſt ſicher, Poeſie lag nicht über dem Thale der Leine. Zwar hatte einſt der „Hainbund“ dort geblüht, aber mir iſt dieſe Epiſode der Litteraturgeſchichte immer wie eine fremde, exotiſche Pflanze an ihrem Orte vorgekommen, und daß dieſe Poetengeſellſchaft keinen rechten Boden in Göttingen ſelbſt gefunden, das zeigt das Schickſal des armen Bürger, des beſten unter ihnen, den man verkommen ließ.

Die Wiſſenſchaft hatte es beſſer. Die Theologie freilich war es nicht, die ſich in Göttingen heimiſch fühlte und fruchtbringend ins Leben eindrang wie vor Zeiten in Halle und Wittenberg und gegenwärtig oder vielmehr zu meiner Zeit in Erlangen. Vielmehr waren es die Staatswiſſenſchaften, die Geſchichte, die Rechtsgelehrſamkeit und neben ihnen die Philologie, welche immer den erſten und vornehmſten Rang behauptet hatten. Mit ihnen, mit jenen namentlich, hatte Göttingen ſelbſt unter den Univerſitäten den Charakter der Vornehmheit, nach der Lehre wie nach dem Leben angenommen und ſo durch das ganze 18. Jahrhundert ſich bewahrt.

Der Ruf davon war auch noch in das 19. Jahrhundert hinübergegangen und pflanzte ſich fort, wenn auch die Univerſität die alte Höhe nicht bewahrt hatte und die Studentenſchaft an Zahl und Vornehmheit der Geburt geſunken war. Wo waren ſie geblieben die Engländer, die reichen und hoch- und wohlgebornen Kurländer und Livländer, welche einſt den

Ton angegeben hatten? Nicht einen fand ich mehr vor. Der Verluſt der berühmten „Sieben“ hatte eine andere Schar Ausländer mit hinweggenommen. Nur die Philologie, ſcheint es, hatte nicht bloß ihre Anziehungskraft, ſondern auch ihren Charakter bewahrt, der ſie zur Leipziger Philologie in Gegenſatz geſtellt hatte. Die große Leipziger Schule unter dem alten Gottfried Hermann betrachtete die Philologie als Sprachwiſſenſchaft: Grammatik und Auslegung der alten Schriftſteller, Verbeſſerung ihrer Texte, das war es, was ſie betrieb; für Göttingen war die Philologie Altertumswiſſenſchaft, und die Realien, die Kenntnis der Zuſtände bei den beiden klaſſiſchen Völkern, ſtanden mindeſtens in gleichem Werte. Ein anderer Hermann war es, Karl Friedrich, der hier Litteratur, Altertümer der Kunſt und des Lebens, Staatsaltertümer und Rechtsaltertümer u. ſ. w. lehrte. Neben ihm, der auch Plato erklärte, war die alte Philoſophie durch Kriſche vertreten, und die beiden Jünger Ottfried Müllers, Schneidewin und Leutſch, ſtanden dem Standpunkte ihres großen, damals bereits verſtorbenen Meiſters nicht fern. So entſprach die Richtung der Göttinger Philologie vollkommen meinen Neigungen innerhalb der von mir erwählten Berufswiſſenſchaft. Für mich war die Philologie in erſter Linie eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft, die Lehre von dem Leben und den Zuſtänden der Griechen und Römer, in zweiter Linie kamen die Schriftſteller, in dritter ſtand Sprache und Grammatik. Heute iſt für den Philologen, der ſich zum Schulmann ausbilden will, die Reihe umgekehrt; für den Gymnaſiallehrer war es damals wohl auch der Fall, aber ich folgte auch in Göttingen meiner Neigung, allerdings mit mehr Anſchluß an den Beruf.

Nun drang ich allerdings tiefer in das Weſen meiner Wiſſenſchaft ein und ſuchte mich nach und nach des geſamten

Umfanges zu bemächtigen, um ſchließlich auch in der Stunde der Prüfung meinen Mann zu ſtellen.

Auf dieſem Wege geriet ich auch in die Philoſophie des Altertums hinein, die nicht gerade ein Lieblingsſtudium der jungen Philologen von damals war. Ich bildete eine Ausnahme, und da doch jeder Philologe ſich einen Lieblingsſchriftſteller zu erwählen pflegt, den er zum Mittelpunkt ſeines Studiums macht, ſo konnte ich unter meinen Kommilitonen immerhin als Platoniker gelten. Denn Plato war es, dem ich vorzugsweiſe mehrere Jahre eindringender Arbeit widmete. Ich vergrub und verſenkte mich hinein, folgend ebenſo der geiſtreichen und oft überraſchenden Form der ſokratiſchen Dialektik wie dem anziehenden Inhalt. In letzterer Beziehung liebte ich vor allem das Sympoſion, das ich mir als eine Lieblingsſchrift zueigen machte und als eines der genialſten Werke ſchätzte und ſchätze, welche die Litteratur aller Zeiten und Völker hervorgerufen hat. Es ſtand und ſteht noch für mich auf gleicher Stufe mit Fauſt oder den beſten Dramen Shakeſpeares oder einer anderen mir wunderbar erſcheinenden Dichtung, dem Don Quixote. Es waren glückliche Stunden, wenn ich am Sonntagmorgen, frei von Kollegien, ſtundenlang mich in einen platoniſchen Dialog verſenkte oder, heimgekehrt von der abendlichen Kneipe, noch lange über Mitternacht hinaus bei dem ſpärlichen Lichte einer Unſchlittkerze den ſchweren Schriftſteller zu bewältigen ſuchte. Ich las viel über ihn, mehr aber noch ihn ſelber. Jenes fühlte ich als notwendig, dieſes war mein Vergnügen.

Auch Ariſtoteles blieb mir nicht fremd, obwohl ich ihn nicht zum Liebling erkor; ſeine trockene Manier der Unterſuchung war mir nicht ſympathiſch. Ich hörte aber ein vortreffliches Kolleg über die Metaphyſik bei Kriſche, das mit heiſerer Stimme geſprochen (der Arme war bruſtleidend und

ſtarb bald danach), aber ſo klar und verſtändlich vorgetragen wurde, daß wir unter uns wohl ſprichwörtlich ſagten: „Klar wie Kriſche.“

Das Studium der alten Philoſophie führte mich auch wieder zur modernen Philoſophie, der ich in Erlangen ſo ſchnöde den Rücken gekehrt hatte, oder eigentlich richtiger war es wohl mein Freund, Landsmann und Studiengenoſſe Georg Langreuter, der in Tübingen über der Philologie als melkenden Kuh ſich mit der Philoſophie als Freundin getröſtet hatte, ungefähr wie ich es mit der Geſchichte neben demſelben Brotſtudium machte. Der Nebenwiſſenſchaft gehörte unſere Neigung, unſere Liebe. Damals war Hegel noch der Philoſoph, der Alleinherrſcher im Reiche des Denkens. Natürlich fing ich mit der Phänomenologie des Geiſtes an und ließ andere Schriften Hegels, wie z. B. die Philoſophie der Geſchichte, folgen. Ob ich den Meiſter gründlich verſtanden habe, will ich nicht behaupten, ſoll doch Hegel ſelbſt geſagt haben: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer verſtanden, und der hat mich mißverſtanden.“ Vielleicht muß ich mich dieſen Schülern anreihen, aber ich bemächtigte mich ſo ziemlich des Hegel'ſchen Jargons und wurde eine Weile ſelbſt ein Disputax für dieſen Philoſophen.

Das dauerte aber nicht allzu lange. Der Philoſoph, was mich betrifft, überlebte kaum die Univerſitätsjahre und verſchwand vor dem praktiſchen Leben wie einige Jahre früher der Poet vor der Wiſſenſchaft. Indeſſen trug ich von dieſen Studien ſicherlich großen Gewinn davon. Sie lehrten mich Klarheit des Gedankens und präziſe Kürze des Ausdruckes, ſie machten mich vertraut mit philoſophiſcher Behandlung der Dinge, ſo daß bei dem Oberlehrerexamen der prüfende Philoſoph Heinrich Ritter, der Geſchichtsſchreiber der Philoſophie, mir das für einen Philologen ſeltene Zeugnis gab, ich wiſſe mit philoſophiſchen Dingen umzugehen.

So war ich wohl ein fleißiger Arbeiter auch auf dem Gebiete der Philologie, immer aber doch so, daß ich den Hauptnachdruck auf das eigene Studium, nicht auf die Kollegien legte. In diesen war ich wohl ein fleißiger Nachschreiber, und jener Professor, der die Talente seiner Schüler im umgekehrten Verhältnisse nach der Größe des Papieres, worauf sie nachschrieben, beurteilte, müßte mich für ziemlich talentlos gehalten haben, denn ich schrieb auf großen Konzeptbogen. Was ich aber niedergeschrieben hatte und getrost schwarz auf weiß nach Hause trug, habe ich kaum je wieder angesehen. Es widerstrebte mir, in flüchtiger Handschrift mit zahllosen Abkürzungen zu lesen, was ich ja auch in gedruckten Büchern finden konnte und hier zumeist in anderer Auffassung, so daß Wissen und Gesichtskreis sich erweitern mußten. In einem Semester — ich denke es war im Winter von 1848 auf 1849 — da ich gerade am fleißigsten war, hörte ich nur ein einziges Publikum, und im darauf folgenden Sommer „philistrierte" ich, das heißt blieb zu Hause in Ratzeburg, mich zum Examen vorzubereiten.

Jene einzige Vorlesung, welche ich damals hörte, war ein Publikum, mehr historisch als philologisch, über die erste Zeit der römischen Kaisergeschichte bei Professor Hoeck, dem ersten Vorstande der berühmten Göttinger Bibliothek. Hoeck war ein etwas wunderlicher Alter, doch ein Mann von Geist, der seinen Geist aber mehr seinen Werken und Worten als seinen Söhnen mitzuteilen verstanden hatte. Was die Letzteren betrifft, so wunderte sich ihre Mutter, die Frau Professorin, selber darüber und meinte, woher das wohl käme, da der Vater doch so gescheit sei. In jener Vorlesung behandelte der Professor die problematischen Naturen aus der Zeit seines Gegenstandes mit so viel beißender Ironie und so modern, als ob sie noch lebten, und er that sie völlig ab,

etwa wie ein journaliſtiſcher Publiziſt der Gegenwart die heutigen Staatsmänner in Leitartikeln abkanzelt. Für uns war es mitunter ein Hochgenuß, zumal bei der ſonſt trockenen Art des Vortrages.

In ſolcher Weiſe Philologie und Geſchichte verbindend, konnte ich überhaupt dem Studium der Geſchichte nähertreten, die ja meine geheime Liebe unter den Wiſſenſchaften bildete. Viel Zeit konnte ich ihr freilich auch in Göttingen nicht widmen, und ſo viel ich von Geſchichtswerken auf dem Gymnaſium geleſen hatte, die ganze Sammlung von Heeren und Uckert, ſo viel damals fertig war, Wilkens Kreuzzüge, Raumers Hohenſtaufen ſowie deſſen neuere Geſchichte und vieles, vieles andere, ſo mußte ich mich doch damit begnügen, eine Fülle geſchichtlichen Stoffes in mich aufgenommen zu haben. Ich hatte mir mit Hilfe eines guten Gedächtniſſes ſchon auf dem Gymnaſium das ganze Gerippe der Weltgeſchichte in Zahlen und Daten eingeprägt und war in den Genealogien der europäiſchen Regentenfamilien wohl zuhauſe, aber alles war noch totes Wiſſen, das ich nicht erweitern, noch in eine beſtimmte Richtung hineinlenken oder verarbeiten konnte. Wenn ich dennoch in Göttingen in ſolcher Arbeit einen Anfang oder vielmehr einen Verſuch machte, ſo war es das Verdienſt des Profeſſors Wilhelm Havemann.

Havemann hatte in Ratzeburg nahe Verwandtſchaft, und ich kam mit Empfehlung zu ihm. Der feine, geiſtvolle Kopf, die Liebenswürdigkeit ſeines Weſens, auch wohl gleiche Neigungen, denn er war Romantiker auch in ſeiner Wiſſenſchaft, zogen mich zu ihm hin. Er hatte ſeine Ideale ſich bewahrt, trotzdem er um ihretwillen Schweres erlitten hatte. In ſeiner Jugend flotter Student und Sprecher der Göttinger Burſchenſchaft, hatte er wie andere ſeine Teilnahme an der damaligen ſtudentiſch-politiſchen Bewegung mit ſechsjährigem

Gefängniſſe zu büßen gehabt. Frei geworden, wurde er Profeſſor am Pädagogium in Ilfeld und danach auf den Katheder der Geſchichte in Göttingen berufen, irre ich nicht, als Nachfolger Dahlmanns. Verfaſſer einer ausgezeichneten „Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg“ und ſomit auf ziemlich trockenem Gebiete arbeitend, hatte er doch daneben ſein romantiſches Steckenpferd, und dies war die Geſchichte Spaniens. Spaniſche Sprache, ſpaniſche Lieder und Romanzen, er trieb ſie mit Vorliebe und hatte die letzteren vortrefflich im Versmaße der Originale überſetzt. Er las ſie uns vor am Schluſſe ſeines Kollegs über ſpaniſche Geſchichte. Schon in jungen Jahren hatte er dieſen Studien obgelegen, wie man auch aus einem Gedichte Heines ſchließen kann, der zu jener Zeit, da Havemann Sprecher war, aus der Burſchenſchaft ausgeſchloſſen wurde. Jenes boshafte Gedicht:

„Neben mir wohnt Don Henriquez,
Den man nur den Schönen nennet“,

das ſeinen Helden als romantiſchen Sänger und Muſikanten ſchildert, iſt die Rache für den Ausſchluß. Der Held iſt Havemann.

Es war damals die Sitte in Göttingen, daß die Profeſſoren ſogenannte Sozietäten hielten, in denen ihre Wiſſenſchaft mit einigen Studenten frei betrieben wurde. So auch Havemann. Ich trat ſofort in die ſeinige ein. Studenten gleicher Beſtrebungen, meiſt auch befreundet miteinander, kamen etwa alle acht oder vierzehn Tage mit dem Profeſſor auf einem der Studentenzimmer zuſammen, um eigene Arbeiten — es ging der Reihe nach herum — vorzuleſen und der etwaigen Kritik zu unterwerfen. In Havemanns Sozietät fanden ſich Juriſten, Philologen, Theologen zuſammen, Freunde geſchichtlicher Studien — ein eigentlicher Hiſtoriker war nicht darunter. Wir waren mehr oder weniger alle befreundet und

hatten auch das Recht der Kooptation. Meine Hauptarbeit, meine erste selbständige Geschichtsarbeit überhaupt, schilderte in möglichst fließender und schwunghafter Darstellung, so weit mein Talent eben reichte, ohne jeglichen gelehrten Apparat, den Kaiser Julian, den letzten glanzvollen Verteidiger des Heidentums, der, heute ein Philosoph in Schmutz und Lumpen, morgen ein gewaltiger Kaiser, die Feinde im Westen und Osten des Reiches niederschlug. Ich befand mich damit auf meinem eigentlichen Gebiete, Philologie und Geschichte verbindend. Bei der Liebenswürdigkeit Havemanns, der auch wohl unsere Studentenkneipe besuchte, verkehrten wir an diesen Abenden in gänzlich ungezwungener Weise. Man rauchte und trank, und wenn die Vorlesung vorüber war, saß man noch lange, frei plaudernd zusammen.

Sonst war der persönliche Verkehr zwischen Professoren und Studenten in Götttingen keineswegs ein so naher wie etwa in Erlangen: die Würde des Professors „entfernte die Vertraulichkeit". Lehrer und Lernende blieben sich persönlich fern, ihr Umgang beschränkte sich auf Kolleg und Seminar, obwohl doch das „Museum" im Hause Ottfried Müllers klubartig Professoren und Studenten vereinte. Hier sah man den großen Mathematiker Gauß, wie er früh morgens die neuen Zeitungen einsammelte, buchstäblich in Besitz nahm — er setzte sich darauf — und nur eine nach der andern auslieferte; hier sah man die Herren Hofräte beim Whistspiele, hier sah man das „alte Haus" und den jüngsten „Fuchs" plaudernd, politisierend, begierig nach Neuigkeiten, denn es war nun das berühmte Jahr 1848 gekommen, wo alle Welt, groß und klein, Politik trieb, wo auf einmal die Staatsmänner zahllos aus dem Dunkel auftauchten, wo jedes Land und Ländchen, jedes Städtchen seine eigene Revolution haben mußte.

Natürlich hatten wir auch die unſrige, der geſunde Sinn der Studenten bewahrte uns aber davor, ſie wie anderswo auf das Gebiet der hohen Politik hinüberzuleiten. Zwar gab es auch unter den Studenten ſogenannte rote Republikaner — ich erinnere mich unter anderen eines feurigen, wilden Redners, der heute Finanzminiſter eines großen Reiches iſt — welche die Welt, wenn nötig, mit Hülfe der Guillotine verbeſſern wollten, aber einſtweilen blieben ihre Reden harmlos und unfruchtbar. Unſere ſtudentiſche Revolution bezog ſich nur auf ſtudentiſche Angelegenheiten. In einer ſchönen Nacht — es war Anfang März, als ſchon die Köpfe durch die Pariſer Ereigniſſe erhitzt waren — gab es Streit zwiſchen den Korpsſtudenten und der Polizei, an deren Spitze ein höchſt mißliebiger Direktor ſtand, ein Mann, deſſen Charakter, wie ein Redner ſagte, „ſo im ancien régime inveterasciert ſei, daß von ihm eine ſolide Beſſerung nicht erwartet werden könne“. Den Korps ſchloß ſich einmütig die ganze Studentenſchaft an, obwohl ſich damals zwei Parteien, Korps und und Progreß, ſchroff gegenüberſtanden. Wie das ſo üblich iſt, wurden Verſammlungen berufen, zahlloſe Reden gehalten und zur Genugthuung mindeſtens die Abſetzung des Polizeidirektors, und ich weiß nicht mehr, was ſonſt noch verlangt. Eine Deputation von Profeſſoren ging nach Hannover, der Regierung unſere Wünſche und Verlangen in aller Beſcheidenheit, aber mit Beſtimmtheit vorzutragen. Währenddes wurde die Univerſitätspolizei ſuspendiert; wir Studenten übernahmen die Verantwortung für die Ruhe und zu mehrerer Sicherheit — was natürlich gänzlich überflüſſig war — patrouillierten wir nächtlicher Weile in geſchloſſenen Abteilungen durch die Straßen der Stadt. Es waren wunderſchöne Mondnächte, und wir übten ſolchen Dienſt mit dem größten Vergnügen, was jeder leicht begreift, der das deutſche Studentenleben kennt.

Es waren fröhliche, aber auch recht ernste Tage. Die Deputation kam mit abschlägigem Bescheide zurück: man glaubte uns beruhigen zu können mit dem Angebote des freien Rauchens auf der Straße. Einstimmig beschloß die Studentenschaft die Stadt zu verlassen und nur dann zurückzukehren, wenn alle Forderungen bewilligt. Und so geschah es denn auch.

Unter den Thränen der Göttinger Schönen, die, von allen Fenstern der Wehnder Straße herabschauend, nur mit Schmerzen die Musensöhne scheiden und die Stadt schon verödet sahen, wanderten wir in feierlichem Zuge hinaus, sechshundert Studenten, nicht fröhlichen Mutes, vielmehr ernst gestimmt und ernster Dinge harrend, denn es war uns berichtet worden, daß die Dörfer, welche wir zu passieren hatten, von Militär besetzt worden. Es blieb aber alles ruhig. Wir marschierten zusammen zwei bis drei Stunden weit bis zur kleinen Stadt Nörten, von wo wir uns nach allen Richtungen zerstreuten, ein jeder in seine Heimat. Das konnte um so leichter geschehen, als ohnehin die Zeit der Ferien nahe war. Ob wir wiederkehren würden? Wir wurden rasch davon überzeugt. Kaum einen Tag später traf schon die Nachricht von der Wiener Revolution ein, welcher die Nachrichten aus Berlin folgten. Was konnte die hannoverische Regierung thun, als auch die bescheidenen Forderungen der Studenten zu bewilligen, stand doch so viel Größeres auf dem Spiele! Wie wir ausgezogen waren, feierlich, insgesamt, so geschah nach Schluß der Ferien auch wieder der Einzug, nur fröhlich anstatt des Ernstes und der Sorge.

Selbstverständlich blieb auch Göttingen den politischen Bewegungen des Jahres 1848, die im Frühling und Sommer anschwollen, nicht fern. Volksversammlungen, Reden, Parteitreiben und was dergleichen mehr zu solchem Leben gehört,

das war mehr Sache der Philiſter, der Bürger, als der Studenten oder überhaupt der Univerſität. Nur wenige Studenten beteiligten ſich daran, noch weniger Profeſſoren. Ich erinnere mich jedoch einer Volksverſammlung der Radikalen oder Roten, welche eines ſchönen Tages auf der Pleſſe ſtattfand, berufen von einem Dozenten, der noch vor kurzem die Politik für die Sache von Schwachköpfen erklärt hatte und nunmehr in Frack und gelben Glacéhandſchuhen der Volksmenge präſidierte und Reden im Stile der Zeit hielt. Später, da die Politik gefährlich wurde, kehrte er zu ſeiner urſprünglichen Anſicht wieder zurück, wurde Vorſtand einer bekannten Gelehrten-Republik in Frankfurt und als ſolcher oft genannt. Damals auf der Pleſſe erging es ihm und den Seinen ſchlecht genug. Es hatten ſich die konſervativen Bauern der Umgegend zuſammengethan, das Thal abgeſperrt, die Verſammlung geſprengt, deren Teilnehmer nur auf weiten Umwegen oder unter den Knütteln der Gegner nach Göttingen zurückkehren konnten. Wir nannten das Ereignis nach dem nächſtgelegenen Orte die Schlacht von Bovenden.

Ich und meine Freunde, wir „Alemannen“, die wir damals eine reizende Verbindung voll Geiſt, Witz und Fröhlichkeit bildeten, wir benützten die aufgeregte und intereſſante Zeit nur zur Erhöhung unſerer Stimmung. Keiner von uns dachte an andere oder gar aktive Teilnahme an der politiſchen Bewegung. In dieſem Sinne zogen wir auch ſämtlich zur großen Studentenverſammlung in Eiſenach in den Pfingſttagen des Jahres 1848. Zu Pfingſten ſchwärmen in den Thüringer Bergen und Thälern die Studenten der benachbarten Univerſitäten von Jena, Göttingen und Halle, und ſo hatten wir denn auch das Jahr vorher eine fröhliche Woche in jener an Sagen und Geſchichte berühmten Gegend zugebracht. Eiſenach und die Wartburg, Ruhla und Tabarz,

Altenſtein und Liebenſtein, Reinhardsbrunn, Wilhelmsthal, Gotha, alle dieſe Orte waren uns wohlbekannt geworden. Damals aber, zu Pfingſten des Jahres 1848, ſendeten wohl alle deutſchen Univerſitäten ihre Mitglieder nach Eiſenach, ſelbſt von Hermannſtadt kamen ſie herbeigezogen, ſo daß ihrer 1500 beiſammen waren. Schwerlich hat die alte berühmte Wartburg ſeit dem Sängerkriege unter dem Landgrafenpaare Hermann und Eliſabeth je wieder ein ſo buntes und bewegtes Leben geſehen, als es ſich in den Pfingſttagen dort entwickelte.

Wie alle Univerſitäten, ſo waren auch alle Parteiſchattierungen von den konſervativen Korps bis zu den radikalen Turnern und den Wilden vertreten, und ſo machten ſie ſich in den Verſammlungen geltend. Die Politik ſpielte nur nebenbei, faſt im Geheimen, eine Rolle, angeregt durch Parlamentarier der äußerſten Linken, die von Frankfurt gekommen waren, für die Republik Freunde zu werben. Aber wie unter ihrer Leitung „Rote“ und „Weiße“ vergebens um die Republik herumſtritten, ebenſo vergebens und nichtig waren die Reſultate der Hauptverſammlungen, in denen es ſich nur um Studentiſches, um Reform der Univerſitäten handelte. Man ging darin ſo weit, allen Ernſtes den Vorſchlag zu machen, ſämtliche Univerſitäten aufzuheben und jedem Einzelnen das Studium frei zu überlaſſen, wo und wie er wollte, der Staat brauche keine andere Garantie als das Examen; wie Einer dazu komme, ſei einerlei. Das wäre aber zugleich ein Selbſtmord der Studentenſchaft geweſen, das Ende des traditionellen Studentenlebens, aller alten, ererbten Sitten und Gebräuche. Die Studenten hätten ſich ſelber aufgeben müſſen, und da ſie doch fortleben, fortkneipen, fortpauken, fortkommerſieren wollten, ſo wurde der Vorſchlag ſelbſtverſtändlich abgelehnt.

Aber auch was sonst von Reformen beraten oder beschlossen wurde, war und blieb nichtig, ohne jegliches praktische Resultat. In Wahrheit war es auch um ein solches Resultat der weitaus größeren Majorität gar nicht zu thun gewesen, sondern nur um eine Reihe festlich-fröhlicher Tage, nach studentischer Art in großartigem Stile, und zu dieser bot sich die Gelegenheit wie kaum zuvor noch nachher. Die Lustigkeit brach überall durch, selbst in der ernsten Hauptversammlung, als einmal ein winzig kleines Männchen in grüner Blouse die Rednerbühne betrat und ob seiner Erscheinung mit unendlichem Gelächter empfangen wurde, bis er sich durch feurige Redegabe die Aufmerksamkeit erzwang. Man hat später oft seinen Namen nennen hören; er wurde juristischer Professor in Erlangen und einige Jahre danach Leiter des Preßbureaus im auswärtigen Amte zu Berlin, wenn ich nicht irre.

Es gab reizende Szenen in jenen Eisenacher Festtagen. So jene Kneiperei im Marienthale, an der auch die Eisenacher teilnahmen. Die ganze grüne Halde hinauf lagerten die Gruppen der Studenten um die Bierfässer herum, während unten auf der Thalwiese die junge Welt mit den Töchtern der Stadt sich im wilden Tanze drehte. Vor allem lebhaft aber sind mir jene Szenen in der Erinnerung geblieben, als ein heftiger Sturmwind uns von dem Hofe der Wartburg, wo wir im Freien kneipten, mitsamt Fässern und Gläsern in die (damals noch nicht restaurierten) Säle des Landgrafenpalastes hineintrieb, wo zwischen den Rüstungen und in denselben (denn viele Studenten legten sie sich an) das Gelage bis Mitternacht fortgesetzt wurde. Elementare Gewalt, die ja alles entschuldigt, mußte hier der Freiheit und dem Übermute der zechenden und auch bezechten Jugend zur Entschuldigung dienen. Unheil geschah nicht; alles verlief, wohl

nicht in beſter Ordnung, aber doch in ausgelaſſener Freude und ohne Schaden. Wer dabei war, wird dieſen Abend, wie nicht minder die ganzen Eiſenacher Tage den ſchönſten Erinnerungen ſeines Lebens zuzählen.

Dem ſchönen und genußreichen Sommer des Jahres 1848 folgte ein fleißiger Winter. Das Geſpenſt des Oberlehrerexamens, das ich zu beſtehen hatte, wenn ich meinem Wunſche gemäß im Königreiche Hannover Anſtellung finden wollte, rückte ſchon bedenklich in die Nähe. Seine Drohung ſchreckte aber nicht. Es war damals vielleicht ein beſonders heiteres Leben in der alten, ſo fleißigen, ernſten, im Dienſte der Wiſſenſchaft, ich möchte ſagen ergrauten Univerſitätsſtadt. Der Hauch der Freiheit, der im „tollen Jahr“ durch die Welt zog, hatte den Studenten Freiheit des Rauchens, Freiheit des Bieres und den Philiſtern Schenkfreiheit gebracht. Nun auf einmal in der jungen Freiheit erhoben ſich „Exkneipen“ in großer Zahl. Gewerbsleute hielten ſie als Nebenverdienſt, und die Studenten gaben ihnen alsbald die Namen nach dem Gewerbe. So gab es eine „Pincette“ bei einem Verfertiger chirurgiſcher Inſtrumente, ſo eine „Haut“, eine „Cravatte“ u. ſ. w. In der „Cravatte“ hauſten wir allabendlich, wenn nicht großer Kneiptag war, wie er regelmäßig jeden Samstag ſtattfand. Von der „Cravatte“ ging auch ein Ereignis aus, das wohl in Göttingen einzig war und meines Wiſſens auch einzig geblieben iſt. In heiterem Beieinander tauchte der Gedanke eines öffentlichen Faſchingszuges auf, wie ihn die großen rheiniſchen Städte Köln und Mainz lange in Übung hatten. Was vor dem Jahre 48 unmöglich geweſen, der „Akademiſche“ gab ohne Zögern ſeine Zuſtimmung. Man ging ſofort an die Zurüſtung, und wenige Wochen darauf (im Februar 1849) zog dann der lange Zug, zu deſſen einzelnen, meiſt harm-

losen, aber witzigen Szenen Universität wie Stadt und auch die Politik die Motive geliefert hatten, unter fortwährendem Gelächter der Zuschauer durch die sonst so friedlich stillen Straßen.

Im Sommer desselben Jahres philistrierte ich in meiner Heimat, wie ich schon angedeutet habe, um mich zum Examen vorzubereiten, zu dem ich als „Ausländer" die besondere Erlaubnis erhalten hatte. Im Herbste kehrte ich nach Göttingen zurück und erhielt zu den schriftlichen Arbeiten in Philologie, Geschichte und Philosophie — diese drei Wissenschaften bildeten überhaupt die Prüfungsgegenstände — die folgenden Aufgaben: 1. Kritik der verschiedenen Ansichten über Tacitus Germania, 2. die Politik Kaiser Friedrichs II. in Italien, 3. über die Klagen über Gedächtnisschwäche. Die Abfassung dieser drei Arbeiten, zu welchen jedes gedruckte Hilfsmittel erlaubt war, nahm den ganzen Winter in Anspruch, und erst gegen Pfingsten fand die mündliche Prüfung eben in denselben Wissenschaften bei den Professoren Hermann, Havemann und Heinrich Ritter statt. Sie dauerte bei Thee und Butterbrot kaum zwei bis drei Stunden. Als sie glücklich geendet, blieb ich noch ein paar Tage in Göttingen und zog dann, da die Pfingstferien gekommen waren, mit den Freunden in den Harz nach Harzburg, wo wir angesichts der Ruinen der alten Lieblingsburg Kaiser Heinrichs IV. den Abschiedskommers feierten.

So schloß für mich nach vierjähriger Dauer, fröhlich wie sie begonnen hatte, jene goldene Zeit, die niemals wiederkehrt, die Freiheit hatte ein Ende, die Unfreiheit sollte beginnen.

Viertes Kapitel.

Die Lehrzeit.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur,
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur!

Es ist ein reicher Wechsel der Personen und der Dinge, den ich für diesen nun folgenden Abschnitt meines Lebens im Gedächtnis muß wieder erstehen lassen. Ich stehe wie auf einem Beobachtungsstandpunkt und vor meinem inneren Gesicht verwandeln sich fortwährend Koulissen und Staffagen. Neue Verhältnisse, neue Orte und Landschaften, immer neue Persönlichkeiten der verschiedensten Art, vom Throne herab bis in die Schulstube, eilen vorüber in einer kurzen Spanne Zeit. Ich könnte sie Wanderjahre nennen, diese Periode vom fünfundzwanzigsten bis zum dreißigsten Lebensjahre, aber ich wanderte nicht in der Freiheit, sondern mit gebundener Marschroute. Ich nenne sie die Lehrzeit, nicht im Sinne des Handwerkers, sondern im eigentlichen Sinne, denn ich war ein Lehrer in diesem Zeitraum; ich war das geworden, wonach ich zunächst gestrebt hatte, Philologe und Schulmeister von Beruf.

Mit der Freiheit des Studenten, mit der Ungebundenheit in Zeit, Wahl, Arbeit hatte es ein Ende. Ich hatte diese goldene Freiheit, das Eigentlichste und Wesentlichste des deutschen Studenten, vier Jahre lang genossen. Ich hatte im Grunde gethan, was mir gefiel, in der Wissenschaft wie im Leben; ich hatte den Wissensdurst befriedigt und hatte ergriffen, was die Gunst des Augenblicks geboten. Nun stand ich vor der entscheidenden Wendung im Leben. Das Examen lag glücklich hinter mir, der Schlußmoment des akademischen

Lebens. Das Philiſterium, der Dienſt, der Beruf hatte zu beginnen:

„Zur alten Heimat zieh' ich ein,
Muß ſelber nun Philiſter ſein."

Aber die alte Heimat, ſo ſchön ſie war, ſie war doch gar nicht mehr nach meinem Sinne. Der Idylle war ich entwachſen, aber das Streben, Welt und Menſchen zu ſehen, die Sehnſucht nach anderem, nach fremdem, nach der Romantik war geblieben. Was ſollte ich damit in meiner engen Heimat? Ein einziges Gymnaſium ſtand mir zur Verfügung. Unſchwer hätte ich an demſelben eine Anſtellung finden können, aber ich war dann auch ein- für allemal feſtgebannt. Mein Leben wäre verlaufen in der gewöhnlichſten Weiſe, an einem Orte, wo ich jeden Stein, jeden Menſchen kannte wie mich ſelber. Ich hätte die Tretmühle des Lebens treiben müſſen, wie ich als Kind in derſelben thatſächlich von Stufe zu Stufe geſchritten bin, immer aufſtrebend und immer auf demſelben Flecke bleibend. Sollte es von ſymboliſcher Vorbedeutung geweſen ſein?

Nun freilich mußte ich wohl die Gymnaſial-Laufbahn ergreifen, aber in einem größeren Staate ſchien ich doch vor dem gefürchteten Stillleben und Stillſitzen an demſelben Orte geſichert zu ſein. Amt und Pflicht würden nicht ausbleiben, aber wenigſtens hatte ich Hoffnung und Ausſicht auf einen Wechſel der Dinge und der Menſchen; es konnte auch ein Glücksfall eintreten und mich einen anderen, mir willkommneren Weg führen.

„Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und ſuch' es nur . . ."

Ich war mir bewußt, daß ich es in meiner Heimat, am Gymnaſium in Ratzeburg nicht finden würde. Ich ſetzte zunächſt meine Hoffnung auf Hannover. Ich hatte in Göttingen

vorzugsweiſe ſtudiert und dort, nach erhaltener Erlaubnis, das philologiſche Oberlehrerexamen beſtanden. Ebenſo erhielt ich ohne Schwierigkeit die Zuſage einer Anſtellung nach gut vollendetem Probejahr. Mit dieſem Verſprechen reiſte ich in die Heimat, und kaum dort angekommen, erhielt ich bereits die Aufforderung, mich unverzüglich nach Hildesheim zu begeben, um dort die Stelle eines erkrankten und dauernd beurlaubten Lehrers zu übernehmen.

Kaum hätte ich mir einen angenehmeren Ort im ganzen Königreich Hannover wünſchen können, eine größere Stadt mit zwei Gymnaſien, einem katholiſchen und einem proteſtantiſchen, mit einem Biſchofſitz und verſchiedenen königlichen Behörden, alſo voll Intelligenz, dazu höchſt anmutig auf Hügeln gelegen, mit waldigen Höhen, um nicht zu ſagen Bergen, in der Nähe und hübſchen Thälern, einladend zu Spaziergängen. Hiſtoriſch in mannigfacher Weiſe intereſſant, war ſie die reichſte Stadt an Denkmälern der alten, der älteſten deutſchen Kunſt, und ihre Straßen dazu maleriſch mit den buntverzierten Häuſern im Riegelbau. Ein romantiſches, der Vergangenheit zugeneigtes Gemüt konnte kaum irgendwo anders beſſere Befriedigung finden. Dazu traf ich unter meinen Kollegen zwei mir ſehr liebe Freunde von der Univerſität her, den einen, Otto Fiſcher, bereits als angeſtellten Lehrer der Mathematik, den anderen, einen Philologen, Guſtav Schmidt, gleich mir ſein Probejahr erfüllend. Wir hielten auch freundſchaftlich und geſellig zuſammen, ſo lange es mir vergönnt war, in Hildesheim zu leben, und blieben auch ſpäter noch verbunden. Meinen Freund Guſtav Schmidt, der vor kurzem erſt als Direktor des Halberſtädter Gymnaſiums ſtarb, hatte ich das Vergnügen, nach Jahren noch öfter in Wien zu ſehen, wo er, mit hiſtoriſchen und diplomatiſchen Studien beſchäftigt, ſich längere Zeit aufhielt.

Ich fand meine Stelle am protestantischen Gymnasium Andreanum, das damals unter der Leitung des Direktors Brand eine Musteranstalt ersten Ranges geworden war. Ich kam also als junger Lehrer, der das Lehren erst lernen oder einüben mußte, in eine strenge Schule. Die Vorbilder, die ich von Ratzeburg noch in Erinnerung hatte, waren wenig glückliche Beispiele, und was ich von Pädagogik im Göttinger Seminar bei K. Fr. Hermann gelernt hatte, war Theorie und blieb Theorie. Ich lernte mit in dem strengen und systematischen Zuge, der durch das ganze, überaus zahlreich besuchte Andreanum ging, vielleicht begünstigt, wenn nicht durch eine glückliche Anlage, so doch durch die jugendliche Frische, welche ich direkt von der Universität mitbrachte. Sie verschaffte mir schnelles Einleben in den Unterricht und bald auch die Liebe und Anhänglichkeit der Schüler.

Meine Aufgabe war nicht gering. Statt daß sonst die Pflichten des Probejahres sich auf zwölf Stunden wöchentlich beschränken, mußte ich vom ersten Tage an die gesamte Stundenzahl (über zwanzig) und den gesamten Unterricht eines älteren Lehrers übernehmen, und dazu gesellten sich alsbald Privatunterricht und einige Lehrstunden in einem Mädcheninstitut. Auf den Erwerb zur eigenen Unterhaltung angewiesen, nahm ich an, was mir angeboten wurde, und habe es nicht bereut; ich blieb frisch und gesund dabei.

Mein amtlicher Unterricht fand in den höheren Realklassen statt, welche mit dem Gymnasium verbunden waren. Ich hatte Latein, Deutsch, Geographie und Geschichte zu lehren. Latein machte mir selbstverständlich nicht die geringste Schwierigkeit, ebensowenig die Geschichte, die ich frei vortrug; sie war ja meine Leidenschaft, und der Kopf war mit Wissen hinlänglich gefüllt, sodaß ich kaum der Vorbereitung bedurfte. Anders war es mit Geographie und mit dem deutschen

Unterricht. Den ersteren hatte es auf dem Ratzeburger Gymnasium überhaupt nicht gegeben, in Hildesheim legte man aber gerade besonderen Wert darauf und betrachtete die Geographie als den Prüfstein eines methodischen Unterrichts, als den Gegenstand, worin sich vor allem das Lehrtalent erweisen müsse. Mit dem Deutschen war auch Litteraturgeschichte verbunden, die ich also vorzutragen hatte. Nun hatte ich wohl viel gelesen und war ziemlich zu Hause in der deutschen Litteratur vom Nibelungenlied bis zu den modernsten Dichtungen, aber immer doch nur hinlänglich für mich selber, nicht für einen eigentlichen Unterricht. Ich hatte also eifrig für die deutschen Stunden zu studieren. Aber gerade dieser Unterricht ist mir später von großem Vorteil geworden, denn da ich mich als Kulturhistoriker gewöhnte, die verschiedenen Zweige des Kulturlebens mit einander zu vergleichen und das Gemeinsame in ihnen aufzufinden und darzustellen, so kam mir die genauere Kenntnis der Litteratur im höchsten Grade zu statten.

Es gab also für den Neuling im Unterricht der Schwierigkeiten mancherlei, doch überwand ich sie frohen Mutes und verlebte in Hildesheim eine, wenn auch arbeitsame, anstrengende, doch höchst angenehme Zeit, an welche ich gerne zurückdenke. Die neue Thätigkeit regte mich an, die Kollegen, alt und jung, waren liebenswürdig, und wir wußten uns auch von den Plagen der Schulmeisterei in heiterer Geselligkeit zu erholen. Manchen Abend winkte uns die berühmte „Domherrnschenke“ zu sich hinein, und wir folgten nicht ungerne der Lockung.

Noch war das Probejahr nicht zu Ende, als der Gedanke einer festen Anstellung mir nahe trat. Am städtischen Gymnasium in Celle war eine Stelle frei geworden, über welche der Magistrat die Entscheidung hatte, und diese wieder

war abhängig von dem Ausfall einer Probelektion, welche vor Bürgermeiſter und Rat abzuhalten war. Ich meldete mich ebenfalls dazu, folgend dem Rate meiner Kollegen, die eine feſte Anſtellung für das wichtigſte im Leben hielten. Sie hatten ja auch nicht unrecht, nur nicht gerade für mich und meine Stimmung. Die Sache ſtand nicht ſchlecht. Zwei junge Philologen, die wegen verwandtſchaftlicher Beziehungen zu den Vätern der Stadt zuerſt berufen waren, hatten, wie man im Schauſpielerleben ſagt, nicht „gefallen“. Ich blieb alſo übrig, und noch dazu mit dem Wohlgefallen des Herrn Bürgermeiſters, das ich mir bei meinem Beſuche raſch erworben hatte.

Dennoch war ich nur mit halbem Herzen bei der Sache. Erſtens hatte ich überhaupt noch keine rechte Luſt, mich für das Leben feſtzuſetzen, und zweitens war gerade Celle nicht der Ort, wo ich mich zu binden wünſchte, wie mein ſchon erwähnter Freund Georg Langreuter, der mit ſeiner philoſophiſchen Ruhe ſich dort bereits in den Vortrag von amo, amas, amat gefunden und eingelebt hatte. Ich kannte die Stadt Celle, die ungefähr, Kleines mit Großem zu vergleichen, ſich ſo zu Hannover verhielt, wie Graz zu Wien. Sie war die zweite Stadt des Adels, der Beamten-Geſellſchaft, der Intelligenz und der Bildung im Königreich und that ſich viel darauf zugute ſowie auf das reinſte Deutſch, deſſen ſie ſich rühmte. Was war in ſolcher hierarchiſchen Geſellſchaft ein Gymnaſiallehrer? Ich war in Celle geweſen, meinen Freund zu beſuchen, in heißen Sommertagen und war, wie in einer ſandigen Wüſte, mit den Füßen tief einſinkend, ſpazieren gegangen. Und es war kein Wunder, lag die Stadt ja noch innerhalb der Lüneburger Haide, die mir auch nicht unbekannt war. Ich hatte ſie durchwandert bei Tage und ſelbſt auf nächtlicher Fahrt, zu Fuß wie im offenen Wagen.

Ich kannte ihren Sand, ihr ſchütteres Nadelgehölz und ihre eigentümlich kleinen, ſtruppigen, ſchwarzen Schafe, welche ein franzöſiſcher Geograph — bekanntlich ſind die Franzoſen ſtark in der Geographie — als ein peuple sauvage presque inconnu nommé Heidschnuck bezeichnet hatte. Ich kannte auch ihre Naturſchönheiten, wenn man gewiſſe Stellen ſo euphemiſtiſch benennen kann, von den Flüſſen eingebohrte Thäler mit waldigem Rande und grünen Wieſen, eine Gegend, welche im Volksmunde die „Lüneburger Schweiz“ ſich nennt. An einem ſolchen Orte mitten in dieſer Schweiz hatte ich manchen Tag bei einem älteren Bruder verlebt, der dort Gutsverwalter war. Ich war daher in jenem Erdenwinkel Deutſchlands nicht unbewandert.

Für die „Poeſie der Haide“, die ſummenden Bienen, den blühenden gelben Ginſter, die rote Erika, ſelbſt für den Verkehr mit dem Völkchen der Haidſchnucken war ich nicht ohne Sinn, aber trotzdem hatte ich keine Luſt, in dem Hauptorte der Haide mir dauernd ein Heim zu ſuchen. Eile hatte ich nicht, verlobt und heiratsbedürftig war ich auch nicht. Da trat ganz unerwartet eine Aufforderung an mich heran, die mich raſch allen Zweifeln entriß und mein Leben, wie ich gewünſcht und gehofft hatte, in eine andere Bahn einlenkte. Als von Celle die Berufung zur Probelektion, nach einiger Zögerung, an mich kam, war ich bereits entſchloſſen und konnte höflichſt mit einem „Danke ſchön“ ablehnen.

Ganz gegen den Rat meiner Freunde und Kollegen am Gymnaſium ſprang ich wieder ins Ungewiſſe hinaus. Der Romantiker ſaß mir wieder im Nacken, der Drang, Neues zu ſehen, neue und andere Menſchen, andere Kreiſe kennen zu lernen, der mich ſchon fern der Heimat dem Süden zugeführt hatte. Jung wie ich war, was lag mir an der feſten Anſtellung, wenn ich überhaupt Boden unter den Füßen hatte?

Ich vertraute mir ſelber, ich vertraute meinem Sterne, der mich ſchon auf den gewünſchten Weg führen würde, ſollte ich auch — durchaus nicht ungerne! — der Gymnaſial-Laufbahn entſagen müſſen, und die Rückkehr zu dieſer ſtand mir ja immer offen. Ich habe meinen Entſchluß niemals bereut.

Wie geſagt, völlig unerwartet kam mir der Antrag, in das Haus des in Düſſeldorf lebenden Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels als Erzieher einzutreten. Ich bedachte mich nicht lange und ſagte zu, trotzdem ich mich keineswegs zu einer ſolchen Stellung geeignet fühlte, denn ich war von Haus aus von ſchüchterner Natur, die ich nur ſehr langſam durch das Leben ſelbſt überwunden habe. Nach Düſſeldorf alſo, der Stadt der Maler! Damals war bereits das Intereſſe an der Kunſt in mir erwacht, und ich freute mich, ihr näher treten zu können, wie es denn auch geſchah, der Kunſt und den Künſtlern.

Das fürſtliche Haus Solms-Braunfels und insbeſondere der Prinz ſelber erfreuten ſich einer weiten, hohen und höchſten Verwandtſchaft. Eine jener vier berühmten, von Jean Paul gefeierten Schweſtern von Mecklenburg-Strelitz, die Prinzeſſin Friederike, war in erſter Ehe mit dem Prinzen Ludwig von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III., vermählt geweſen. Eine Schweſter der Königin Luiſe, war ſie alſo zugleich deren Schwägerin. Aus dieſer Ehe entſtammte ein Sohn, Prinz Friedrich von Preußen. Nach dem frühen Tode ihres Gemahls heiratete ſie in zweiter Ehe einen Prinzen von Solms-Braunfels, einen preußiſchen General. Dieſe Ehe war mit drei Söhnen geſegnet, deren älteſter Prinz Wilhelm war, in deſſen Haus ich eintreten ſollte. Wiederum auch nach dem Tode des zweiten Gemahls verheiratete ſich die Prinzeſſin Friederike mit dem Herzog von Cumberland, dem nachherigen König Ernſt Auguſt von

Hannover, deren Sohn bekanntlich der blinde König Georg V. war. Alſo der Prinz Friedrich von Preußen, die drei Gebrüder Solms und Georg von Hannover waren Stiefbrüder, geboren von einer und derſelben Mutter. Prinz Wilhelm Solms ſeinerſeits heiratete eine Gräfin Kinsky, wurde damit Schwager des regierenden Fürſten Alois zu Liechtenſtein und geriet durch dieſe Heirat in einen anderen, einen öſterreichiſchen Kreis der Verwandtſchaft hinein.

Das Haupt des alten reichsunmittelbaren Hauſes Solms, das ſeinen Urſprung nicht ohne gute Gründe auf die ſaliſchen Frankenherzoge zurückführt, war damals der Fürſt Ferdinand, der auf dem ſchönen alten Schloſſe Braunfels bei Wetzlar an der Lahn reſidierte. Da er kinderlos war, ſo mußte die Nachfolge dem Prinzen Wilhelm als dem älteſten Vetter und deſſen Nachkommenſchaft zufallen. Sechs kräftige blühende Söhne nebſt einer Tochter, welche aus der Ehe mit der Gräfin Marie Kinsky hervorgegangen waren, verhießen eine lange Dauer des fürſtlichen Geſchlechts. Drei der Söhne widmeten ſich bereits dem Militärdienſte, teils in Preußen, teils in Hannover. Mir fielen die zwei nächſten zur Erziehung zu, Bernhard und Albrecht. Beide waren ebenfalls dem Militärdienſte beſtimmt, jener dem öſterreichiſchen, dieſer dem preußiſchen Dienſte. Der jüngſte, Hermann, befand ſich noch in den Händen einer engliſchen Gouvernante, während die Prinzeſſin Eliſabeth eine Franzöſin, eine ſchon ältere Dame, zur Erzieherin hatte. Den deutſchen Unterricht, das iſt Deutſch, Geſchichte, Geographie, teilte ſie bei mir mit ihren Brüdern.

Ich trat meine neue Stellung im Mai des Jahres 1851 an, doch, da die Familie ſich gerade auf einer kleinen Reiſe befand, ſo erhielt ich eine kurze Friſt, die ich benützte, wiederum ein Stück deutſchen Landes kennen zu lernen. Ich

ging über Berlin, das ich ſchon als Student flüchtig geſehen hatte, in die Uckermark an die pommeriſche Grenze, wo mein älteſter Bruder ein Landgut beſaß. Das Gut war nicht lange vorher aus der reichen Feldmark der kleinen Stadt Straßburg herausgeſchnitten worden und führte noch keinen offiziellen Namen. Der Volksmund hatte ihm den höchſt ariſtokratiſch klingenden Namen Hohen-Tutow gegeben, allerdings aus einem nichts weniger als ariſtokratiſchen Grunde. Die Gebäude des Gutes lagen auf einer Anhöhe, von wo die Poſtſtraße ſich langſam zur Stadt herabſenkte. Sobald der Poſtillon, der nach Straßburg fuhr, auf dieſer Höhe angekommen war, begann er auf ſeinem Horn zu „tuten“, wie der plattdeutſche Ausdruck für blaſen lautet. Nach der Analogie pommeriſch-brandenburgiſcher Ortſchaften und ihrer auf ow auslautenden Namen hat dann der Volkswitz ein Hohentutow daraus gemacht. Leider hat mein Bruder, reſpektlos für die köſtliche, ſo originelle Entſtehung des Namens, ihn nicht bewahrt, ſondern zu Ehren ſeiner Frau ſeinem Beſitze den Namen Linchenshöhe gegeben.

Für denjenigen, der an Meer oder Gebirge gewöhnt iſt, hat die Gegend kaum ein Intereſſe, wenn das Auge nach Schönheit ſucht. Wer aber Reize auch im Flachlande zu entdecken vermag, der würde auch von dieſem Winkel, wo Brandenburg, Pommern und Mecklenburg zuſammenſtoßen, nicht unbefriedigt ſein. Selbſt Berge oder, wollen wir lieber ſagen, Hügel und Höhen giebt es hier. Auf eben der Grenze der beiden preußiſchen Provinzen ſtreift jener von Finnland kommende Zug erhöhten Landes dahin, welcher die Oſtſee bis nach Jütland hinauf begleitet. Zu erſteigen braucht man dieſe Höhen nicht, einen Abſturz giebt es auch nicht, wir fuhren gemächlich zu Wagen bis oben hinauf. Droben aber hatten wir eine überaus weite Ausſicht über das ganze

Vorder-Pommern bis an die Meeresküſte und zu den kreidigen Ufern der Inſeln in der Odermündung. Das Land bietet auch wohl ſonſt Intereſſe, die Städte ſind klein, aber ſie ſind echte Vertreter des Ziegelbaues, und manche öffentlichen Gebäude, Kirchen, Rathäuſer, Thore erheben ſich mit Architektur und Dekoration auf die Höhe von Kunſtleiſtungen. Es iſt zwar nicht anders, als ich dieſe Art Kunſt in Lübeck kennen gelernt hatte, das ja ſo lange das politiſche Haupt aller dieſer Städte im Bereiche der Oſtſee war, immer aber waren die Motive im einzelnen originell und intereſſant. So blieb mir auch dieſer Ausflug in das Flachland nicht ohne Bedeutung für die Zukunft.

Obwohl Düſſeldorf mein Heim werden ſollte, ſo begann ich doch meine neue Stellung in Hannover, wo ſich die Familie Solms bei dem königlichen Stiefvater, mit Unterbrechung der erwähnten kleinen Reiſe, für längere Zeit zu Beſuch befand. Die Königin Friederike war lange tot, und der König Ernſt Auguſt ſtand auch bereits im letzten Lebensjahre. Er verließ ſeine Zimmer kaum noch, ließ ſich nicht mehr öffentlich ſehen, doch konnte er noch ſeinen achtzigſten Geburtstag mit ſeinem Lande feiern. Es war ein großer Feſttag, an dem Stadt und Land teilnahmen. Ich hatte in meiner Stellung auch meinen Teil daran und lernte bei dieſer Gelegenheit die außerordentlichen Silberſchätze des Hauſes Hannover kennen. Zum feſtlichen Tage kamen viele Fürſtlichkeiten, dem alten Herrn noch einmal zu huldigen.

Als erſter und höchſter unter ihnen kam König Friedrich Wilhelm IV., damals noch friſch und geſund, obwohl bereits ein ſtarker Trinker; die Gläſer Champagner verſchwanden vor ihm, wie ich mit eigenen Augen ſah, als hätte ein Taſchenſpieler ſie hinweggezaubert. So alſo ſah der geiſtreiche, vielgenannte Fürſt aus, der „Romantiker auf dem

Throne", wohlbeleibt, gerötet im Geſicht, mit raſchen Bewegungen und lebhaft ſprechenden Augen. Ich ſah ihn damals zum erſten Male. Als ich ihn einmal wieder ſah, waren Geiſt und Körper gebrochen, das Auge erloſchen, der Blick in das Leere hinausſtarrend — ein trauriges Bild vergangener Größe! Wie alles, was mich intereſſiert und ergriffen hat, ſo ſind auch dieſe beiden Bilder oder Erſcheinungen, der geſunde, lebhafte König in voller Tafelfreude und ſein entſeeltes, entgeiſtigtes Gegenbild mir treu im Gedächtnis geblieben. Ich ſehe ſie, indem ich dieſes niederſchreibe.

Ein anderes gar trauriges Bild bot der blinde Kronprinz Georg. Er wollte mich kennen lernen, den neuen Erzieher ſeiner Neffen, und ſo wurde ich ihm vorgeſtellt. Bei ihm war nur das körperliche Auge erloſchen, das geiſtige ſchien mir friſch und belebt; der Kopf war ſchön und edel gebildet, die Geſtalt groß und kräftig von königlich aufrechter Haltung, das Antlitz eher nach oben gerichtet, wie um Lichtſtrahlen aufzufangen, während ſonſt wohl der Kopf der Blinden ſich vorwärts neigt. Er fragte nach Geburt und Herkunft, und da er hörte, daß ich aus Lauenburg ſtamme, das ja auch ehemals zu Hannover gehört hatte, und mein Vater ein Hannoveraner geweſen, ſo betrachtete er mich, wie er ſagte, ebenfalls als vollkommenen Hannoveraner. Auch ihn habe ich viele Jahre ſpäter unter gänzlich veränderten Umſtänden wiedergeſehen, geſtürzt von Macht und Größe, aber ungebrochen in Geiſt, Haltung und Hoheit.

Es war nach dem Jahre 1866, wie ich, vorgreifend, gleich an dieſer Stelle erzählen will, als ich den König Georg in ſeiner Villa in Penzing bei Wien wiederſah. Da ich freundſchaftliche Beziehungen zu meinen früheren Zöglingen forterhalten hatte, ſo war er wohl auch an mich erinnert worden, und ohne Zweifel hatte er von meinem Thun und

Treiben in Wien und von meinen litterariſchen Arbeiten reden gehört. Wie er denn für die Gegenſtände derſelben perſönliches Intereſſe trug, ſo ſchickte er mir eines Tages ſeinen ihm vom öſterreichiſchen Hofe zugeteilten Begleiter, den mir wohlbekannten alten Baron Siegmund Reiſchach, einen fleißigen Beſucher unſeres neuen Muſeums, und ließ mich bitten, zuweilen zu ihm zu kommen und ihm aus meinen Schriften vorzuleſen. Ich folgte auch der freundlichen Aufforderung. Es waren kalte, unfreundliche, feuchte Wintertage, und es ſchien mir in der Villa, wo der König Parterreräume bewohnte, durchaus nicht behaglich. Dem Könige mochte es auch nicht gerade wohl ſein. Wenn ich eine Zeitlang geleſen hatte — ich hatte dem Wunſche des Königs entſprechend die ältere deutſche Trachtengeſchichte gewählt — ſo ſtand der König auf, nahm mich beim Arm, und wir wanderten im Zimmer auf und ab, uns über das Geleſene unterhaltend oder wohin uns das Geſpräch zu ähnlichen Gegenſtänden führte. Dabei zeigte er beſonderes Intereſſe an der militäriſchen Koſtümgeſchichte und ſchien auch eine Vorſtellung dieſer Dinge zu haben, indem er mit ſeinen Händen am eigenen Leibe gewiſſermaßen den Schnitt zeichnete. Gelegentlich ſprachen wir auch über die prähiſtoriſchen Funde, deren Fragen dem König unklar waren, wie ſie es ja auch heute noch in Wirklichkeit ſind. Er lachte, als ich ihm ſcherzweiſe ſagte, die Quinteſſenz dieſer Studien ſei, daß, wenn man Steinwaffen fände, ſo gehörten ſie dem Steinzeitalter an, wenn aber Bronzegegenſtände, ſo gehörten ſie zum Bronzezeitalter, nur über das wie, wo und wann ſei man unklar. Leſend und ſprechend flogen dieſe intereſſanten Stunden raſch dahin. Ihre Wiederholung im nächſten Winter verhinderte allein der unerwartete Tod des Königs.

Doch ich kehre von Wien wieder nach Hannover zurück

an den Anfang meiner Verbindung mit dem fürſtlichen Hauſe Solms. Wir wohnten dort in demſelben Palais mit dem Könige, damals Ernſt Auguſt-Palais genannt. Der Wechſel kam mir ein wenig ſeltſam vor. Kaum ein Jahr war verfloſſen, da die Studentenbude und die Kneipe mein Heim geweſen, nun wohnte ich im Königspalaſt und konnte die höchſte Welt, wie beſcheiden und gebunden auch meine Stellung war, beobachten und kennen lernen. Meine Zöglinge waren ein paar liebenswürdige, offene, ſelbſtverſtändlich wohl erzogene Knaben, der eine von zwölf, der andere von zehn Jahren. An Intelligenz und Fähigkeiten war kein Mangel; ſie faßten ſchnell und gut. Aber ſie hatten einen großen Fehler, den einer ſchrecklichen Zerſtreutheit. Und das war nicht zu verwundern bei dem Leben, welches die Familie führte. Düſſeldorf war zwar der feſte Wohnſitz, aber faſt nur für gewiſſe Monate des Winters und des Frühlings. Stets gab es Unterbrechung durch Reiſen und längeren Beſuch, bald wie eben damals in Hannover, bald im Fürſtentum Braunfels, bald in Dresden oder in Öſterreich auf den Liechtenſteiniſchen Schlöſſern, und auf all dieſem verſchiedenen oft Monate lang dauernden Aufenthalt konnte unaufhörlicher Anlaß zu Zerſtreuungen nicht fehlen. Ich fand daher die Köpfe in dieſer Beziehung in voller Unordnung, immer waren die Gedanken anderswo, und auf meine Fragen kamen oft die querſten Antworten. Ich hatte alſo hier, neben dem Lernmaterial, das ich zu lehren hatte, eine ſchwierige erzieheriſche Aufgabe zu löſen. Ich hatte die Köpfe in Zucht zu nehmen, ſie geiſtig zu disziplinieren, ſie zu zwingen und zu gewöhnen bei der Sache zu bleiben und das unter Fortdauer derſelben Umſtände, welche die Urſache der Zerſtreutheit geweſen waren. Es koſtete mir viel Mühe und unausgeſetzt aufmerkſame Arbeit. Ich glaube auch, daß mir völlig

gelang, was ich in ſolcher Unterrichtsweiſe anſtrebte, aber nach einigen Jahren fühlte ich mich meinerſeits ſehr ermüdet und ſehnte mich nach anderer Thätigkeit, die ich freilich erſt auf einem Ab- und Umwege erreichen ſollte. Als ich ſpäter mit meinem älteren Zögling Bernhard in Wien wieder zuſammentraf und brieflich und mündlich viel mit ihm verkehrte, hatte ich die Freude, in ihm einen ſtrebſamen Offizier von klarem, hellem Kopfe wiederzufinden, der auch als denkender Militärſchriftſteller vortrefflich zu ſchreiben und darzuſtellen verſtand, wie ſeine Aufſätze in der Streffleur'ſchen Zeitſchrift beweiſen. Leider verfolgte ihn das Schickſal, täuſchte die Hoffnungen, die man auf ihn ſetzen durfte, und bereitete ihm einen frühen Tod. Als ganz jugendlicher Jägeroffizier trat er in die öſterreichiſche Armee und kämpfte bei Solferino, wo er durch eine Kugel ſchwer in der Bruſt verwundet wurde. Lange leidend, nahm er zur Rekonvalescenz Aufenthalt in Algier. Empfohlen durch den Kaiſer Napoleon an den General Yuſſuf, ſtand er in ſtetem Verkehre mit den franzöſiſchen Offizieren, machte ihre Expeditionen mit und war ſo im Stande, höchſt intereſſante und lehrreiche Briefe in die Heimat zu ſenden, welche, klar, anſchaulich und mit geſunder Kritik geſchrieben, vielleicht noch heute den Druck verdienten. Als er, gekräftigt und von ſeiner Wunde geneſen, nach Öſterreich zurückkehrte, wurde er der Kavallerie zugeteilt und diente mehrere Jahre in einem Küraſſierregiment in Temesvar und Ketskemet. Aber ſein Sinn ſtrebte höher. Um alle Waffengattungen im eigenen praktiſchen Dienſt kennen zu lernen, ließ er ſich zur Artillerie verſetzen. Als Artilleriehauptmann ſtand er mit ſeiner Batterie in der Schlacht von Königgrätz. Unverwundet kam er diesmal aus dem unglücklichen Feldzuge zurück, um wenige Wochen danach im Duell, deſſen Urſache und Verlauf von ſeiner höchſten

Ehrenhaftigkeit ſprachen, von einer Piſtolenkugel den Tod zu finden. Viele Hoffnung ſank mit ihm ins Grab. Gleich ihm hatten auch ſeine ſämtlichen fünf Brüder an dem Kriege des Jahres 1866 teilgenommen, drei im hannoveriſchen Dienſt, zwei im preußiſchen Heere, zu welchen letzteren auch mein jüngerer Zögling Albrecht gehörte, dem es vorbehalten war, auch den Krieg in Frankreich im Jahre 1870 mitzumachen.

Während des Aufenthalts der fürſtlichen Familie in Hannover, der nach meinem Eintritt noch etwa ſechs Wochen dauerte, erlitt, wie ſelbſtverſtändlich, der Unterricht mancherlei Störung. Beſſer wurde es nur in der zweiten Hälfte des Sommers, der auf dem Lande in ſtiller, faſt vereinſamter Gegend in jenem mediatiſierten Fürſtentum zugebracht wurde, deſſen Haupt- und Reſidenzort Schloß und Städtchen Braunfels bilden. Unſer Weg führte uns nach kurzem Aufenthalt in Düſſeldorf hinauf den Rhein, den ich zum erſten Male ſah, bis Coblenz und von da in das Berg- und Hügelgelände der Lahn über die alten Städtchen Hadamar, Limburg mit ſeinem ſchönen Dom, über das felſige Weilburg in das Thal der Dill, eines kleinen Fluſſes, der aus den Bergen des Weſterwaldes kommt und ſich bei Wetzlar in die Lahn ergießt.

Ein beſcheidener Fluß, die Dill, und ein beſcheidenes Thal, und doch in mancher Weiſe nicht unintereſſant. Obſtbäume in der Niederung, Fruchtfelder am ſanften Gelände hinauf, oben Waldungen, hübſche Pfarrdörfer mit ſaubern, rebenumrankten Häuſern von Riegelwerk, wie ſie am Rhein üblich ſind, nette Kirchlein, das alles iſt nichts beſonderes, aber es erfreut doch den Anblick mit ſeinem ländlich idylliſchen Charakter. Es ſieht oder ſah damals ſo weltvergeſſen aus. Vorn am Eingange des Thales aber, das heißt von unten herauf, wurde auf Eiſen gegraben — das Erdreich iſt überall

rotbraun — und das Erz in Hochöfen gewonnen; weiter oben am Fluſſe liegen die Städtchen Herborn, Dillenburg und andere, in der Geſchichte der Naſſauer und dieſer Gegend wohlbekannte und oftgenannte Orte. Da liegt auch auf plattem Hügel die Ruine eines großartigen, noch im vorigen Jahrhundert wohlerhaltenen und bewohnten Schloſſes Greiffenſtein, von dem ein Zweig der Familie Solms ſich benannte. Im dreißigjährigen Kriege wurde es von Tilly'ſchen Truppen belagert und hielt tapfer Stand. Es giebt davon noch heute ein Verslein auf den Parlamentär, der zur Übergabe ins Schloß hineingeſendet wurde, aber, von den Belagerten bewirtet, anders herauskam, als er hineingekommen war:

„Greiffenſtein, du edles Haus,
Nüchtern herein und betrunken wieder heraus."

In meinem Skizzenbuche bewahre ich noch eine Zeichnung der Ruine, die ich Zeit hatte anzufertigen.

So großartig freilich, wie dieſes Solms'ſche Schloß geweſen, war unſere Wohnung im Thale der Dill keineswegs, vielmehr war es nur ein ſtattlicheres, ſolider gebautes Haus, das ein paar Ecktürme in einen ſchloßähnlichen Bau umwandelten. Das Gut und Pfarrdorf, Wehrdorf genannt, gehörte zu Braunfels, und die Einkünfte floſſen den gerade in der Familie vorhandenen Prinzeſſinnen zu, damals meiner Schülerin, als der zur Zeit einzigen unverheirateten Prinzeſſin. Das Leben, das wir hier führten, war ſtill und arbeitſam, zumal als eine Zeitlang die kleine Welt mit Erzieher und Erzieherinnen allein war. Ein Spaziergang anderthalb Stunden abwärts führte uns nach Wetzlar, dem alten Sitz des Reichskammergerichtes, ein Spaziergang aufwärts zu befreundeten Pfarrersleuten; mit einem dritten Spaziergange durchſchnitten wir die niedrige Hochfläche, die den Winkel zwiſchen Lahn und Dill ausfüllt.

Dieſer dritte Spaziergang führte uns an einen der reizendſten Erdenwinkel, die man in Deutſchland ſehen kann. Es war der Sommerſitz der Fürſtin, das ehemalige Frauenkloſter Altenburg, hoch über der Lahn an dem ſteilen Abhang wie auf einer Randleiſte gelegen, mit einer wohlerhaltenen ſchönen, ſogar berühmten gotiſchen Kirche. Von der Terraſſe aus, die ſich vor dem Wohngebäude ausbreitet, hat man die ſchönſte Ausſicht über die liebliche Mulde des Lahnthales: ein wohlbebautes, reiches Land lag zu unſeren Füßen, ſanfte Höhen gegenüber, links die Stadt Wetzlar, überragt von ihrem Dome, rechts Schloß und Stadt Braunfels auf ihrer grünen Höhe thronend. Die Gegend iſt hiſtoriſch intereſſant genug, aber auch die Poeſie hat ſich den Reizen der Natur zugeſellt, denn hier iſt der Schauplatz des ewig jungen und ewig jugendlichen Romans von Werthers Leiden und drüben auf der anderen Seite der Lahn wohnte Käſtners Charlotte.

Die Fürſtin Ottilie zu Solms-Braunfels, eine geborne Gräfin Solms-Laubach, eine hohe, ſchlanke, nicht ſchöne, aber überaus freundliche und verehrungswürdige Dame, hatte uns für einige Tage nach Altenburg eingeladen, die wir durch ihre Güte und Liebenswürdigkeit in höchſt genußreicher Weiſe verbrachten. Altenburg iſt wie zu einer ſtillen Sommerfriſche geſchaffen, zu idylliſcher Ruhe, ſo weit das am Sitze einer Fürſtlichkeit möglich iſt. In ſolcher Art mit heiteren Geſprächen, mit Spaziergängen und Spazierfahrten, ſelbſt mit einem originellen, amüſanten Krebsfang, der uns einen ganzen Nachmittag beſchäftigte, verfloſſen die kurzen liebenswürdigen Tage. Sie haben mir einen vornehm-gemütvollen Eindruck, wenn man ſo ſagen darf, hinterlaſſen und das Bild jener anmutigen, friedvollen Landſchaft hat ſich wie eine Sonntagsfeier meiner Seele tief eingeprägt.

Anders geſtaltete ſich unſer Leben im Herbſt, da wir aus dem

ſtillen Wehrdorf in das lebhaft bewegte Braunfels überſiedelten. Es war die Jagdzeit, und manche vornehmen Gäſte ſtellten ſich ein. Der regierende Fürſt Ferdinand, ein hoher, kräftig gebauter Herr in der Vollkraft der Jahre, hatte zwei Paſſionen, denen er, bei ſonſtiger Schweigſamkeit, eifrig oblag, der Jagd und der Kunſt. Inmitten der Waldungen zwiſchen Lahn und Dill hatte er ſich einen hohen Jagdturm erbaut, in welchem er Wochen lang hauſen konnte, auf Rehe und Hirſche zu pürſchen und das Wild zu beobachten. In einem anderen Walde hielt er eingehegt wilde Schweine, die man ebenfalls in ſicherer Lage von einem hohen Gerüſte herab an ihrer Futterſtelle betrachten und in ihrem Thun und Treiben beobachten konnte. Mit dieſer Jagdliebhaberei wußte der Fürſt die Kunſt zu verbinden. Er malte ſelber, war Sammler von Kupferſtichen und hielt ſich einen Hofmaler, den damals noch jungen Deiker, der ſich der Tiermalerei widmete und als Tiermaler ſich auch einen bedeutenden Namen erwarb. Die wilden Schweine waren zu jener Zeit ſein Lieblingsgegenſtand; er malte ſie lebensgroß in allen Situationen und hatte ſich dabei eine große Fertigkeit in der flotten Darſtellung ihrer borſtigen Haut erworben. Ich ging oft, wenn ich Zeit hatte, mit ihm in den Wald auf jenes genannte Gerüſt, um ſtill lauernd die ſchwarzen Ungetüme zu betrachten, wenn ſie aus dem dichten Unterholz hervorbrachen und durch einen Hohlweg rennend übereinander kollerten. Obwohl keineswegs mit Jägerluſt begabt, fand ich doch an ſolcher Beobachtung viel Vergnügen. Es war mir ſo originell, ſo fremdartig, wie alles Leben im Schloſſe; ich genoß es als ſtiller Betrachter, kam es doch meiner romantiſchen, immer nach Neuem begierigen Neigung entgegen.

Das Schloß ſelbſt, auf der Spitze eines nicht gar hohen iſolierten Kegels erbaut, war ein ſtattlicher Fürſtenſitz und

seit Jahrhunderten die Residenz des ältesten Zweiges der weit verzweigten Familie. Manches im Bau stammte noch aus alter Zeit, andere Teile, so einen Rittersaal, hatte erst Fürst Ferdinand hinzugefügt. Besseres und Bedeutenderes war später durch den Fürsten Georg erbaut worden. Einstmals fest und wohl bewehrt, zeigte es noch Kanonen aus dem sechzehnten Jahrhundert, denen freilich die Kanoniere fehlten. Soldaten sah man wohl, welche die Wache bezogen und am Thore heraustraten, wenn der Fürst oder die Fürstin erschien, aber umgekehrt, wie man sonst jung als Soldat dient und dann in den zivilen Dienst tritt, waren hier die Invaliden des zivilen Dienstes in die Uniform gekleidet, um Parade zu machen. Übrigens hatte das Leben im Schloß einen vornehmen und standesgemäßen, doch dabei von aller steifen Etikette freien Charakter. Man war vornehm, aber liebenswürdig und zugänglich.

Mit nahendem Winter ging es dann aus Berg und Wald, aus der Romantik des alten Fürstenschlosses zurück in die Stadt der Künstler, in die moderne Stadt und das moderne Leben. Drei Winter mit den Frühlingsmonaten verlebte ich in Düsseldorf. Was ich davon an Gewinn für mich hatte, das war der Umgang mit den Künstlern und das Verständnis, das ich aus diesem freundschaftlichen Verkehr für die Werke der Kunst schöpfte. Ich will davon aber im Zusammenhange an anderer Stelle erzählen.

Wie schon gesagt, verlebten wir die Sommerzeit und den Herbst nicht in Düsseldorf. Ein anderer Sommer führte uns wiederum nach Wehrdorf sowie nach Braunfels, ein anderer — es war im Jahre 1852 — nach Österreich. Die Veranlassung war ein Besuch bei dem Fürsten Liechtenstein, dem Schwager des Prinzen Wilhelm zu Solms; beider Gemahlinnen, die Fürstin Fanny zu Liechtenstein und die Prinzessin

Marie Solms, waren Schweſtern, geborne Gräfinnen Kinsky, wie ich ſchon oben erwähnt habe; beide hohe Damen durch ihre Schönheit ausgezeichnet.

Ich freute mich auf dieſen Beſuch, denn welche Gelegenheit eröffnete ſich mir, unbekannte Gegenden, andere Verhältniſſe, andere Sitten und Menſchen, endlich ſelbſt die Kaiſerſtadt Wien, die in Deutſchland viel genannte und doch wenig beſuchte, zu ſehen. Vom Fürſtentum Liechtenſtein, vom Ländchen Vaduz hatten wir als Kinder und Knaben in der Schule gelernt, daß es gar klein ſei, das kleinſte ſouveräne Fürſtentum in Deutſchland; mir lag es wie ein Märchen im Sinne, wunderſam, wie die ganze Erzählung Clemens Brentano's von Gockel, Hinckel und Gockelaia, in welcher es ja eine kindliche Phantaſie ſich zuſammen zaubert. Ging es auch nicht in dieſes Ländchen, wußte ich auch, daß die Reſidenz des Fürſten Wien iſt und ſeine vielen und reichen Beſitzungen in Öſterreich liegen, ſo ſpielte doch der Eindruck jenes anmutigen Märchens in meiner Freude mit. Wenig ahnte ich, wie wichtig mir dieſe Reiſe für das ganze folgende Leben wurde, wie ich dauernd in Verehrung und Liebe dem fürſtlichen Hauſe Liechtenſtein angehören, ja ſelbſt ſein Geſchichtſchreiber werden ſollte. In jugendlich friſcher Empfänglichkeit für alles Schöne und Neue und Fremde dachte ich nur an das, was ich ſehen, beobachten und erleben würde.

Die Reiſe ging zunächſt über Hannover, wo bereits Georg V. reſidierte. In der Stadt weilten damals noch hohe ruſſiſche Herrſchaften zu Beſuch, und wir unſererſeits, meine Zöglinge und ich, fanden unſer Quartier in einem Pavillon des Schloſſes Herrenhauſen. Obwohl unſer Aufenthalt nur wenige Tage dauerte, ſo prägte ſich doch der Charakter des noch im franzöſiſchen Stile wohl erhaltenen Gartens feſt meinem Gedächtniſſe ein. Die Terraſſen, die

geraden Wege, die geſchnittenen Hecken und grünen Wände, die mächtigen Waſſerkünſte, das alles blieb ſo treu in der Erinnerung, daß ich das Bild viel ſpäter noch bei meinen Gartenſtudien verwerten konnte. Ebenſo wie in Hannover blieben wir in Dresden nur ein paar Tage, zu kurze Zeit, um von der Stadt und ihren Schätzen nur die flüchtigſte Vorſtellung zu gewinnen. Ich glaube, von jenem erſten Aufenthalt ſind mir — wohl infolge des bekannten Gedichtes aus der Kinderzeit — „Tharands heilige Hallen", die hochſtämmigen Buchen lebhafter im Geiſte haften geblieben, als die Sixtiniſche Madonna und jene von Holbein, vor welcher die Welt damals noch vor Bewunderung auf den Knieen lag.

Auch Wien ſollte ich damals nur flüchtig kennen lernen, immerhin genug, um den Wunſch nach Wiederkehr, ja die Sehnſucht zu bleibendem Aufenthalt für das ganze Leben entſtehen zu laſſen. Die Paläſte des Fürſten Liechtenſtein in der Stadt, ſo viele und ſo groß ſie waren, hatten doch keinen Raum für ſo zahlreiche Gäſte. Ohnehin war der Sommer da, und die Wiener hatten längſt, umgekehrt wie die Zugvögel, ihre Winterquartiere verlaſſen und waren aufs Land hinausgezogen. So geſchah es auch mit uns. Wir fuhren direkt nach Schloß Liechtenſtein in der Brühl, wo es hinlänglich Gelaß für beide ſo zahlreiche fürſtliche Familien gab. So kam es, daß wir nur ein paar Mal in die Stadt fuhren, um doch, Touriſten gleich, die Merkwürdigkeiten Wiens in Augenſchein zu nehmen.

Auf dem Liechtenſtein entwickelte ſich ein lebhaftes Treiben. Beſuche kamen und gingen, Berg, Thal und Wald verlockten zu Spaziergängen und weiten Ausflügen, deren fernſter bis auf die Spitze des Schneeberges ſich verſtieg. Trotzdem ging der Unterricht täglich fort; der Morgen war ihm in der

Regel ganz gewidmet, und wenn der Mittag kam, vereinigte das Diner die ganze blühende Schar der Prinzen und Prinzessinnen — es war ein durchaus lieblicher, erfreuender Anblick! — mit Lehrern und Lehrerinnen, Geistlichen und Leibarzt.

Die Gegend um das Schloß war damals noch auf allen Spitzen und Felsenhöhen mit künstlichen Ruinen geschmückt, zwischen denen die echte Ruine des alten Schlosses wie ein ehrwürdiger Greis hoch emporragte. Da gab es eine „Zahnlücke", ein „Pfefferbüchsel", wie die Wiener spotteten, ein Amphitheater, eine Wasserleitung, ein Tempelchen, genannt der Husarentempel, zum Andenken an einige Husaren, welche den Fürsten Johann einmal vor Gefangenschaft bewahrt hatten, eine Kapelle, verschiedene Warttürme, — somit waren Zeiten und Geschmack der verschiedensten Art wundersam mit einander vereinigt.

Der Fürst Alois ließ alle diese Zeugen eines seltsamen Geschmackes aus Ehrfurcht vor seinem Vater, der sie hatte erbauen lassen, bestehen. Er selbst war ein Bauherr in anderem Stil, großdenkend, begeistert für die Kunst; er liebte ins Große zu gehen, alles prächtig zu gestalten und so vollkommen und vollendet zu schaffen, als es damals nach dem Stande der Künste und der Gewerbe nur möglich war. Er baute sein ganzes Leben lang und fand sein größtes Vergnügen darin; er hatte auch die Freude vor seinem Tode vollendet zu sehen, was er begonnen hatte. Das erste war gleich nach dem Jahre 1835, dem Anfang seiner Regierung, die gänzliche Neugestaltung des Familienpalastes in der heutigen Bankgasse, den der Fürst Hans Adam um das Jahr 1700 im italienischen Barockstil hatte erbauen lassen. Die Umwandlung, die fünfzehn Jahre dauerte, schuf die glänzendsten Festsäle der Kaiserstadt. Wenn man bedenkt,

daß die Architektur damals überhaupt keinen Stil hatte, daß die dekorativen Künste ihre allerschlechteste Zeit hatten, so wird man dem Werke, das die Motive des achtzehnten Jahrhunderts mit einem leichten Naturalismus in genialer Weise vereinte, auch heute noch, da der Kunstgeschmack ein so ganz anderer geworden, die Anerkennung nicht versagen können. Das Werk verdient selbst Bewunderung um der überaus vollendeten, kunstvollen und soliden Ausführung willen. Es sind die höchsten Anforderungen der Technik, der Tischlerei, der Schlosserei und der anderen Gewerbe erfüllt.

So wie diese Arbeit vollendet war, begann sofort der Umbau des Schlosses Eisgrub sowie die Umgestaltung und Ausstattung seines Inneren. Hier war es die Umwandlung des klassischen Säulenstils, des imperialistischen Stils, in jene Gotik, wie sie in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts auf den großen englischen Landsitzen üblich geworden war. Statt der geraden Linien und der gestreckten Formen der Architektur erhob sich nun mitten aus dem Park heraus ein Gebäude mit Zinnen und Türmen und Erkern, breiten und schmalen, einfachen und gekuppelten Fenstern auf unregelmäßiger Grundfläche, höchst malerisch durch die Lichtungen des Parkes und der Tiergärten anzusehen. Hier um Eisgrub war schon von den Vorfahren des Fürsten die ganze flache, kaum leicht gewellte Gegend in eine weite Landschaft verwandelt, welcher große Teiche mit Baumgruppen und Gebäuden an den Ufern den Charakter gaben. Der eigentliche Park, an welchen stundenweit die Wildgärten, richtiger die Wälder, sich anschließen, ist von der Thaya durchflossen, deren Gewässer wieder zahlreiche Kanäle und größere Wasserflächen bilden, in deren Mitte Inseln liegen mit wunderschönen Bäumen, dichtem Gebüsch und allerlei Bauwerk, das in seiner Mannigfaltigkeit dem wundersamen Gartengeschmack

vom Ende des vorigen Jahrhunderts entſpricht. Hier giebt es weite Ausſichten, hier liebliche, ſtimmungsvolle Bilder, wo ſich das dunkel ſpiegelnde Waſſer in den Schatten uralter Bäume oder in dichtes Gebüſch geheimnisvoll verliert. Es iſt echter engliſcher Gartenſtil mit ſeinen Schönheiten und ſeinen Schwächen in dem Gemiſch ſeiner Architekturen. Auf einer leichten Anhöhe ſieht man einen weißglänzenden Tempel des Apollo oder ein anderes antik-klaſſiſches Gebäude, das doch nur einen Meierhof bildet. Aus dichtem Gebüſch tritt die Ruine eines Aquädukts an das Waſſer heran, über dem Bade in der Thaya erhebt ſich ein arabiſcher Kiosk, während ein türkiſches Haus mit hohem Minaretturm den Abſchluß der Mittelperſpektive bildet. Weiterhin mitten im Hirſchpark ſieht man die mächtige Ruine einer Burg, welche noch einen ſogenannten Ritterſaal mit gemalten Ornamenten enthält — alles nur künſtlich geſchaffen zur Verſchönerung von Park und Landſchaft. Und was Park und Landſchaft künſtleriſch bedeutet, das lernte ich hier in Eisgrub in großem Maßſtabe kennen. Wir überſiedelten dorthin im Auguſt, und ich hatte Zeit genug, mich in den Charakter einer ſolchen Gegend und einer ſolchen Gartenkunſt völlig einzuleben. Später kam ich öfter nach Eisgrub und auch auf längere Zeit; die Bilder im Kopfe konnten ſich nicht mehr ändern, nur feſtigen; wie feſt ſie ſaßen, zeigt mein Buch über den Garten: ohne Eisgrub und ſeine Umgebung genau zu kennen, hätte ich es kaum ſchreiben können.

Es war die Zeit der Jagd gekommen, und Eisgrub iſt der Mittelpunkt der großartigen Liechtenſteiniſchen Jagden. Ich hatte alſo wiederum Gelegenheit, einen Teil des großen Lebens und der großen Welt kennen zu lernen, der mich im höchſten Grade intereſſierte, trotzdem er allen meinen bisherigen Studien und Neigungen ſo fernab lag. Urplötzlich

befand ſich der Gelehrte — ein mäßiger Spaziergang reichte hin — mitten unter den berühmten „fünfhundert Säuen“. Auf den Ruf der Trommel brachen ſie unter vielhundertjährigen Eichen aus dem Dickicht hervor und eilten auf den Platz der Fütterung, voran die mächtigen Eber und Säuen und ihnen nach ein bei ein wie im Gänſemarſch die Kleinen. Zu dieſer Zeit war es gänzlich ungefährlich, unter ihnen umherzuwandeln, was ſonſt nicht immer ratſam war. Die Zeit der Saujagd war noch nicht gekommen, doch geſtattete mir die Liebenswürdigkeit des Fürſten, ein Schwein zu erſchießen und auch mit zu verzehren, das einzige jagdbare Tier, das ich im Leben erlegt habe. Die Saujagd mit dem Spieß, da die Tiere auf eine Inſel zuſammengetrieben und von den kühnen Jägern mit dem Spieß angegriffen wurden, exiſtierte nicht mehr. Dagegen blühte unter dem Fürſten Alois noch die Parforcejagd auf den Hirſch, welche ſelbſt uns gleichgiltige Zuſchauer, die wir zu Wagen folgten, mächtig aufregte.

Auch die Zeit der Faſanjagd war noch nicht gekommen, dagegen war der Fang der wilden Enten, die durch einen kleinen Hund und Lockenten in die Fangnetze am Ende eines kleinen Teiches gelockt wurden, höchſt luſtig und unterhaltend. Als wir zum erſten Male das Schlußnetz umſchlugen, waren mehr als fünfzig Stück gefangen. Ebenſo unterhaltend war die Jagd auf die Rohrhühner, die zu tauſenden auf einem der großen Fiſchteiche ihren Aufenthalt hatten. Eine Kette von Kähnen, beſetzt je mit einem Schützen und einem Büchſenſpanner, nahm an dem einen Ende die ganze Breite des Teiches ein und bewegte ſich wie in geſchloſſener Reihe langſam vorwärts. Die Hühner, gegen das andere Ende gedrängt, erhoben ſich, um über die Schützen hinweg rückwärts in das Waſſer wieder einzufallen. In dieſem Momente, da ſie über

den Schützen waren, wurden sie geschossen. Das Resultat war nach kurzer Frist mehr als tausend Stück. Obwohl keineswegs wohlschmeckend, wurden die Rohrhühner doch gerne gegessen, denn sie sind als Fastenspeise erlaubt, was bei den wilden Enten nicht der Fall ist.

Doch waren das nicht die einzigen Erinnerungen, die ich von diesem Aufenthalte mit mir nahm, gab es ja bei den dort auf den Liechtensteinischen Herrschaften angesiedelten sogenannten Kroaten hübsche Kostüme und mancherlei Sitten zu beobachten. Ich sah Männer und Frauen in ihrem bunten Kostüm mit dem glatten dunklen Haar, mit den sauberweißen Hemden und den künstlichen Blumen auf Hut und Kopfputz, sowohl in der Kirche wie beim Tanze. Ich sah, wie die Frauen, kaum daß sie die Kirche verlassen hatten, die blauken hohen Stiefel anszogen und barfuß auf den staubigen Feldwegen heimkehrten. Ich sah sie bei der Feldarbeit mit schmutzigem Hemd und dem Schafpelz bekleidet. Ich sah die Frauen ihre kleinen Häuser mit hübschen bunten Ornamenten bemalen. Sie sahen recht malerisch aus, diese Häuser mit dem Weinlaub, das vor den kleinen Fenstern an einem Gitter emporgezogen war. Ich zeichnete oft danach, so daß ich eine Frau, die einstmals hinter mir vorbeiging, sagen hörte: „Das ist der Herr, der alle Häuser abschreibt.“ Die Bildnng hatte sich also hier noch nicht zum Begriffe der Kunst erhoben. Gegen Ende Oktober verließen wir Eisgrub und Österreich, um nach Düsseldorf zurückzukehren. Ich hatte kurzen Urlaub genommen, um noch in Lübeck scheidende Geschwister zu sehen, welche im Begriffe standen, nach New-York zu übersiedeln. Kaum aber dort angekommen, wurde ich nach Dresden zurückgerufen, wo auf der Durchreise mein älterer Zögling am Scharlach erkrankt war. Dieser Umstand, der mich um so mehr an meinen jüngeren Zögling band, gab

mir doch die Gelegenheit, während unſeres faſt ſiebenwöchentlichen Aufenthalts die ſchätzereiche Elbe-Stadt etwas näher kennen zu lernen. Es war ſchon Winter, als wir heimkamen. Dieſem Winter in Düſſeldorf folgte wieder ein ſtiller Sommer in Wehrdorf, und mit Ende desſelben Jahres 1853 gab ich meine Stellung im fürſtlichen Hauſe Solms auf.

Was mich dazu veranlaßte, lag in keiner Weiſe in den Verhältniſſen oder in den Perſönlichkeiten des hohen Hauſes, wo ich faſt drei Jahre zugebracht hatte. Meine Stellung war die möglichſt angenehme, ich erfreute mich ſelbſt einer gewiſſen Freiheit und Selbſtändigkeit. Zu klagen hatte ich in keiner Weiſe. Die Gründe lagen allein in mir ſelber und in meiner damals noch unruhigen Natur. Ich hatte mich, wie ich ſchon oben angedeutet habe, im Unterrichte müde gearbeitet; blieb ich im Hauſe, ſo hatte ich die Ausſicht, noch eine Reihe von Jahren in gleicher Weiſe fortarbeiten zu müſſen, um dann doch endlich am Gymnaſium wieder zu landen. Außerdem, und das war entſcheidend, hatte Wien es mir angethan. Es war mir der liebſte Gedanke, dort einmal leben und arbeiten zu können. Wie das möglich wäre, wußte ich allerdings nicht. Fürs erſte dachte ich nur hinzukommen, für das weitere vertraute ich meinem Sterne. „Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht.“ In Wien hoffte ich es zu finden. Gefunden habe ich es auch, freilich erſt auf einem Umwege.

Mit Anfang des Jahres 1854 übernahm ich die Stelle eines Erziehers in der liebenswürdigen Familie eines Wiener Bankiers. Wiederum hatte ich zwei Knaben zu unterrichten, von denen der jüngere dem Beruf des Vaters folgen ſollte, während der ältere eine ausgeſprochene Begabung für die Kunſt hatte und auch endlich dahin kam, ſich zum Maler

auszubilden. Leider reichte das Talent zum großen Erfolge nicht aus. Er war in zu glücklicher Situation geboren, um mit der Strenge zu arbeiten, wie es der Künstler erfordert. Ihm fehlte der Durst nach Ehre wie der Hunger nach Brot. Eines wie das andere kann den Erfolg erzwingen. Wenn „man es Gott sei Dank nicht nötig hat“, so ist das nur ein Hindernis. Der liebenswürdige junge Mann, wie er herangewachsen, fühlte wohl den Zwiespalt und — einem Erbübel in der Familie folgend — legte er später Hand an sich.

Meine Anwesenheit in diesem Hause dauerte nicht lange; sie hatte für mich auch nur einen Übergang bilden sollen. Doch gewährte sie mir wiederum einen Blick in eine neue Welt. Hatte ich in Eisgrub bei den sogenannten Kroaten schon eine slavische Nationalität in ihrer Eigentümlichkeit kennen lernen, die dem Deutschtum in Tracht und Sitten so ferne steht, so brachte mich der Sommer mitten nach Ungarn hinein. Ich machte mit meinen Zöglingen eine Reise zum Besuche ihres Schwagers, des Grafen C., der in Fülek wohnte und dort als passionierter Landwirt seine Güter bewirtschaftete.

Wir fuhren mit dem Dampfschiffe die Donau hinunter bis Pest, oder, wie man heute sagt, Budapest. Damals noch eine überaus einsame Fahrt: der Strom gänzlich unbelebt, das Ufer, von den wenigen Stellen abgesehen, wo Höhenzüge an den Fluß herantreten oder Ortschaften sichtbar werden, öde, einsam und menschenleer; höchstens daß man einen Hirten in seiner weiten Leinwandkleidung auf dem Bauche im Grase liegen sah, die Pfeife im Munde und dem Schiffe nachstarrend, oder daß eine im Strome liegende Mühle durch ihre Bewegung von Menschenarbeit zeugte. Die Ufergegend schien so flach und niedrig, daß sie den Eindruck machte, als

ſei ſie niedriger als das Niveau des Flußes. Wir hatten Wien früh morgens verlaſſen, und es wurde Abend, ehe wir Peſt erreichten. Hier freilich fuhren wir mit wahrem Entzücken bei goldener Abendbeleuchtung zwiſchen die zwei Städte hinein. Peſt hatte allerdings damals noch nichts von den großartigen Bauten zu zeigen, welche heute das Ufer der Donau begleiten. Der Eindruck, den die Stadt mir hinterließ — es war im Jahre 1854 und es waren heiße Sommertage — war der einer unentwickelten Kulturſtadt, ruhend auf ſandiger Fläche und umgeben von ſandiger Wüſte. Bei ermattendem Südwinde flogen Wolken von Sand durch alle Straßen, den Wanderer überſchüttend. Um ſo köſtlicher und erfriſchender war das Strombad in der Donau.

Von Peſt ging es nordwärts den waldigen Vorbergen der Karpathen zu. Wir übernachteten in Waizen, einer weitläufig angelegten Stadt, auf deren breiten, mit Raſen bedeckten Straßen ſich mehr Gänſe als Menſchen bewegten. Das Reſultat bemerkten wir auch in der Nacht, denn die Federbetten türmten ſich bis zur Decke empor. Um ſchlafen zu können, hatten wir nichts Eiligeres zu thun als ſämtliche Kiſſen herab zu werfen und auf dem Stroh zu ruhen.

Von Waizen aus führte uns auf einem kleinen offenen Wagen ein redſeliger Slovak, den wir leider nicht verſtanden. Das hinderte ihn aber nicht fortzuplaudern. Der Wirt hatte ihn beordert, wohin er zu fahren habe. Wir ſaßen auf Säcken unter einem Leinwanddach, ein wenig geſchützt gegen die Sonne, aber alsbald von Staub völlig überdeckt. Eine Straße ſchien es nicht zu geben. Es ging über niedrigen, den Sand kaum überdeckenden Raſen, in den die Räder ihre Spuren, bald nach rechts, bald nach links, wie ziellos ausweichend, locker eingeſchnitten hatten. Indeſſen der Kutſcher kannte ſeinen Weg und die kleinen grauen, mit ihren ge-

ſenkten Rücken höchſt unanſehnlichen Pferde lieſen ihren Trab mit bewundernswürdiger Ausdauer. Wir paſſierten Loſoncz, wechſelten einmal Wagen, Pferde und Kutſcher und trafen ſicher und wohlbehalten ſchon im Abenddunkel in Fülek ein.

Der große Ort, den mehrere Herrſchaftsſitze ſchmücken, iſt nicht unintereſſant, denn aus ſeiner Mitte erhebt ſich ein ganz iſolierter kegelförmiger Felshügel, den oben die goldbraunen Ruinen einer ehemaligen Feſtung wie mit einer Krone umgeben. In den Türkenkriegen hatte ſie eine Rolle geſpielt, war belagert worden und endlich von den Türken gänzlich zerſtört. Als Ruine war ſie eine große maleriſche Schönheit des hier noch flachen Landes. Mit Wiener Feinheit und ungariſcher Gaſtlichkeit bereiteten unſere liebenswürdigen Wirte uns angenehme Tage, und ich lernte manche Eigentümlichkeiten und Sitten kennen, die im modernen Ungarn vielleicht kaum noch zu finden ſind. Wir beſuchten eine Schafſchur, und ich war nicht wenig erſtaunt, hier ein Dutzend prächtiger Männer zu finden, die einander zum Verwechſeln ähnlich ſahen, lauter Nationalgeſichter. Sie erinnerten mich lebhaft an den Maler Wehmüller in Clemens Brentano's reizender gleichnamigen Novelle („Die mehreren Wehmüller"), der in Wien einen Vorrat ungariſcher Nationalgeſichter malte und in Ungarn einen Jeden ſein Porträt ausſuchen ließ, dem er nur, je nach Beſtellung, die Anzahl der Knöpfe darauf malte. Einmal, da wir auf der Landſtraße ſpazierten, begegneten wir einer Heerde von Schweinen, die unſere uns begleitende große Dogge in wildem Kampfe ſo zurichteten, daß wir, um des Hundes Leben zu retten, nicht ohne eigene Gefahr ihn mit Stöcken und Schirmen heraushauen mußten. Eines ſchönen Sonntags, es war ein prachtvoller ſonniger Morgen, führte mich Graf C. zu den Zigeunern, die eine

Anzahl durch einen Zaun abgeſchloſſener Hütten, wie das bei den ungariſchen Dörfern die Sitte iſt, neben Fülek bewohnten. Ein ganzer Haufe verwilderter brauner Geſellen, alt und jung, lagerte auf dem Boden und ließ ſich ſonnen. „Geht ihr nicht zur Kirche?“ fragte ſie mein Begleiter. „Wir nicht“, lautete die Antwort, „wir haben keine Zeit.“ Unter ihnen lagerte auch ihr erſter Geiger, der Europa durchreiſt hatte. Er führte uns in ſeine Hütte, wo es allerdings ſchon ſehr menſchlich ausſah. Er hatte eben die Welt geſehen.

Kaum ein Jahr war ich in Wien und noch ſehr wenig heimiſch geworden, da überfiel mich ein ſchwerer Typhus, dem eine langſame Rekonvalescenz folgte. „Paſſen Sie auf“, ſagte mein Arzt Dr. Böhm, deſſen Töchter und Schwiegerſohn (Profeſſor Dr. Seegen) mir, richtiger uns, Freunde fürs Leben werden ſollten, „paſſen Sie auf, wie jetzt Einheit, Richtung, beſtimmtes Streben in Ihr Leben kommen wird.“ Es war ein prophetiſches Wort, das unmittelbar darauf vollkommen eintraf. Mit dem Suchen und Schwanken, mit aller Ungewißheit und Unbeſtimmtheit war es wie mit einem Schlage zu Ende. Ich nahm eine Stelle als Konſervator der Kunſtſammlungen am neu gegründeten germaniſchen Muſeum in Nürnberg an. Ich entſagte dem Lehrfach, und Kunſt und Geſchichte wurden fortan mein Beruf und ſind es immerdar geblieben.

Fünftes Kapitel.

Wie ich zur Kunst kam.

Vergnüge dich, mein Sinn, und laß
dein Schicksal walten,
Es weiß, worauf du warten sollst.

In diesen „Erinnerungen“ ist bisher wenig von Kunst die Rede gewesen. Teils geschah das absichtsvoll, teils lag es in der Natur der Dinge, in der Örtlichkeit, im Lehrgang meiner jungen Jahre. Die Musen der Künste sind nicht an meiner Wiege gestanden, noch haben sie mir ein Geschenk mit auf den Lebensweg gegeben, höchstens einen Samen, der spät, sehr spät erst zu Blüte und Frucht gedeihen sollte. Nichts wies auf die Zukunft hin, nichts auf den Beruf, der einst der meine sein sollte. Ich hätte also wenig von Kunst zu erzählen gehabt, und auch dieses wenige habe ich absichtlich vermieden, um im Zusammenhange zu erzählen, wie die Anregungen nach und nach gekommen sind und mich dahin geführt haben, ein Etwas im Kunstleben der Gegenwart gewesen zu sein, wie hoch oder wie niedrig man auch dieses Etwas abschätzen mag.

Gewöhnlich lebt die ausübende Kunst in Generationen derselben Familie fort. Es ist, als ob sie sich in der Familie festsetzen wollte und nicht losläßt Geschlechter hindurch. Hier folgt sie dem Naturgesetze, steigt in erster und zweiter Generation empor, erreicht im dritten, wenn nicht schon im zweiten Geschlechte ihre Höhe und Blüte und sinkt in den nachfolgenden Geschlechtern wieder zur Unbedeutendheit hinab. Die künstlerische Kraft ist versiegt oder sickert fort, um vielleicht, nachdem sie in der Niedrigkeit, aus der Erdennähe wieder Kraft gewonnen, aufs neue sich noch einmal im Kreislauf zu erheben.

Ganz anders iſt es mit jener Wiſſenſchaft gegangen, welche wir, der bildenden Kunſt zur Seite, als Kunſtwiſſenſchaft bezeichnen. Modern, wie ſie nach Art und Entſtehung iſt, kann ſie nicht auf eine Vergangenheit von Geſchlechtern zurückblicken. Neu iſt alles an ihr, der Urſprung, die Methode, die „Kunſthiſtoriker“ ſelber. Sie alle, welche dieſe Wiſſenſchaft begründeten, ſind von anderem Berufe her zur Kunſt gekommen; keine Schule gab es, keine berufenen Lehrer, keine zum Zwecke des Unterrichtes geordneten Sammlungen. Die Männer ſind durch ſich ſelber, durch ihren Eifer, durch ihr feuriges Intereſſe an der Kunſt das geworden, was ſie ſind, und ſich ſelber verdanken ſie ihre Leiſtungen. So Schnaaſe, ſo Kugler, von denen jener ein hoher Beamter des Gerichtes war und geblieben, dieſer, ebenfalls Juriſt, eine hohe Stellung im Miniſterium zu verſehen hatte. Und ſo noch ihre Jünger, die einen ſind von der Rechtswiſſenſchaft gekommen, die anderen von der Schule, von der Pädagogik und Philologie. Sie alle haben ſich noch ſelber zum Verſtändnis und zur Lehre der Kunſtgeſchichte heranbilden müſſen. Heute freilich für die jüngſte — ſagen wir die dritte Generation der Kunſtſchriftſteller — giebt es Schulen, Profeſſoren, Inſtitute und Sammlungen, und ſie werden ſchulmäßig herangebildet. Selbſt auf den Gymnaſien ſoll ihnen ſchon das „Nötigſte“ beigebracht werden, und ehe noch der Geiſt hinlänglich gereift, ehe noch das wiſſenſchaftlich Gelernte verdaut iſt, fliegen ſchon die jungen Kunſtbefliſſenen durch die Welt von St. Petersburg bis Madrid, von Rom bis Stockholm.

Ja, ſo leicht wurde es uns Alten nicht gemacht. Bei mir war es ja auch niemals Abſicht; nicht der Wille hat mich zur Kunſt geführt, ſondern der Zufall, der Gang meines Lebens, vielleicht auch eine beſondere Anlage, die ſich

erſt herausbilden mußte und daher lange verborgen und unbewußt Geiſt und Neigungen leitete. In dem kleinen abgelegenen Orte, in welchem ich heranwuchs, gab es keinen Zeichenunterricht, viel weniger, daß derſelbe auf dem Gymnaſium ſtattgefunden hätte. Ich ging zur einen Univerſität und zur anderen Univerſität, und auf keiner gab es kunſtgeſchichtliche Vorleſungen. Ja doch, für Göttingen war der Maler Oeſterley in Hannover beſtimmt, zwei Monate des Jahres ſich nach Göttingen zu Kunſtvorleſungen zu begeben; ich habe aber nicht gehört, daß er Zuhörer gefunden oder daß überhaupt dieſe Vorleſungen je zu ſtande gekommen. Kunſtgeſchichtliche Werke, belehrenden Inhalts und populär oder wiſſenſchaftlich gehalten, außer ſolchen, die noch aus dem vorigen Jahrhundert ſtammten und uns wenig ſagen konnten, hatten wir auch nicht zur Hand, wie ſie danach in raſcher Folge entſtanden und ihre Weisheit austrugen — „breite Bettelſuppen mit großem Publikum“. Nur die Archäologie, die klaſſiſche Altertumskunde blühte, die doch auch im Grunde nur einen Zweig der Kunſtwiſſenſchaft bildet, aber merkwürdig, als dieſer erblühte, trennten ſich beide, und Kunſtforſcher und Archäologen, die doch beide als Vertreter einer und derſelben Wiſſenſchaft Hand in Hand gehen ſollten, traten einander, wenn nicht feindſelig, doch gleichgiltig gegenüber.

Wenn ich dennoch ein Kunſtfreund, ein Kunſtſchriftſteller von Beruf geworden und auch wohl, wenn es geſtattet iſt zu ſagen, im Kunſtleben der Gegenwart zu einiger perſönlichen Bedeutung gelangt bin, ſo verdanke ich dies ſicherlich einer ſchon oben angedeuteten Naturanlage, die im Laufe der Jahre mehr und mehr zur Ausbildung gelangte.

Wohl mag man ſagen, die Schönheit der Stadt und der Umgebung, in welcher meine Jugend verfloß, hat in mir die Freude an künſtleriſchen Dingen geweckt, wie man wohl

von einem Dichter ſagt, die Schönheit der Natur, in welcher er geboren und gelebt, habe ihn zum Dichter gemacht oder ſeiner poetiſchen Anlage zur Entfaltung verholfen. Ich erinnere mich, zuweilen dergleichen in der Litteraturgeſchichte geleſen zu haben. Allein ich halte das durchaus nicht für zutreffend. Wenn das der Fall wäre, ſo müßte die Schweiz — denn von ſolcher großartigen Gebirgswelt gilt ja beſonders die Meinung — von Dichtern gefüllt ſein wie heute von Touriſten und Touriſtinnen. Bekanntlich iſt aber dasjenige, was die Schweiz an Dichtern geſtellt hat, höchſt zahm und beſcheiden. Keiner, der auch nur annähernd als Dichterkraft der großartigen ſchweizer Alpenwelt ſich verwandt zeigt, keiner, der ſich über das Idyll wie Gesner oder über die Beſchreibung wie Albrecht von Haller erhebt. Wenn aber im reizloſeſten Flachlande Holſteins ein Dichter von der Kraft und Gewaltigkeit Hebbels entſtehen kann, ſo will es mir eher ſcheinen, es iſt die Sehnſucht nach der Schönheit, welche das Dichtergemüt weckt und befeuert, als der Beſitz, die abſtumpfende Gewohnheit. Ich laſſe alſo in dieſer Beziehung den Einfluß der ohne Frage reizvollen Umgebung meiner Vaterſtadt dahingeſtellt. Es gilt ja auch wohl das Gleiche von dem ausübenden Künſtler.

Jene Naturanlage wird mir heute völlig klar, je mehr ich zurückdenke und an meinem inneren Geſichte alles das vorüberfliegen laſſe, was ich in jungen Jahren geſehen habe, bevor mir das wirkliche Verſtändnis für die Werke der Kunſt erweckt war. Ich glaube nicht, daß ich ein Künſtler von Bedeutung geworden wäre, auch wenn ich ſo vom Glücke begünſtigt geweſen, um noch in früher Jugend Hand und Auge auszubilden. Meine Phantaſie, ſo viel ich davon beſitze, iſt nicht erfindender, nicht ſchöpferiſcher Natur, ſie iſt aufnehmend, kombinierend, reprodnzierend, und ſie beſitzt, wenn man ſo

sagen darf, Gedächtnis. Was ich sehe und gesehen habe, das vermag ich auch in der Vorstellung festzuhalten. Nach vielen Jahren noch vermag ich es so im inneren Gesichte wieder erstehen zu lassen, es mit anderem zu verbinden, zu vergleichen, aus der Vergleichung Gedanken zu erwecken und Schlüsse zu ziehen. Und dabei ist mir vielleicht das Talent gegeben, was ich mir vorstelle, auch in Worten darzustellen.

Mit solcher Anlage, so vermute ich, ist es mir nach und nach gelungen, gewissermaßen eine Sammlung von Bildern, von künstlerischen Erinnerungen im Geiste anzulegen, und diese Sammlung, immer wachsend, immer sich vermehrend wird auch Interesse an der Kunst geschaffen und das Interesse in Liebe und Verständnis verwandelt haben. Ich kann so ziemlich das Wachsen und Werden, sozusagen meines geistigen Museums verfolgen. Die Grundlage ist sehr alt und gehört schon meiner frühesten Jugend an, ohne Zweifel zunächst meiner lieben alten Domkirche, in welcher ich schon seit meinem zwölften oder dreizehnten Jahre, da ich Chorschüler wurde, ganz zu Hause war. Ich kannte das alte würdige Gebäude bis unter das Dach, bis in die Spitze des Turmes hinauf. Ich kannte seinen Bau und seine noch zahlreich erhaltenen Altertümer, wenn auch selbstverständlich noch nicht als Kunstverständiger.

Was wußte ich damals viel von Gotisch und Romanisch — letzterer Ausdruck war ja noch nicht einmal erfunden — aber ich sah die schweren Pfeiler, die Rundbogen, die bemalten Wände darüber, die ornamentale Bemalung der Ecken und Kanten, das Kreuzgewölbe, das hohe Mittelschiff und die niederen Seitenschiffe, die Kapellenausbauten mit spitzbogigen Fenstern, den gewölbten Kreuzgang mit seinen bizarren, mit Tierbildern geschmückten Kapitälen, den hohen, im Halbkreise

gebauten Chor mit ſeinem Barockaltar — ich ſah alles, und es prägte ſich dem jugendlichen Geiſte unauslöſchbar ein. Als ich ſpäter zur theoretiſchen und hiſtoriſchen Kunſtlehre kam, ſtanden mir die Beiſpiele lebendig in der Erinnerung.

Als Chorſchüler hatte ich die Verpflichtung, jedem Gottesdienſte vom Anfange bis zum Ende beizuwohnen, ja wir mußten früher anweſend ſein, um z. B. die Geſangsnummern in die Tafeln einzuſchalten, und wir entfernten uns auch erſt, wenn niemand von der Gemeinde mehr anweſend war. Dabei hatten wir denn auch oder nahmen uns das Recht, überall in der alten Kirche umherzuſtöbern und gewiſſermaßen auf Entdeckungen auszugehen. Bei ſolcher Gelegenheit ſah ich auch in einem Seitenlokale die verworfenen, mit Schnitzereien verzierten Teile der alten Chorſitze romaniſchen Stils, die heute faſt als die einzigen in ihrer Art und in ihrem Alter zu einiger kunſtgeſchichtlichen Berühmtheit gelangt ſind. Ich ſah ſie gar oft, wußte aber ſehr wenig ihren Wert zu beurteilen. Ich ſah den ſchönen Kronleuchter von Meſſing aus dem 16. Jahrhundert, der über unſerem Sängerſtandplatze hing, das eiſerne Gitter, welches den erhöhten Chor umgab, den gewaltigen geſchnitzten Chriſtus über der kleinen Kanzel auf dem Lettner, ich betrachtete oft und oft die große Tafel mit den Bildern aus dem Leben des Ratzeburger Märtyrers, des heiligen Ansverus, welcher im Jahre 1065 von den heidniſchen Wenden erſchlagen worden. Hinter dem Altare fand ich noch in einem Schranke wohlerhaltene Meßgewänder von geſchnittenem Sammtſtoffe, die etwa aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts ſtammten, alſo wohl die letzten, die noch im Dome zum katholiſchen Gottesdienſte, das will ſagen bei der letzten Meſſe, gebraucht worden ſind, nebſt einigen anderen, jener Zeit angehörigen Gegenſtänden kirchlichen Gebrauchs. Ich ſtieg auch wohl in die Krypte hinab, betrachtete

Särge und Grabſteine, von welchen letzteren die meiſten zwar, weil auf dem Boden liegend, von den Füßen der Beſucher abgetreten waren. Nur im Kreuzgange, unmittelbar neben der Thür zur Quarta, befand ſich, aufrechtſtehend und wohlerhalten, ein Stein, der einen Mönch und eine Nonne im Relief darſtellte. Sie ſollten an dieſer Stelle eingemauert ſein, ſo ging die Sage.

Nur Eines habe ich nicht mehr geſehen, die zwölf ſilbernen Apoſtel, welche die ſilberne Statuette Chriſti umgaben und ſo in den Niſchen einer Altartafel angebracht waren. Ich ſah nur noch dieſe Tafel mit ihren leeren Niſchen an der Wand zur Seite des Hochaltars hängen und konnte die Widmung leſen und den Fluch, der für den Diebſtahl ausgeſprochen war. Es war in einer Winternacht, als ſie verſchwanden. Ich mochte damals ſechs bis ſieben Jahre alt ſein und erinnere mich ganz deutlich, wie ich des Morgens in aller Frühe mit der Nachricht geweckt wurde: „Die ſilbernen Apoſtel ſind geſtohlen.“ Die Nachricht hatte ſich ſchnell verbreitet, denn die Figuren waren der Stolz von Ratzeburg, die Stiftung eines Herrn von Bülow, irre ich nicht aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Sie waren fort, nur den Chriſtus hatte man im Schnee wieder aufgefunden, es ſcheint, er war den Dieben zu ſchwer geworden, da er die doppelte Größe der Apoſtel hatte. Die Spur der Diebe ging über den See, der zugefroren und mit Schnee bedeckt war. Drüben verlor ſie ſich im Walde. Alle Nachforſchungen waren umſonſt; vielleicht geſchahen ſie auch mit wenig Geſchick, denn etwa zehn Jahre ſpäter, da ich mit meinem Vater in Lüneburg war, hörte ich dort von einem Zwiſte zwiſchen zwei Familien, welche ſich gegenſeitig des Diebſtahls der Apoſtel beſchuldigten. Polizei oder Gericht erfuhren nichts davon. Der Nachtwächter, welcher in jener Nacht den Dienſt gehabt

TAYLOR INST. OXFORD

hatte — ich kannte noch den alten Neding — ertränkte ſich mehrere Jahre darauf im See. Es ſcheint, der Fluch war an ihm in Erfüllung gegangen.

Ein anderes Kunſtwerk, kein großes zwar — hat erſt die Reſtaurationswut unſerer Tage verſchwinden gemacht. Die Wände des Hauptſchiffes waren in der ganzen Flucht über den Bögen mit lebensgroßen Fresken, grau in grau, aus der bibliſchen Geſchichte bedeckt, Arbeiten der Barockzeit und, wie geſagt, künſtleriſch nicht von beſonderer Leiſtung. Immerhin waren ſie ein Schmuck der breiten Wände und wie eine chriſtliche Bilderbibel für die Gemeinde. Bereits in proteſtantiſcher Zeit entſtanden, hätte man ſie beſtehen laſſen können, moderner proteſtantiſcher Eifer, gepaart mit der nüchternen Reſtaurationswut, welche vor einigen Jahrzehnten einriß, hat ſie mit weißer Tünche überzogen. Jetzt genießt die Gemeinde den horror vacui, den Anblick leerer Wände.

Auch ſonſt ſcheint die Reſtauration gewütet zu haben. Vor nicht langer Zeit ſah ich einige Photographien aus dem Innern des Domes und bemerkte mit Schrecken, wie Vieles darin geändert worden, ſelbſt in der originalen, aus alter oder urſprünglicher Zeit ſtammenden Anlage. Ich war vierzig Jahre lang nicht in der Kirche geweſen und erkannte doch, ſoweit es bei den Photographien möglich war, alle Veränderungen, ſo feſt ſteht der alte liebe Dom in meiner Erinnerung, unvergeßlich wie ein Freund der Jugendzeit. In allerjüngſten Tagen iſt ſogar der Blitz in ihn hineingefahren, und der Brand hat Turm und Dach zerſtört. Selbſtverſtändlich müſſen ſie wieder erbaut werden, aber es ſoll nicht geſchehen — ſo höre ich wenigſtens — wie es war, alt, treu, ſchlicht und ehrwürdig, ſondern mit moderner Architektenweisheit.

Ohne Zweifel ist es der Dom gewesen, der die erste Ahnung von Kunst und Altertum, wenn auch unbewußt, in die Seele eingepflanzt hat: die Stadt Ratzeburg bietet oder bot sonst gar nichts, keine Sammlungen, keinen Privatbesitz von Kunstsachen irgend einer Art, kein Rathaus, das man ansehen mag, keine Kirche weiter als das allernüchternste, phantasieloseste Gebäude der „Stadtkirche", jeden Kunstgedankens, jeden Schmuckes bar, im Äußern wie im Innern.

Nächst dem Dome in Ratzeburg war es gewiß die Stadt Lübeck, welche meine Bildergalerie im Kopfe bereicherte. Ich kannte sie so gut, da ich ja von ganz früher Zeit bis etwa zu meinem dreißigsten Jahre fort und fort wiederkehrte und ganze Wochen Jahr für Jahr dort verweilte. Eben deshalb ist es aber schwer, die frühen Eindrücke, da ich noch als Knabe oder Jüngling die Straßen durchwanderte, von den späteren zu trennen, als ich mich bereits künstlerischen Studien näherte und schon für meine Arbeiten über Kostüme zeichnete und sammelte. In meiner Erinnerung vermischt sich das miteinander. Wann ich zum erstenmale Memlings berühmtes Gemälde mit den verschiedenen Darstellungen aus dem Leben Christi sah, wann den Totentanz oder Overbecks großes, hellfarbiges Gemälde von dem Einzug des Heilands in Jerusalem, das wüßte ich heute schwer zu sagen. Ich sah sie und sie sind fest in meiner Erinnerung und haben meinen Kunstschatz vermehrt. Dasselbe gilt von den Schnitzereien des Fredenhagen'schen Zimmers, das alsdann erst zu meinem bleibenden geistigen Besitz wurde, als ich mich schon, wenn nicht mit Kunst-Industrie, doch mit deutscher Kunst beschäftigte.

Wie ich heranwuchs, liebte ich es, durch die alten Straßen Lübecks zu schlendern, die Kirchen zu betrachten und was sie enthielten, durch die alten, so merkwürdig geformten Thore zu streifen, und die Eindrücke sind unvergessen geblieben. Es

gab aber ein Etwas, was mir damals viel intereſſanter dünkte, und das war das Leben an der Trave, welche als Hafen die ganze Stadt in ihrer Länge begleitet. Es war in meinem Intereſſe gewiſſermaßen ein Kampf zwiſchen der Stadt und ihren Straßen und Gebäuden einerſeits und den Schiffen und dem Schifferleben andererſeits. In den jüngeren Jahren hatte das letztere die Oberhand, je älter ich wurde, drängte ſich mehr und mehr die Stadt mit ihren Altertümern und Kunſtwerken in den Vordergrund.

Auf Lübeck, dem ich jedenfalls eine Fülle von Vorſtellungen verdanke, welche ich ſpäter bei meinen Arbeiten verwenden konnte, folgten die Univerſitätsſtädte Erlangen und Göttingen, beide in ihrer Architektur gleich nüchtern, leer und troſtlos. So viel ich auch während der Studentenjahre in ihnen lernte, ſo ging doch der Schatz meiner Bilder ſowie meiner Kenntniſſe in künſtleriſchen Dingen gleich leer aus. Nicht ganz zwar, ich thue Erlangen Unrecht, wenigſtens der Zeit, die ich dort zubrachte, und wegen der Nähe Nürnbergs. Wir bildeten, wie ich glaube früher ſchon bemerkt zu haben, einen kleinen Kreis von Freunden, der ſich gleichen Sinnes zuſammengefunden hatte, um ſich mit der Lektüre der Romantiker zu unterhalten. Dieſe heute vielgeſchmähten Poeten, die dennoch in jungen Herzen, in allem, was jung iſt und jung bleibt, ſich einen Lieblingsplatz bewahrt haben und auch behaupten werden, hatten es bekanntlich viel mit der Kunſt zu thun. So trat dieſe auch uns nahe, und ſie bildete einen beliebten Geſprächsſtoff. Wir laſen Wackenroders, von Tieck herausgegebenen Phantaſien eines kunſtliebenden Kloſterbruders, und wurden ſo mit den Kunſtideen vertraut, welche im Kreiſe der Romantiker herrſchten. Wir wurden dadurch zur mittelalterlichen Kunſt hingeführt, ohne daß wir bei dem Mangel materieller Kenntniſſe zum tieferen

Verständnis kamen oder gar dafür schwärmten. War ja doch auch die wissenschaftliche Erkenntnis und geschichtliche Bearbeitung der Kunst des Mittelalters eben erst in ihren Anfängen. Man begann damals die Gotik als den deutschen oder „germanischen" Stil aufzufassen und den ihr vorausgegangenen Stil des elften und zwölften Jahrhunderts als den „romanischen" zu bezeichnen, das heißt als den Stil der romanisch sprechenden Völker, während in Wirklichkeit die Sache sich umgekehrt verhält.

Natürlich blieben auch wir über diese Fragen im Dunklen, so wie es auch den Führern der Romantik ergangen ist, die nur die verdienstvollen Anreger gewesen sind, in der Einzelkenntnis sich aber vielfach auf Irrgängen bewegten. Immerhin, wir lernten die denkende Beschäftigung mit der Kunst, und diese führte uns dahin, die Anschauung zu suchen, und für diese bot uns Nürnberg die Beispiele. Aber unklar, wie wir waren, unklar über Romanisch und Gotisch, über Renaissance und Barock, hatten wir von der Anschauung der Kunstwerke in Nürnberg wenig Gewinn. Wir pilgerten in alle Kirchen, bewunderten Peter Vischers Sebaldus-Grab und das Sakramentshäuschen von Adam Kraft, wir besahen uns die Bildergalerie der Moritz-Kapelle und pflichtschuldigst auch das Haus von Albrecht Dürer, wir wanderten mit staunenden Augen durch die Straßen, aber um den rechten Nutzen zu haben, kamen wir doch zu selten. Außerdem hatten wir ja noch ein anderes Interesse, das wir nicht verabsäumen durften — die „Himmelsleiter" und das „Bratwurstglöckle" und ihresgleichen schienen uns eben so wichtig. Wir waren eben Studenten.

Wenn nicht gereift im Urteile, so doch gewachsen im Interesse, kam ich dann nach Hildesheim in die Stadt einer wirklich altdeutschen Kunst, die man als frühromanisch be-

zeichnet. Nirgendwo ſonſt zwiſchen Elbe und Rhein iſt die aufblühende deutſche Kunſt zur Zeit der ſächſiſchen Kaiſer und ihrer nächſten Nachfolger in gleicher Weiſe reich, großartig und in beſter Erhaltung vertreten. An keinem anderen Orte hätte ich ſo die Gelegenheit gehabt, mich in jene merkwürdige Epoche des Anfanges einer originalen Entwicklung hineinzuleben, um von da aus im geſchichtlichen Verſtändnis weiterzuſchreiten. Ich ſah ſie auch alle und ſah ſie wiederholt, den alten Dom, deſſen Gründung auf Ludwig den Frommen zurückgeführt wird, mit der eiſernen Säule und den Erzthüren und deren ſo unbeholfenen Reliefs, die von den Geſetzen dieſer Kunſt noch keinen Begriff haben. Ich ſah St. Godehard und St. Michael mit ihren flachen Holzdecken und deren berühmter Bemalung, ich ſah die Werke des heiligen Bernward, des kunſtliebenden und kunſtfertigen Biſchofs. Ich ſah natürlich das alles, allein um mich in ihre Art und Geſchichte zu vertiefen, ſie hiſtoriſch zu begreifen und in ihrem relativen Werte zu würdigen, dazu fehlte mir die Zeit. Ich war von den Aufgaben meines Amtes und Berufes ſo vollſtändig in Anſpruch genommen, ſo aufgezehrt in meiner Zeit, daß ich allen jenen Monumenten eben nur die flüchtige Betrachtung eines Laien widmen konnte. Indeſſen mögen auch ſie mein Muſeum im Kopfe bereichert haben.

Eines Ereigniſſes aus meiner kurzen Hildesheimer Zeit muß ich aber doch noch mit Beziehung auf meine Fortſchritte im Kunſtverſtändnis gedenken. Wir hatten den Beſuch eines Kollegen vom Gymnaſium in Celle, und wir machten mit ihm meine Freunde und ich, eine Spritztour, wie man ſtudentiſch ſagt, auf den Söder, zum Schloß des Grafen Stolberg, in welchem ſich eine damals nicht unbedeutende Galerie alter Gemälde befand, angelegt, wenn ich nicht irre, von einem

Hildesheimer Domherrn des Namens Brabeck. Die Bilder sind seitdem verkauft worden, und die Galerie existiert nicht mehr. Mehrere hundert an Zahl, erfüllten sie eine Anzahl Säle und Gemächer, die man nur mit Filzschuhen an den Füßen durchwandern durfte, was mir sehr imponierte. Es flößte mir große Ehrfurcht vor den alten Meistern ein, sie in dieser Weise geehrt zu sehen, denn ich dachte, es geschähe ihretwegen. Es war das erstemal im Leben, daß ich mich in einer Galerie befand, und wir thaten sehr kunstverständig. Ob ich viel Nutzen hatte bei diesem einmaligen Besuch, will ich nicht behaupten. Wie man sagt, bleibt ja immer etwas hängen; diesmal war es ein Hase von Weenix, den wir sehr bewunderten.

Mit Bewunderung war ich schon vollgestopft, als es nun nach Düsseldorf ging, der Stadt der Maler.

Goethe sagt irgendwo — ich denke, es ist Goethe — daß das Verständnis in Kunstsachen mit der Bewunderung anfängt. Heute macht man es gewöhnlich umgekehrt. Da die Kunst Gemeingut geworden ist, so fängt man mit der Kritik an und läßt diese weiten Weges dem Verständnis voraufgehen. Arme und Beine ist das Erste, was der Laie kritisiert; seine Kenntnis zu bethätigen, findet er immer zuerst Zeichenfehler. Never mind arms and legs, giebt ein englischer Künstler den Rat: „Male die Seele, kümmere dich nicht um Arme und Beine.“ Dazwischen aber liegen noch gar viele Dinge, deren Kenntnis zum wirklichen Verständnis nötig erscheint. Von der Bewunderung, an welcher ich es nicht fehlen ließ, kam ich bald dazu, daß man wissen müsse, worin das Wesen des Kunstwerks besteht. Man müsse wissen, so fühlte ich, wie denn die Idee im Künstler auftaucht, wie sie im Kopfe Gestaltung gewinnt und dann vom Kopfe zur Hand gelangt und von der Hand unter Mitwirken des

denkenden Verſtandes zur Ausführung kommt, bis das Kunſtwerk vor unſeren Augen fertig daſteht. Gar oft werden wir fragen, warum dies? Warum ſo und nicht anders? und werden uns Rechenſchaft darüber geben müſſen. Wir werden uns in die Seele des Künſtlers hineinverſetzen und ihm nachdenken müſſen, denn fertig und vollkommen ſpringt das Werk nicht aus dem Haupte des Künſtlers hervor und macht ihm Kopfarbeit wie Handarbeit.

Es iſt aber noch ein Anderes da, was beachtet ſein muß, wenn man ein Kunſtwerk völlig und allſeitig beurteilen und verſtehen will. Jedes Kunſtwerk entſteht und wird geboren im Geiſte ſeiner Zeit unter den damals herrſchenden Ideen, unter der damals herrſchenden Kunſt- und Geſchmacksrichtung und trägt die Züge dieſer Kulturepoche, die man eben auch verſtehen und erkennen muß. Das gilt nun zwar vorzugsweiſe von früheren Zeiten, allein da die Welt ſich raſch verändert, ſo ſtreifen dieſe nahe an uns heran, und wir ſelber ſtehen ja unter dem Einfluſſe unſerer Epoche, deren Eigenart uns vielleicht heute noch unklar iſt, während wir ſie morgen ſchon begreifen und verſtehen. Aus dieſem Geſichtspunkte wird uns manches Kunſtwerk intereſſant, das uns vielleicht wegen ſeiner Unvollkommenheit, wegen ſeiner Roheit der Beachtung unwürdig erſcheint, während es eine Stufe in der geſchichtlichen Entwicklung bezeichnet. Sein abſoluter Wert mag nichtig ſein, ſein relativer kann um ſo höher ſtehen.

Über alle dieſe Fragen und manche andere noch ging mir in Düſſeldorf ein Licht auf. Fern davon, bereits ein Kunſtkenner zu ſein oder zu werden, konnte ich mich doch in künſtleriſchen Dingen zurechtfinden. In der Stadt der Maler, im Verkehre mit ihnen wurde mir alles klar, was etwa zu wiſſen und zu bedenken nötig iſt; ich lernte ſehen. Ja ich

fand auch meinen individuellen Standpunkt in der Kunst, der mich befähigte, da ich zu arbeiten anfing, mit meinen eigenen Augen die Dinge zu betrachten und meinen eigenen Weg zu gehen. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß ich nicht von Anderen Anregungen erhalten und gelernt hätte. Der Verlauf dieser Erinnerungen wird das zur Genüge zeigen.

Als ich im Jahre 1851 nach Düsseldorf kam, stand die Akademie noch unter der Leitung des hochverdienten Wilhelm von Schadow, unter dem die Schule zweifellos herangeblüht war. Aber der Meister war alt geworden und halb erblindet und konnte die Jugend kaum anders befeuern als durch seine Worte. Dennoch versuchte er noch in den Meisterateliers zu korrigieren. Langsamen, unsichern Schrittes kam der ehrwürdige Alte gegangen und fuhr mit den Augen hin und her dicht auf Zollweite über die werdenden Bilder und tadelte wohl hier eine Zeichnung, dort eine Farbe. Ich habe ihn zum Öfteren so gesehen. Er selbst hatte auch noch ein Riesenbild religiösen Gegenstandes auf der Staffelei, und es ging die Sage, daß er zuweilen noch daran male. Fertig geworden ist es nicht; er starb darüber hinweg.

Statt seiner waren die eigentlichen Lehrer seine alten und ersten Schüler, die er nach Düsseldorf nach sich gezogen hatte: Lessing, Mücke, Sohn, Hildebrand und Schirmer der Landschaftsmaler; Bendemann war bereits wieder fortgezogen und hatte Düsseldorf mit Dresden vertauscht. Sie standen alle in den besten Jahren ihrer Kraft und Thätigkeit und hatten bereits so zahlreiche Schüler gebildet, welche der Stadt treu blieben, daß Düsseldorf ein Recht hatte, sich die erste Malerschule Deutschlands zu nennen.

Freilich der große Stil der Kunst herrschte nicht oder war wenigstens nicht vorherrschend. Das Wandgemälde trat

zurück vor dem Staffeleibilde. Schadow, selbst eine groß angelegte Natur, hatte auch den großen Zug zu behaupten gesucht, und mehr oder weniger hatten auch seine älteren Schüler, eben die genannten Lehrer, sich ein ideales Streben bewahrt. Aber die neue Generation, die Jugend, war der Schule und die Schule der Akademie entwachsen, und sie entfernten sich davon in mehr lebensvoller, um nicht zu sagen naturalistischer Richtung, ohne daß man sie schon hätte Naturalisten nennen können. Es war eben gerade damals eine Übergangsepoche, und es kamen daher mannigfache Strebungen und Gegensätze zur Erscheinung.

Eben hatte noch die berühmte, fast berüchtigte Düsseldorfer Romantik in Blüte gestanden mit all ihren Schwächen, Fehlern und ihrer innerlichen und äußerlichen Falschheit. Düsseldorf vor allem hatte sie auf dem Gewissen, diese vermeintlich ritterliche Welt des Mittelalters, diese hohlen Gestalten zu Roß und zu Fuß, in Rüstung und gepufftem Wams, mit Spitzenkragen und Schnabelschuhen und Federbarett, diese schmachtenden Ritterfräulein und betenden himmelnden Nonnen, diese sentimentalen Liebespaare. In Lithographie und Farbendruck, schwarz und bunt, auf Dosen, Tassen, Deckeln, Gefäßen aller Art, auf Kissen, Reisesäcken, Fußteppichen waren sie durch die Welt gewandert, nachdem sie in den Ausstellungen sich die sehnsuchtsvollen, sentimentalen, der Gegenwart abgekehrten Gemüter erobert hatten. Wie viel Thränenbilder hatte Lessings berühmtes „trauerndes Königspaar" hervorgerufen! Die Kunst war wie zur Illustration der Balladen-Poesie geworden.

Aber ihre Stunde hatte schon geschlagen zur Zeit, als ich die Kunst in Düsseldorf kennen lernte. Was noch übrig war, erschien gereinigt, mehr künstlerisch als poetisch behandelt. An die Stelle des vermeintlichen, im Kostüm

unmöglichen oder selbstgeschaffenen Mittelalters waren das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert in Mode gekommen; vorgeschrittene Geister waren schon in die Zeit der Befreiungskriege herabgelangt, die noch für wenig malerisch angesehen wurden. Die Landsknechte, die Bauernkriege, die Soldaten des dreißigjährigen Krieges, die Puritaner und ihre königlichen und ritterlichen Gegner erfreuten sich der Gunst bei der jüngeren Generation der Maler, und ihre Kostüme, die schon leichter zu treffen waren als diejenigen fast noch unbekannten des Mittelalters, bildeten Stolz und Freude der Karnevalsfeste, denen ein poetischer Gedanke unterlegt zu werden pflegte. So wurde „Aschenbrödels Hochzeit" als ein Karnevalsfest der Künstler im Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts gefeiert, so als Sommerfest die Befreiung der Schönheit aus der Gefangenschaft der Unholden, der Zauberer, der Drachen und solchen Gelichters, wobei die grüne Anhöhe des Grafenberges mit der Fahnenburg eine höchst entsprechende Örtlichkeit darbot. Die Feste brachten einen Vorrat von Kostümen, der die Ateliers ausstaffierte und auf zahlreichen Bildern verwendet wurde.

Der Romantik war das historische Genrebild mit diesen Kostümen des 16. und 17. Jahrhunderts gefolgt. Damals zuerst begann Camphausen die Reihe seiner überall gern gesehenen Puritaner-Bilder. Die Motive lieferte zumeist Beckers Weltgeschichte, welche von den jungen Malern fleißig gelesen wurde. Aber auch die Poeten wurden nach Motiven durchsucht und Illustrationsbilder zu ihnen geschaffen, besser gemalt und höher aufgefaßt als in der Periode der Romantik. Damals hatte Hildebrand seine vielgefeierten „Söhne Eduards" nach Shakespeare geschaffen. Sein Kollege Sohn, das ist der alte Sohn, Sohn der Vater (dem später zwei andere gefolgt sind, Sohn der Sohn und Sohn der Neffe), zu jener Zeit

der bevorzugte Porträtmaler vornehmer und ſchöner Frauen, hatte ſich den Dichter Taſſo zum Lieblingsgegenſtande ſeines Pinſels auserkoren. Damals hatte er gerade Taſſo mit den beiden Leonoren gemalt, alle drei überaus zarte, ſchmächtige Geſtalten, ſtehend oder ſitzend vor einem Gebüſche dichten Lorbeers. „Zu viel Gemüſe und zu wenig Fleiſch“, urteilte ein anderer Maler von dieſem Bilde.

Das alles ſchmeckte immer noch nach der Romantik, wenn ſie auch ein anderes Geſicht angenommen hatte. Da kam aber Leſſing mit ſeinen großen hiſtoriſchen Bildern von Huß und Luther, die es bitter ernſt meinten, und zwar in doppelter Beziehung. Einmal ſtellten ſie den kleinen Staffeleibildern, die es doch nur auf eine maleriſche Szene abgeſehen hatten, das wirklich große hiſtoriſche Gemälde gegenüber, das die Ereigniſſe, treu in Koſtüm und Umgebung, ſo darſtellen wollte, wie ſie wirklich geſchehen wären. Dabei nahm er es freilich auch nicht allzu genau, ſo daß ihm das Unglück paſſierte, Luthers Verbrennung der Bannbulle Nürnberg zum Hintergrunde zu geben, ſtatt Wittenberg. In dieſer rein hiſtoriſchen Richtung fand Leſſing einen höchſt bedeutenden Schüler in dem Deutſch-Amerikaner Leutze, der Waſhington zu ſeinem gefeierten Helden gemacht hatte. Gerade in jenen Tagen war ſein großes Gemälde „Waſhingtons Übergang über den Delaware“ fertig geworden, das die Düſſeldorfer als das bedeutendſte hiſtoriſche Bild von damals prieſen.

Leſſing verfolgte aber mit ſeinen Huß- und Lutherbildern noch eine zweite Richtung. Seine Bilder waren abſichtsvoll polemiſch gemeint: ſie waren ein Proteſt, gleich jenem der Reformatoren, ſeiner Helden gegen die katholiſche Richtung in der religiöſen Malerei, die nicht minder in der rheiniſchen Stadt ihren Sitz hatte. An ihrer Spitze ſtand Deger, der mit ſeinen Schülern und Genoſſen, Ittenbach

und den Gebrüdern Müller, soeben die Gemälde in der Apollinariskapelle bei Remagen vollendet hatte. Es steckte in allen diesen Malern so etwas von der Alt-Kölner Malerschule, deren Gemälde uns mehr durch Innigkeit, Schönheit und Liebenswürdigkeit erfreuen als durch Gewalt, Größe und dramatisches Leben. Sie wollten nicht aufregen, nicht imponieren, nicht polemisieren. Ein stiller Friede lag auf Allem, was sie schufen. So ist mir wenigstens der Eindruck von den Schöpfungen dieser sogenannten Nazarener geblieben. Ihre Madonnen waren überaus schöne, liebliche Erscheinungen, ihre Heiligen stille, leidenschaftslose Menschen, die sich in Ruhe den Blicken darstellten. In solchem Sinne könnte man diese Maler, wenn man eine andere Bedeutung des Wortes zulassen will, Stilllebenmaler nennen. Fromm wie die Meister waren, sollten auch ihre Gemälde nur frommen Eindruck machen. Freilich standen sie mit dieser Richtung vor einer Klippe, von der sie nicht völlig sich freigehalten haben. In ihrem Streben nach milder Schönheit und tiefer Empfindung verfielen sie nur zu leicht in Schwäche, Unmännlichkeit, Süßlichkeit, ein Fehler, von dem sich wohl am meisten der als Mensch wie Künstler gleich vortreffliche Deger ferngehalten hat.

Es gab aber noch eine dritte Richtung in der Düsseldorfer religiösen Malerei oder wenigstens einen Maler, der zwischen beiden Richtungen die Mitte hielt. Ich meine Kehren, der, einerseits Historienmaler, andererseits religiöser Maler, nach beiden Seiten vor allem Maler war, das heißt weniger auf die religiöse Empfindung oder sonstige Tendenz als auf die malerische Darstellung und Erscheinung ausging. Er war der Nachfolger des genialen Rethel in der Ausmalung des Aachener Kaisersaales und vollendete, was Jener nicht mehr hatte ausführen können, aber wie anders! Während die großen Wandgemälde Rethels mit ihren abgetönten Fresko-

farben ſtill, in milder Harmonie faſt feierlich wirken, erfüllte Kehren die Wandflächen mit ſatt und tief gefärbten Bildern, die wie Ölgemälde wirken.

So machten ſich auch in der Genremalerei die verſchiedenſten Richtungen geltend, ohne gerade Gegenſätze zu ſein. Die einen lehnten ſich an die Geſchichte an und nannten ſich wohl auch Hiſtorienmaler. Andere entlehnten ihre Motive der Poeſie, wie der erwähnte Sohn. Es waren die eleganten unter den Malern. Das Rococo, die feinen und vornehmen Damen des achtzehnten Jahrhunderts, die heute eine ſo bedeutende Stelle in der modernen Kunſt einnehmen, waren noch nicht vertreten, noch weniger die Herrlichkeit des Empire mit den hochgegürteten Moden der Revolutionszeit oder was man bei uns „Alt-Wien“ nennt. Auch die ſtädtiſche Bürgerlichkeit der Gegenwart, die Ereigniſſe in modernem Gewande fanden noch keine Liebe. Der junge Knaus, der eben vorher Düſſeldorf mit Paris vertauſcht hatte, ſollte ſie mit entdecken und erobern helfen. Damals hatte er den Düſſeldorfern nur ein humoriſtiſches Bild hinterlaſſen, eine Schreibſtube in der Sommerhitze, wo die mageren Diurniſten duldend und leidend, unfähig zur Arbeit, ihre Energie nur zum Fliegenfangen ſteigern. Dagegen hatten Dorf und Land bereits tüchtige Vertreter gefunden. Es waren die hübſchen, bunten Bauerntrachten aus den heſſiſchen Gegenden, aus Weſtfalen, Holland und vom Niederrhein, welche den Farbenſinn reizten. Der junge Vautier, der damals ſchon den Grund ſeines Ruhmes legte, holte ſie ſich aus dem Elſaß ſamt ſeinen friſchen, hübſchen Mädchengeſtalten. Andere gingen an das Meer und ſuchten ſich ihre Motive in den Fiſcherdörfern am Strande. In all dem lebte bereits ein Sinn für die Natur, ein Streben, das Maleriſche in dem zu ſuchen und zu finden, was uns umgiebt oder nahe liegt,

ein Zug, der ſich der Romantik abwendet und der Gegenwart zukehrt.

Mehr noch trat dieſer neue Zug ſchon in der Düſſeldorfer Landſchaftsmalerei zu jener Zeit hervor. Noch lebte und wirkte der alte Schirmer, den man nicht mit Unrecht den Vater der Landſchaftsmalerei nennt. Von der Natur ſich nicht abwendend, liebte er es doch, ſie in großem Stile aufzufaſſen, ohne gerade ideale, das iſt ſogenannte hiſtoriſche Landſchaften ſchaffen zu wollen. Er blieb der Natur treu, aber er verlieh ihr Bedeutung, ſteigerte ihre Formen bis zur Großartigkeit und zu machtvoller Wirkung. Ich habe dabei, indem ich dieſes niederſchreibe, beſtimmte Landſchaftsbilder von Schirmer vor Augen, vor allem auch die ganze Reihe bibliſcher Landſchaften in Kohlenzeichnung, welche damals entſtanden, freigeſtaltete Kompoſitionen, welche mir einen tiefen Eindruck hinterlaſſen haben.

Faſt alle die zahlreichen Landſchafter Düſſeldorfs von damals waren Schirmers Schüler, und viele arbeiteten und komponierten ihre Landſchaften in ſeinem großen Sinne. Aber es war zu jener Zeit ſchon ein anderer genialer Landſchaftsmaler aufgetreten, der ſeine Kunſt in andere Bahnen wies und ſich mit ſeltener Vielſeitigkeit aufs engſte an die Natur anſchloß und ihren verſchiedenartigen Erſcheinungen gerecht wurde. Ich meine Andreas Achenbach, der ſchon auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand. Er hatte für ſeine Kunſt die großartige Natur Norwegens gewonnen, er hatte in den kleinen und ſtillen Bildern der rheiniſch-weſtfäliſchen Heimat das Maleriſche erkannt, er war zuhauſe im Geheimnis des deutſchen Waldes, auf der ſtillen Flut oder an den brandenden, von ſtürzenden Wogen überſchäumten Küſten des Meeres. Überall war er erſter Meiſter, und die Jüngeren folgten ſeinen verſchiedenen Richtungen. Norwegens Fjords

mit den gewaltigen Steinwänden, die kleine holländiſche, am Fluß gelegene Stadt mit ihren ziegelroten Häuſern, der Buchenwald und die behaglichen Dörfer, das Meer mit ſeinen Fiſcherbooten, die in Sturm und Brandung kämpfenden Schiffe, das alles wurde damals Mode unter Achenbachs Vorgang.

Aber ſo vielſeitig dieſe neue Landſchaftsmalerei war, ſo hatte ſie doch einen durchgehenden Charakterzug, der ſie wieder einſeitig erſcheinen ließ. Es war der graue Ton, der wie eine Regenſtimmung über jedes landſchaftliche Gemälde hingehaucht war. Ein ſchöner oder „feiner grauer Ton“ war ein Schlagwort und war das beſte Lob, das man einem landſchaftlichen Gemälde geben konnte. Auch andere Bilder, die Szenen im Freien darſtellten, verlangten ſolchen Ton. Grau war Mode beim Maler wie bei dem Kunſtfreunde. Ich erinnere mich eines reizvollen Bildes von dem noch jungen Gude, einer Frühlingslandſchaft mit grünenden Saatfeldern und blühenden Obſtbäumen, vom hellen Sonnenſchein erquickend warm überleuchtet, ſo recht eine Herzensfreude, und das Bild hing Monat für Monat, ich glaube Jahr für Jahr in Schultes Ausſtellung, ohne einen Freund zu finden. Ebenſo galt eine große, farbenprächtige Parklandſchaft von Wille gar nicht einmal als Bild, als echtes Kunſtwerk. Man taufte es Dekoration, damit war es verurteilt.

Die graue Stimmung hatten ſich die Düſſeldorfer ohne Zweifel aus Skandinavien geholt, wo ja auch am hellen Sommertage alles grau, wie mit einem grauen Schleier überzogen erſcheint. Die vielen Norweger und Schweden, die damals nach Düſſeldorf kamen, waren kein Element, die Schule davon zu befreien, und die Regen und die Dünſte, die über Holland ſtreichen und tief hinein in das norddeutſche Feſtland dringen, ließen auch keine heitere Farbenſtimmung aufkommen. Wie ſchon die alten Landſchaftsmaler

Hollands sich in äußerst schlichter, grüngrauer Farbenskala bewegt hatten, so konnte auch Düsseldorf lange, lange nicht von dieser Einseitigkeit der Farbe frei werden. Als ob Licht, Luft und Duft des Südens nicht existiert hätten! Wie anders heute, da die Secessionisten in Licht und Farbe schwelgen!

So mag es denn auch heute anders in der Düsseldorfer Kunst aussehen wie in der Stadt selber, die aus der Gruppe von Häusern und engen Straßen, die damals am Rheine gedrängt bei einander lagen, heute eine große Stadt geworden ist, in welcher die Kunst vor Handels- und Industrie-Interessen zu verschwinden scheint. Damals waren die Maler fast Ein und Alles. Für jene Zeit, glaube ich, ist die Skizze, die ich in wenigen Zügen entworfen habe, wahr und zutreffend, wenn auch nicht erschöpfend. Sie soll ja auch nur meine eigenen Eindrücke wiedergeben, und diese beruhen völlig auf dem, was ich mit eigenen Augen gesehen und selber erfahren habe.

Eingeführt von einem Freunde, einem Habitué der Ateliers und Kritiker obendrein, lernte ich, wenn auch nur flüchtig, fast alle Künstler von Namen kennen. Ich besuchte sie in ihren Ateliers und hatte später das Vergnügen, wenn ich Bilder von ihnen sah, mich auch deren Schöpfer zu erinnern. Die Individualität, die künstlerische wie die persönliche, prägte sich um so tiefer dem Gedächtnis ein. Da ich auch regelmäßiger Besucher von Schultes Ausstellungssalon war, des einzigen, der damals für das Neue existierte, so hatte ich bald leidliche Übersicht über alles, was in Düsseldorf geschaffen wurde und den Stempel dieser Kunststadt trug. Kaum etwas von Bedeutung ging hinaus, was nicht für einige Tage den Weg durch „Schulte“ genommen hatte.

Mehr noch aber als Ateliers und Kunstsalon förderte mich der persönliche Verkehr mit einigen der jüngeren Künstler

und insbesondere auch mit einem der älteren. Von jenen nenne ich die drei: Otto Knille, Georg Bleibtreu und Heinrich Petri, mit denen mich ein enges Band der Freundschaft vereinte, so daß ich auch noch lange über unsere Düsseldorfer Zeit hinaus mit ihnen in brieflichem oder persönlichem Verkehre blieb. Otto Knille ist seit langem Professor an der Akademie in Berlin, Georg Bleibtreu, der berühmte Schlachtenmaler, ist vor kurzem erst aus dem Leben geschieden, und mein armer Petri erlag allzu früh einem tückischen Brustleiden, das ihm nur Zeit gelassen hatte, zur vollen Entfaltung seiner Kunst zu gelangen, um ihn dann hinwegzuraffen. Aus einer Künstlerfamilie in Göttingen stammend, in welcher die Glasmalerei, die Pfeifenmalerei und dann die Photographie geübt worden, kam er mit dem heiligen Eifer eines jungen Fiesole nach Düsseldorf. Fromm, wie er war, widmete er sich der religiösen Malerei und wurde der Lieblingsschüler Degers, ja von demselben ganz wie ein Sohn gehalten. Später trat er während eines langen Aufenthaltes in Rom zu Overbeck, der damals schon im höchsten Greisenalter stand, in ein ähnliches Verhältnis. Von Hause aus heiteren Temperaments, gesellig „auf der Bude" — ich bewahre noch eine Zeichnung derselben von der Hand Knilles — empfänglich für alles Schöne, war es doch sein Ideal oder vielmehr sein Traum, wie Fiesole in der Klosterzelle zu leben und zu malen. Ich stellte ihm oftmals vor, wie er die Seelenruhe, die er suche, dort schwerlich finden werde. Er kam auch nicht dazu. Aber es gelang ihm wenigstens, im Kloster zu malen. Auf der Insel Nonnenwerth im Rheine schmückte er die Wände des Klosters mit seinen Fresken. Für die Familie des Fürsten Hohenzollern malte er ein großes Altargemälde zur Erinnerung an die frühverstorbene junge Königin Stephanie von Portugal, die Schwester des Königs von Rumänien.

Das Bild kam nach Portugal und schmückt dort die Kapelle einer Anstalt für Kinder, welche die Königin gestiftet hatte. Es war, glaube ich, sein letztes, wenigstens größeres Werk. Wie sein Meister Deger verstand er es, Schönheit der Form mit Tiefe und Innigkeit der Empfindung zu vereinen, ohne je ins Süßliche und Schwächliche zu verfallen; vielmehr muß man seiner Kunst eher eine gewisse Männlichkeit zuschreiben. Eine fromme, treue Seele, aber nicht ohne Jugendlust und Freudigkeit, ging er durch sein kurzes Leben.

Heinrich Petri ist wohl wenigen bekannt geworden, um so mehr hat sich Georg Bleibtreu einen weitreichenden Namen verschafft. Klein von Gestalt, brünett von Farbe und Haar, machte er nur unbedeutenden Eindruck, wenn man nicht tiefer in die dunklen Augen sah, aus denen die Glut einer Feuerseele strahlte. Die unfehlbare Akademie hatte ihn abgewiesen als unfähig und talentlos, aber Meister Hildebrand sah tiefer und nahm ihn in sein Atelier auf. So gelang es ihm, sich zur Meisterschule emporzuarbeiten, in der ich ihn neben Knille kennen lernte; beide arbeiteten in demselben Atelier, durch eine Scherwand getrennt. Seine ersten Bilder, welche damals entstanden, zeichneten sich nicht durch vollendete Technik aus: er wäre wohl nie ein eleganter Maler oder Zeichner geworden. Aber trotz seiner „knußlichen Malerei", wie Kaspar Scheuren sie nannte, packten sie den Beschauer und hielten ihn fest. Die Begeisterung, das Feuer, das in ihm selber loderte, wußte er auch seinen Figuren mitzuteilen; der Ausdruck war lebendig und sagte, was er sagen sollte; die Bewegung war dramatisch, gewaltsam, oft fast bis zur Unmöglichkeit, doch mit allem Fleiß nach dem lebenden Modell durchgeführt. Einst traf ich bei ihm so ein unglückliches Modell, das einen herabstürzenden, von der Kugel getroffenen Soldaten vorstellen sollte; er hatte ihm ein Gerüst erbaut,

darauf der nackte Krieger lag, den Kopf nach unten, die Beine nach oben.

Das erste Bild, dessen ich mich erinnere, war eine Gruppe holsteinischer Soldaten, nächtlich im Walde um ein Feuer gelagert. Obwohl ihm von diesem Bilde nur die Figuren gehörten, lenkte es doch die Aufmerksamkeit auf ihn. Ein zweites, von der Begeisterung des Jahres 1813 getragenes Bild war die Schlacht von Großbeeren. Er lebte in den Freiheitskriegen von damals, und in der preußischen Landwehr feierte er seine Helden. Doch gedachte er auch die Schlacht von Aspern zu malen, von der ich die Farbenskizze besitze; ich weiß aber nicht, ob ein größeres Bild davon zur Ausführung gekommen ist, da wir beide damals Düsseldorf verließen und er sich in Berlin fürs Leben ansiedelte. Später sollte er den Krieg nicht bloß malen, sondern auch sehen; er machte die Feldzüge von 1866 und 1870 mit, als Maler, nicht als Kriegsmann. Die zahlreichen Bilder, die er aus diesen Feldzügen geschaffen, besonders aus dem von 1870, haben seinen Ruf fest begründet. Was ich von diesen Arbeiten gesehen habe, zeigte mir, wie er seine jugendliche Technik ganz überwunden hatte. Sein Feuer, seine Begeisterung, die Kraft des Ausdruckes und der Bewegung hatte er sich bewahrt und damit eine entsprechend vollkommene Technik verbunden.

Ein Gegenbild von ihm, als Maler wie als Mensch, war Otto Knille. Damals in der Düsseldorfer Zeit ein blühend schöner junger Mann von hoher Gestalt, war er auch ein eleganter Zeichner und vornehm in seiner Malweise. Das ist er auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Den großen Festzug der Künstler im Sommer — irre ich nicht 1852 — den Kampf um die Schönheit zwischen Rittern und Ungeheuern, von dem ich bereits oben gesprochen habe, zeichnete

er in einer Reihe von Blättern mit all der Schönheit und Noblesse, die der phantastisch-märchenhafte Gegenstand verlangte. Dann malte er aus den Bauernkriegen die Gefangennahme des unglücklichen Grafen von Helfenstein. Das Bild kam nach Amerika. Ein anderes Bild, das damals in Idee und Zeichnung entstand, der tote Cid, wie er, von seinen Genossen auf dem Pferde gehalten, zum Schrecken der Feinde in die Schlacht geführt wird, wurde erst später in München vollendet. Ziemlich gleichzeitig mit mir und Bleibtreu verließ auch Knille Düsseldorf und wanderte gleich Feuerbach und Knaus nach Paris in die Schule Coutures. Was sie dort suchten, war vor allem, Farbe zu bekommen, im Gegensatz gegen das Düsseldorfer Grau, und es ist sehr charakteristisch, was Knille selbst von seinem ersten Lehrtage bei Couture erzählte. Er hatte die Palette nach Düsseldorfer Art aufgesetzt, Couture nahm sie in die Hand, hielt sie gegen das Licht und sagte: „Tout cela est gris". Mit diesem einzigen Wort hatte der Franzose die Düsseldorfer Malerei verurteilt. Feuerbach hatte in dem Sommer, als ich nach Düsseldorf kam, sein erstes Pariser Bild: „Hafis am Brunnen", zur Ausstellung gesendet; man fand es einfach shocking. Was hat man nicht alles seit der Zeit ertragen gelernt und ertragen müssen!

Knille wendete sich von Paris nach München, lebte längere Zeit in Italien und ließ sich dann bleibend in Berlin nieder, wo er Professor an der Akademie wurde. Er arbeitete seitdem in großem Stil. Wir blieben lange in eifriger Verbindung, bis die Jahre kamen und, wie es zu gehen pflegt, nicht die Freundschaft, aber die Lebenszeichen derselben aufhören ließen. So war es auch mit Freund Bleibtreu gegangen.

Jener ältere Maler, mit welchem ich gleichfalls den

freundschaftlichsten Verkehr unterhielt, so lange ich in Düsseldorf lebte, war der Landschaftsmaler Kaspar Scheuren. Er war freilich mehr als Landschaftsmaler; er liebte seinen Landschaften eine bedeutende Staffage zu geben und brauchte darin keine Hilfe bei Figurenmalern zu suchen, wie es so häufig geschieht. Er war durchaus von genialer, poetischer Anlage mit einem Nachklang der Romantik, obwohl ganz sein Eigen, ein Original, und ein liebenswürdiges als Mensch wie als Künstler. Von reicher Phantasie und Erfindung, kamen ihm Gedanken wie Stimmungen ungesucht, wie plötzliche Eingebungen, und er führte sie rasch, oft in wenigen Tagen oder als Aquarell in wenigen Stunden aus. Er war ein ausgezeichneter Aquarellmaler, gleich stark in Tiefe und Sättigung wie in zartem, nur hingehauchtem Duft. War doch ein Aquarell, das der Maler der Prinzeß von Preußen (späteren Kaiserin Auguste) in Coblenz zu überreichen hatte, so fein und zart in Ton und Malerei, daß die hohe Dame ihr Taschentuch vor den Mund nahm, um nicht durch den Atem die Malerei zu schädigen — gewiß eben so charakteristisch für die Dame wie für das Bild. Eines seiner Ölgemälde, das ich entstehen sah, zeigt den Maler wie noch mitten in der romantischen Epoche: es ist das Innere einer Kapelle in eisig-kalter winterlicher Abendstimmung, eine Frau kniet und betet, tief versunken, den Rücken dem Beschauer zukehrend, das Ganze in wundervoll gelungener Stimmung, und das ist es, was den Maler gereizt hat, die malerische Erscheinung, nicht der romantische Gedanke, der allerdings gleicher Weise die Seele fesselte wie die Malerei das Auge. Das rasch in zwei oder drei Tagen entstandene Bild brauchte nur gesehen zu werden, um sofort seinen Käufer zu finden. Es war die Fürstin von Hohenzollern.

Ich lernte Scheuren an der Staffelei kennen und an

seiner Staffelei verbrachte ich viele Stunden in immer ernsten Gesprächen, wenn er arbeitete. Wißbegierig, wie er war, bei verhältnismäßig geringer Schulbildung, konnte ich ihm manches bieten. Auch sonst verdanke ich ihm viel Anregung und Genuß, besonders an Abenden, wo seine Frau, eine ehemalige Sängerin, dem Theetisch präsidierte und mit Grazie die Butterbröte darreichte, ordentliche Butterbröte und nicht solche, wie sie nach beglaubigter Sage eine andere Düsseldorferin bereitete, die berühmte Malerin Jerichau-Baumann, welche, wenn sie Gesellschaft hatte, die Butter im Topfe schmelzen ließ und dann mit dem großen Borstenpinsel auf das Brot strich. Manche bedeutende Persönlichkeit habe ich dort kennen gelernt, unter andern Bogumil Goltz, der eben aus seiner hinter der Kultur liegenden Heimat kam, um zum erstenmale über seine ägyptische Reise Vorlesungen zu halten. Er redete, und wir hatten nur zu schweigen; er redete gut und interessant, und wir hatten nur zu hören und hörten mit Vergnügen. Ähnlich war es ein andermal in Nürnberg, wo ich mit Goltz wieder zusammentraf. Wir saßen, ein paar Freunde, des Abends mit ihm im Bierhaus, und alsbald hatten wir eine Corona von Zuhörern um uns herum. Es wurde uns unheimlich, und wir gingen in ein anderes Wirtshaus, wo uns alsbald dasselbe geschah. Wir mußten uns dreinfinden. Scheuren war es auch, der mich zu Schirmer führte, und da darf ich wohl ein liebenswürdiges Wort des Letzteren anführen, nicht meinetwegen, sondern zur Charakteristik des alten Meisters. „Du erlaubst wohl", sagte ihm Scheuren beim Abschiede, „daß mein junger Freund dich wieder besucht?" „O", antwortete Schirmer, sich zu mir wendend, „man braucht Ihnen nur in die Augen zu sehen, um selber zu wünschen, daß sie wiederkommen."

Ich habe Scheuren nicht wieder gesehen, seit ich Düsseldorf auf immer verließ, doch gelegentliche Zeichen gingen hin und wieder bis an sein Lebensende, die mir bewiesen, daß er treu unserer freundschaftlichen Beziehungen von ehedem gedachte, wie es ja auch bei mir der Fall war und noch ist.

Ohne Zweifel verdanke ich es diesem freundschaftlichen Verkehre in erster Linie, daß ich, ohne Künstler zu sein und ohne bis dahin Kunstunterricht genossen zu haben, doch in das Kunstverständnis hineinkam, so daß ich lernte, wie ein Künstler vor dem Kunstwerke zu denken und zu empfinden. Waren es zunächst auch nur Bilder, um welche es sich handelte, so war die Übertragung und Anwendung auch auf Kunstwerke anderer Art doch nur leicht. So viel Zeit mir meine Verpflichtung übrig ließ — es war nicht allzu viel — verbrachte ich nicht vor oder an, sondern neben der Staffelei, d. h. derjenigen meiner Freunde. Ich sah das Werk entstehen und fortschreiten; ich sah die Änderungen und lernte, warum sie gemacht wurden; ich sah die Vorstudien zu denselben, und es wurde mir klar, worauf es ankam. Stets waren wir sofort in eifrigem Gespräche, dessen Gegenstand vorzugsweise Kunst und Kunstverhältnisse bildeten. Doch nicht immer, denn auch ich mußte meinen Teil zur Unterhaltung beitragen, und meine Freunde waren wißbegierige Leute. Da geschah es denn auch, daß wohl die Jugendlichkeit über den Ernst den Sieg davontrug und die Heiterkeit sich zu kleinen improvisierten Symposien steigerte, Gelagen in Kostümen verschiedenster Art, wie die Ateliers deren reichlich besaßen. Als Wache wurde ein Diener der Akademie vor die Thür gesetzt, „der alte Konrad", wie er genannt wurde, angethan als Landwehrmann, mit dem Gewehr in der einen und der Flasche in der anderen Hand. Der alte Konrad, der in jungen Jahren die Feldzüge auf der pyrenäischen Halbinsel

mitgemacht hatte, mochte einmal ein ſchöner Mann geweſen ſein, doch war es wohl zu viel verlangt, daß er, wie die Sage ging, einmal ſelbſt als Modell einer Venus hatte dienen müſſen. Ein alter Maler hatte ein Bild mit einer ganz abſcheulichen Venus ausgeſtellt, und als die Kollegen ihn fragten, wie er dazu gekommen ſei, antwortete er, daß ſeine Frau ihm ein weibliches Modell nicht erlaubt habe, und ſo habe er ſich des alten Konrad dazu bedient. Ja, die eiferſüchtigen Künſtlerfrauen mögen wohl öfter ſolche Verlegenheiten bereiten! Unſere kleinen Sympoſien waren natürlich in den geheiligten Räumen der Akademie verbotene Frucht, aber das Auge des Geſetzes war blind und das Ohr taub, und ſo wurden wir niemals geſtört.

Man wird gewiß ſagen, das iſt eine ſehr angenehme Art Kunſtverſtändnis zu gewinnen; das iſt es auch, aber es war doch für mich nicht die einzige Art. Ich teilte den Zeichenunterricht meiner Zöglinge und hatte großen Gewinn davon, den ich alsbald bemerkte, als ich im Sommer wieder in die freie Natur hinaus kam. Ich ſah die Welt mit anderen, eigentlich geöffneten Augen an. Ich ſah nicht mehr ins Blaue hinein; ich ſah, daß es überall in der Natur beſtimmte Formen giebt, daß der Baumſchlag ſich ſcheidet und in beſtimmt geformten Maßen, je nach des Baumes Art, ſich vom Stamme loslöſt, daß Schatten und Licht die Teile trennen und plaſtiſch erſcheinen laſſen. Ich erkannte, wie Schatten und Lichter ſich abſtufen, in der Ferne verſchwinden oder in der Nähe anwachſen, und was dergleichen künſtleriſcher Erſcheinungen mehr ſind. Und ebenſo beobachtete ich die Farben. Ich erkannte das aber nicht bloß, ich verſuchte auch die Anwendung und hatte große Freude, nach der Natur zu zeichnen und zu ſkizzieren. Im Zeichnen lernte ich ſehen und konnte zugleich meinem Gedächtnis zu Hilfe kommen.

So war ich ohne Zweifel durch den Aufenthalt in Düſſeldorf im Verſtändnis künſtleriſcher Dinge ziemlich weit vorgeſchritten, und als ich wieder nach Wien kam, machte ich mich auch an ein wirkliches Galerieſtudium. Wieder und wieder, ſo oft ich konnte, ging ich in die Belvedere-Galerie und ſuchte mir die Bilder einzuprägen. Ich kam dabei, mich vor dem Vielerlei und der Verwirrung zu ſchützen, bald zu der Überzeugung, daß es nützlich ſei, mich zunächſt mit einem der Hauptmeiſter eingehender zu beſchäftigen, und ich erwählte mir Rubens zu dieſem Zwecke.

Das wäre ſchon recht geweſen, aber leider trat ein Umſtand hinzu, der mich dieſes Studium des großen Meiſters in höchſt unangenehmer Weiſe büßen ließ. Wie ich ſchon erzählt habe, verfiel ich gegen Ende des Jahres 1854 in einen ſchweren Typhus, in deſſen Fieberphantaſien die auf den großen Rubensbildern ausgetriebenen Teufel ihr Unweſen trieben. Bei vollem Bewußtſein meinerſeits und doch unbezwingbar tanzten ſie auf Kopf, Händen und Füßen, unaufhörlich kreiſend, ſich überſchlagend, auseinanderfallend und wieder zuſammengehend, vor mir wie auf einer Bühne, und merkwürdigerweiſe in größerer Geſtalt, wenn ich gegen das Fußende des Bettes ſah, und nur halb ſo groß, wenn ich das Geſicht gegen die nahe Wand richtete. Indeſſen das Fieber verging, die Plagegeiſter mit ihnen, und nur der Rubens blieb.

Als ich wenige Zeit danach Wien verließ und, wie ich ſchon erzählt habe, nach Nürnberg kam, trat mir dieſe Stadt mit ihrer Kunſt wie eine andere Welt entgegen als damals, da ich ſie als Student durchwandert hatte. Wohl waren es andere Gegenſtände der Kunſt und des Altertums, als ich ſie bis dahin kennen gelernt hatte, aber ſehr raſch war ich darin zuhauſe und bald mit ihnen völlig vertraut.

Sechſtes Kapitel.

Nürnberg und das germaniſche Muſeum.

Ein Mann iſt viel wert in ſo ſchwerer Zeit.

Anſtatt ſchon in Wien mein bleibendes Heim zu finden, ſollte ich dazu erſt auf dem Umweg über Nürnberg mit dem Verluſt einiger Jahre gelangen. Verluſt? nein! verloren kann ich dieſe Zeit nicht nennen, in welcher ich eine neue Schule der Belehrung fand, in welcher ich den Grund legte für eine neue Thätigkeit, für einen Beruf, der ſo ſehr meinen Neigungen entſprach. Leben in einer Stadt, wo jeder Ausblick und Anblick mich anregte, wo jeder Stein von Kunſt redete, und in dieſer Stadt berufsmäßige Beſchäftigung mit der Kunſt, die mein Sinnen und Denken bereits völlig gefeſſelt hielt, was konnte mir erwünſchter ſein? Statt der Schulmeiſterei, die ich völlig ſatt hatte, erwachte ein litterariſcher Drang zur Anwendung oder Darſtellung zu bringen, was ſich bereits im Kopfe an Gedanken und Ideen gebildet hatte. Sie waren da, wie ſehr auch noch jugendlich unreif. War es nicht Wien, ſo ließ es ſich auch in Nürnberg leben, und wenn nicht leben, ſo doch arbeiten.

Ich ging alſo nicht ungern nach Nürnberg, wo ich, wie ich ſchon früher erzählt habe, die Stellung eines Konſervators der Kunſtſammlungen am germaniſchen Muſeum (am 1. Mai 1855) antreten ſollte. Es war ein kalter Frühling oder vielmehr ein langer Winter und ich ſoeben noch Rekonvaleszent von einem ſchweren Typhus. Ich fuhr mit dem Schiffe die Donau hinauf bis Regensburg, eine lange und langweilige Fahrt, die ein paar Tage und Nächte erforderte, eine kurze Raſt in Regensburg, mir in der altberühmten Stadt die zahlreichen und bedeutenden Gegenſtände der Kunſt und des

Altertums anzuſehen, die mich nun ſchon berufsmäßig intereſſierten, dann eine nächtliche Poſtfahrt, und an einem ſonnigen, aber kalten Morgen traf ich in Nürnberg ein.

Bald hatte ich ein behagliches Zimmer bei freundlichen Leuten gefunden, aber es dauerte nicht vierundzwanzig Stunden, ſo hatte ich ſchon den Vorgeſchmack Nürnberger Lebensweiſe und hatte die Kehrſeite der Nürnberger Romantik kennen gelernt. Die Stiege war eng und ſteil und die Thür zum Zimmer ſo niedrig, kaum fünf Schuh hoch, daß ich ſtets mit Kopf und Hut oben anſtieß, bis ich ſchmerzlich zur Vorſicht gemahnt war. Steile, dunkle Stiegen, niedrige Zimmer, kleine Thüren, das habe ich überall in den alten Bürgerhäuſern Nürnbergs gefunden. Die Frauen dieſer Stadt fügten für den fremden Bewohner noch einen anderen Schrecken hinzu, das unaufhörliche Waſchen und Scheuern des unangeſtrichenen Fußbodens aus weichem Holze. Wie oft bin ich damit zum Zimmer hinausgetrieben worden, wenn ich im beſten Arbeiten war! Was die Lebensweiſe betrifft, ſo war ich alsbald gezwungen, mir Frühſtück und Abendeſſen ſelber zu bereiten. Der Kaffee war ungenießbar, zumal für einen verwöhnten Wiener, der Thee mit Zimmet gekocht, und was das Eſſen in Haus und Reſtaurant betrifft, ſo habe ich in langem Leben und bei vielem Reiſen nirgends in der ziviliſierten Welt eine ſchlechtere Küche angetroffen als die Nürnberger. Mit Schrecken denke ich noch heute an das Nürnberger Leibgericht: Peterle und Schwemmklöße. Zum Glück war ich nichts weniger als Gourmand, obwohl nicht gerade ein Koſtverächter, und ich ertrug die mageren Jahre mit Würde und Gelaſſenheit, ſelbſt nicht ohne Humor. In meiner Genügſamkeit iſt mir auch keine böſe Erinnerung davon geblieben, ja ich denke mit Vergnügen und Dankbarkeit an Nürnberg zurück, wo ich noch dazu ein Glück fand, von dem ich ſpäter erzählen

werde. Daß ich hier einmal auch von materiellen Dingen rede, dafür muß ich wohl den Leſer um Verzeihung bitten — es ſoll nicht wieder geſchehen — aber Koſt und Küche ſind eben auch charakteriſtiſch für Nürnberg; ich glaube, ſie ſind auch noch mittelalterlich oder, wie man in Ungarn zu ſagen pflegt, avitiſch.

Nicht ohne eine gewiſſe Ängſtlichkeit geſchieht es, daß ich überhaupt von den Nürnbergern erzähle, denn obwohl nicht gerade gefährlich, da ſie bekanntlich niemand hängen, den ſie nicht haben, ſo ſind ſie doch leicht zornige Leute, wenn man etwas von ihnen zu ſagen hat, was ihnen wider den Strich geht. Ich habe das ſelbſt erfahren, als ich, ziemlich gleich im Anfang, ein paar etwas jugendlich übermütige Korreſpondenzen in Prutz' deutſches Muſeum ſchrieb. Glücklicherweiſe konnte ich der drohenden Aufregung gegenüber Anonymität bewahren, ſonſt wären wohl meine Nürnberger Tage gezählt geweſen. Durch ſolche Erfahrung gewarnt, ſchicke ich daher die Bemerkung voraus, daß ich von Stadt und Menſchen und Zuſtänden nur rede, wie ich ſie damals vor vierzig Jahren vor Augen hatte. Natürlich hat ſich ſeitdem auch in Nürnberg vieles geändert. Mehr als ein Menſchenalter iſt verfloſſen; andere Männer haben die Leitung in Händen, andere Köche machen den Brei. Die Stadt iſt gewachſen, iſt induſtriell und kommerziell geworden; ſie hat ſich mit einem breiten Gürtel von Gebäuden und Ortſchaften umgeben, eine Flut von Menſchen, die in Alt-Nürnberg nicht geduldet waren, iſt eingedrungen. Von all dieſem rede ich nicht, ſondern von damals vor vierzig Jahren.

Zu jener Zeit war die Stadt noch wie in ſich beſchloſſen innerhalb ihrer alten Ringmauern, und in ihnen ſchien auch das Leben ſich fortzuziehen, gerade wie in den alten Zeiten. Dieſelben Menſchen glaubte man in den Straßen zu ſehen,

wie auf den Bildern, dieſelben bürgerlichen rundbackigen Madonnengeſichter wie an den geſchnitzten weiblichen Geſtalten in den Kirchen und an den Häuſern. Alles war ſpezifiſch nürnbergiſch geblieben, wie es vor Jahrhunderten war. So wenigſtens war der Eindruck. Mehr und mehr wie ich die Geſchichte Nürnbergs und ſeiner Kunſt kennen lernte, begriff ich auch die Nürnberger meiner Zeit, ihr Weſen und Treiben, ihre Sitte und Lebensart. Es ſchien mir all dasſelbe, die neue Welt und die alte Welt in dieſer merkwürdigen Stadt. Patrizier wie Bürger lebten für ſich und mit ſich und hielten mit Zähigkeit an ihren Familienerinnerungen ſowie an ererbtem Familienbeſitze feſt. Manche beſitzen oder beſaßen der Art auch noch ein ganzes Muſeum, das ſich freilich in neueſter Zeit zu verringern pflegt, denn Antiquare und Kunſthändler ſuchen es ihnen abzujagen, und nicht Alle widerſtehen den Lockungen, dem Reiz der Rieſenſummen, die ihnen geboten werden. So erinnere ich mich einer Geſchichte, die mir der betreffende Kunſthändler ſelbſt einmal gelegentlich erzählt hat. Es gab damals einen alten Klempnermeiſter, der in einem Silberpokal der beſten Zeit von wunderſchöner getriebener Arbeit einen für ihn einzigen Schatz beſaß. Er redete nicht davon, und niemand, ſo ſchien es, wußte es. Alle Nacht aber, wenn er vom gewohnten Bier nach Hauſe kam und Frau und Kinder bereits in tiefem Schlafe fand, öffnete er ſtill und heimlich ein kleines Wandſchränkchen, nahm ſeinen Pokal heraus, betrachtete die Arbeit und hatte lange, lange ſeine Luſt an ſeinem Schatze. Es war die Freude ſeiner alten Tage. Da kam ein Nürnberger Antiquar dahinter, einer von denen, welche die Großen in dieſem Geſchäft auf den Fang leiten, und mit einem ſolchen, einem Frankfurter wohlbekannten Namens, machte er ſich an den alten Handwerksmann. Sie ſuchten ihn im Bierhaus auf,

und dort brachten ſie ihn endlich nach langem Bemühen dahin, ihnen ſeinen Schatz, den er um keinen Preis verkaufen wollte, wenigſtens zu zeigen. Er nahm ſie alſo mit ſich in ſein Haus in ſpäter Nacht und enthüllte ihnen ſein Heiligtum. Von dem an war der Mann verloren. Er erlag der Verſuchung, nahm eine ſehr hohe Summe — und die Freude ſeines Lebens war dahin.

So wanderten und wandern noch heute viele Kunſtwerke aus Nürnberg hinaus, ſo aus der Familie Merkel der Tafelaufſatz von Wenzel Jamnitzer, ſo aus der Familie der Freiherren von Holzſchuher das großartige Porträt ihres Ahnherrn von Dürer. Das heutige Geſchlecht iſt weniger zäh im Feſthalten als das vorausgegangene, das ich gekannt habe.

Es mag auch nicht mehr ſo ſein wie damals, da Nürnberg noch ſeine eigenen Gelehrten und Dichter hatte, ſeine eigenen Künſtler, alle mit der Vaterſtadt beſchäftigt. Nürnberg hatte auch ſeine eigene Sprache, ſeine eigene Ausdrucks- und Anſchauungsweiſe. So nannte man und nennt wohl auch noch heute die neuen, aus rotem Sandſtein erbauten Häuſer nicht rote, ſondern ſchwarze Häuſer; man wartet nicht, bis ſie ſchwarz werden, was bei jener Steinart einmal vor Alter und Zeit geſchieht. Der Nürnberger liebt in Hyperbeln zu reden und bezeichnet jede neue Anpflanzung auf ſeinem ſterilen, ſandigen Boden gleich als ein neugeſchaffenes Paradies. In ſeiner Eiferſucht und Eigenliebe ſieht er es nicht gern, wenn Fremde über ſeine „Waare“, wie er ſeine Kunſtwerke und Altertümer nennt, ſich auslaſſen, reden oder ſchreiben oder ſie kopieren. Er will ſie allein haben und allein das Recht haben, über ſie ſich zu äußern.

Bei ſolcher, wie ſoll ich ſagen, geiſtigen oder patriotiſchen Enge und genügſamer Selbſtzufriedenheit kann ich nicht behaupten, daß ich mich zu den Bewohnern Nürnbergs ſympathiſch

hingezogen fühlte. Ich hatte doch ſchon zu viel von der großen Welt geſehen, um auch die eigenen Sinne einzuſchließen. Erſt nach und nach lernte ich auch ihre guten Seiten kennen und ſchätzen und fand einzelne Männer wenigſtens von großer Bedeutung und weitem Blick. Um ſo mehr gefiel mir die Stadt ſelber, und ich fand mich bald in ihr zuhauſe. Alles ſchien mir lebendig, was es in der Stadt von Stein und Holz zu ſehen gab. Meine Augen hatten immer Intereſſantes wahrzunehmen, richtete ich den Blick die Straßen entlang, in die Ecken und Winkel, in die Höfe hinein oder auf die Dächer mit ihren Türmchen und Dachreitern und Wetterfahnen. Hier ein Erker, dort eine bemalte Madonna an der Façade, ein bekröntes Portal, ein Wappen, eine ritterliche Figur an der Ecke, ein Relief, ein in Stein gehauenes witziges Gebilde, alles redete und ſprach zu Augen und Sinnen und erſchloß den Geiſt vergangener Zeiten und Menſchen. Als nun gar der Frühling wirklich kam und warme Tage das Grün hervorlockten, da lernte ich auch die Schönheit des Ganzen kennen.

Es iſt im Grunde Stunden weit hin eine durchaus reizloſe Gegend, in welcher ſich jener iſolierte Fels erhebt, der die Burg von Nürnberg trägt. Ein kleiner Fluß durchzieht ſie und durchſchneidet die Stadt mitten hindurch, zuweilen wogend und angeſchwollen von Gewitterſtürzen, zuweilen ſo flach, ſo waſſerlos, daß die Badenden ihre Hemden auf dem ſandigen Boden der „Hemden-Pegnitz", wie man deshalb einen Arm der Pegnitz nannte, zum Trocknen auslegten. Aber ein Spaziergang über die Burg und die alten Stadtmauern herum war in ſeiner Art von unvergleichlicher Schönheit. Wie das üppig wucherte grünend und blühend von dem grauen oder braunen Geſtein herab, aus den Fugen hervor, hängend in die Tiefe hinab oder aus der Tiefe herauf-

wachſend! Und des Abends ein Blick von der hohen Burg herab über die ganze zu Füßen liegende Stadt hinweg, wenn die Sonne unterging und das ſchwarze Gemäuer der Häuſer, die braunen Dächer, die zahlloſen bunt geſtalteten Türme und Türmchen in goldigem Feuer auflodern ließ — wie oft habe ich ſolchen Anblick mit Entzücken genoſſen!

Zu jener Zeit war der große Streit über die Niederlegung der Mauern Nürnbergs und die Ausfüllung ihrer Gräben noch nicht erwacht. Als ich kam, war ein einziges Thor, das Max-Thor, durchgebrochen und eine einfache Brücke über den Graben gelegt. Man hatte dort das Bedürfnis gefühlt, bei wachſendem Verkehr zwiſchen außen und innen einen weiten Umweg zu vermeiden, und man hatte ſo dem Bedürfnis genügt ohne Schönheit und Charakter zu ſchädigen. In dieſer Weiſe hätte man noch lange Zeit den Hauptreiz der Stadt bewahren können, allein es kam über die Nürnberger ſelbſt und an ihrer Spitze über den erſten Bürgermeiſter, der doch einer alten Patrizier-Familie angehörte, wie ein Fanatismus Wunſch und Streben die Mauern der Stadt niederzulegen und die Gräben auszufüllen. Zu meiner Zeit ging davon nur eben die Rede, freilich in immer wachſendem Maße. Später aber iſt trotz aller Bemühungen und Gegenbeſtrebungen dennoch geſchehen, was alle Freunde der Stadt zu verhindern trachteten. Der Mauergürtel iſt durchbrochen, ein großer Teil der Gräben ausgefüllt, und die Stadt hat den Weg moderner Nüchternheit beſchritten. Die Burg, die in königlichem Beſitze ſich befindet, iſt glücklicherweiſe noch verſchont geblieben. Noch heute erfreut es mich, das alte Nürnberg unverſehrt in meiner Erinnerung zu haben.

Die litterariſche Intelligenz, von Zeitungen abgeſehen, mit denen ich in keinerlei Verbindung ſtand, wurde in jenen Jahren insbeſondere von zwei Vereinen gepflegt, einem

alten, dem Pegneſiſchen Blumenorden, und einem jüngeren, dem litterariſchen Verein. Jener, der im vorigen Jahre ſein zweihundertfünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat, hatte für ſich das ehrwürdige Alter und die gewiß nicht zu unterſchätzende Ehre, der älteſte Verein ſeiner Art in Deutſchland, vielleicht überhaupt der älteſte litterariſche Verein in der Welt zu ſein, der ſeine Exiſtenz ununterbrochen zwei und ein halbes Jahrhundert fortgeführt hat. Vielleicht war eine ſolche Dauer auch nur in Nürnberg möglich, wo ja alles ſich wie verſteinert erhalten hat. Damals, zu meiner Zeit, erſchien auch der Blumenorden wie eine Verſteinerung; er führte ſeine „Pegnitzſchäfer“ wohl in den „Irrhain“, ließ aber ſonſt wenig von ſich hören. Das größere Leben war bei dem litterariſchen Vereine zu finden, der unter der Leitung eines geiſt- und humorvollen Mannes ſtand, des Gymnaſiallehrers Hofmann, der die Gabe hatte, Leben zu ſchaffen und im Leben zu erhalten. Seinen Namen führte der Verein wohl uneigentlich, denn der Litteraten gab es wenige darin. Es gab allerdings auch Vorleſungen, und jedes Jahr erſchien ein Band geſammelter Aufſätze, aber im Weſentlichen war es ein Vergnügungsverein mit Winter- und Sommerfeſten, Bällen und Ausflügen, dem der größte Teil oder wenigſtens ein ſehr großer Teil der gebildeten Stände Nürnbergs angehörte. Man war im Verein gemütlich bei ſich, aber jedenfalls man war gemütlich nach Nürnberger Art. Mit dem unglücklichen Ende Hofmanns, der in Spanien der Cholera erlag, ſcheint der litterariſche Verein ſein belebendes Element verloren zu haben, während der Blumenorden durch einen neuen Vorſtand, den ausgezeichneten Direktor des Gymnaſiums, Herwegen, zu neuem Leben erwachte. Da einigten ſich beide Geſellſchaften, die Mitglieder des litterariſchen Vereines traten in den Pegneſiſchen Blumenorden ein, und dieſer führte unter

Herwegen, dann unter ſeinem jetzigen Vorſtand Dr. Hermann Beckh Litteratur und Vergnügungen weiter, wie ſie der litterariſche Verein unter Hofmann geübt hatte. Zum Jubelfeſte des vorigen Jahres veröffentlichte der Orden eine vortreffliche urkundliche Feſtſchrift zu ſeiner Geſchichte.

Ich erzähle dies alles, weil ich und meine Kollegen vom germaniſchen Muſeum ſämtlich Mitglieder des litterariſchen Vereines waren und auch thätig an ſeinen Verſammlungen und Vorleſungen uns beteiligten, obwohl meine Sympathien, wie überhaupt für ein Vereinsleben, nicht ſehr groß waren. Gewiſſe Gründe aber zogen mich doch dahin. Später ſind wir denn auch, obwohl wir Nürnberg längſt verlaſſen hatten, als bleibende Mitglieder des einen Vereines in den anderen aufgenommen, und ſo bin ich zum „Pegnitzſchäfer“ geworden. Mit der Jubelfeier des vorigen Jahres ernannte der Orden uns, die wir noch aus jener alten Zeit als Kollegen vom germaniſchen Muſeum übrig waren, Barack, den gegenwärtigen Oberbibliothekar von Straßburg, und mich, zu ſeinen Ehrenmitgliedern, eine Ehre, die ein ſo altertümelndes, noch immer romantiſch angehauchtes Gemüt wie das meinige nicht unterſchätzt, denn wenn ein Verein mit dem Schimmer der Vergangenheit und dem Zauber der Romantik umgeben iſt, ſo iſt es der Pegneſiſche Blumenorden.

Neben dieſen Vereinen, dem litterariſchen wie dem Pegneſiſchen, hatte ſich das germaniſche Muſeum ſchon damals trotz ſeines kurzen Beſtandes eine Stellung erworben, welche über die Mauern der Stadt hinaus reichte und eben eine bedeutende Zukunft verſprach. Da heute dieſe Bedeutung eingetroffen iſt, ſo kann ich um ſo mehr ausführlicher von dieſer Anſtalt ſprechen, als ſie ja für mich ſelber die Grundlage meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit geweſen iſt. Damals, kaum drei Jahre alt, bot ſie doch ſchon eine Fülle von

Studienmaterial, und das von ſo eigener Art, wie es noch heute wohl im Einzelnen überboten, aber nirgends ſich vereinigt findet. Da es ganz meinen Neigungen entſprach, ſo zögerte ich nicht, ſchreibluſtig, wie ich geworden war, mich desſelben zu bemächtigen, ſoweit Zeit, Wille, Zweck und Fähigkeit es ermöglichten.

Wenn in den letzten Jahrzehnten ein anderer Direktor, ich meine Eſſenwein, Sammlungen wie Gebäude in außerordentlicher Weiſe vermehrte und die Anſtalt zu einer Sehenswürdigkeit erſten Ranges gemacht hat, ſo iſt und bleibt der eigentliche Schöpfer und Gründer des germaniſchen Muſeums der Freiherr Hans von Aufſeß. Seine That iſt eine rein patriotiſche, von der reinſten Vaterlandsliebe eingegeben, in ſchwerer Zeit mit Opfern begonnen und mit Opfern ins Leben geführt. Dieſer Ruhm kann ihm nicht genommen werden, wenn auch ſeine Idee für die Sache ſelbſt zu großartig und umfaſſend gedacht war und ihre vollſtändige Durchführung ſeine und vieler Anderer Kräfte überſtiegen hätte.

Hans Freiherr von und zu Aufſeß — man kann noch hinzufügen auf Aufſeß — entſtammte einer Familie des fränkiſchen Uradels, die, wie es ſcheint, Schwert und Feder immer zu vereinen gewußt hat, denn ſie hat Biſchöfe geſtellt wie Kriegsleute. Einer der Ahnen, Sigmund, ſollte in Bamberg zur Geiſtlichkeit erzogen werden, während der Biſchof ſein Schloß und ſeine Güter in Beſitz hielt und für das Bistum zu erwerben und in Beſitz zu halten gedachte. Aber er täuſchte ſich in dem Jüngling. Dieſer entwich, ſammelte Freunde und Genoſſen, erſtürmte ſein ererbtes Schloß und jagte die Bamberger Beſatzung von dannen. Schloß Aufſeß liegt mitten in dem kleinen Gebirge, das man den fränkiſchen Jura oder die fränkiſche Schweiz nennt, ein wenig abſeits von der Straße, die von Nürnberg nach Bayreuth führt.

Ein kleines Flüßchen, ebenfalls die Aufſeß genannt, bildet ein Thal, auf deſſen niedriger Felſenwand das alte Schloß mit mächtigem Turme ſich erhebt. Einfach, aber würdig, dem alten Bau entſprechend, iſt die innere Einrichtung gehalten, wohnlich und behaglich, denn das Stammſchloß iſt der Sitz der Familie geblieben, wenn auch Baron Hans ſeinen Wohnſitz — eben ſeiner Anſtalt wegen — nach Nürnberg verlegt hatte.

Unſer Baron, „der Baron“, wie wir ihn kurzweg nannten, war in Aufſeß im Jahre 1801 geboren und hatte ſchon mit ſechzehn Jahren die Univerſität bezogen und ſich dort der neugegründeten Burſchenſchaft angeſchloſſen. Der Reichsfreiherr hatte ſeine deutſche Geſinnung nicht verleugnet und ſie treu bewahrt, als das Reich nicht wieder errichtet wurde und die Zeit der Reaktion über die Burſchenſchaft und alle gekommen war, die für das Kaiſerreich und Deutſchlands Einheit ſchwärmten. Mit Gewalt war nichts zu machen. Für die Freunde des Vaterlandes galt es, den Gedanken feſtzuhalten, ihn zu nähren, zu ſtärken, bis beſſere Zeiten kommen würden. In ſolcher Geſinnung faßte der junge Aufſeß den Gedanken eines deutſchen Reichsmuſeums, welches alles ſammeln und zugleich quellenmäßig bearbeiten ſollte, was irgend nach einer Seite hin zur Erläuterung der deutſchen Geſchichte dienlich ſein könnte. Er ſelbſt ging mit eigenem Sammeleifer voran und machte den erſten Verſuch zur Verwirklichung ſeiner Idee im Jahre 1833. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Der Verſuch ſcheiterte. Selbſt eine Denkſchrift, welche er der Germaniſtenverſammlung in Frankfurt 1846 überreichte, blieb ohne allen Erfolg. Erſt als die patriotiſchen Hoffnungen des Jahres 1848 ſich nicht verwirklichten und es wiederum galt den Einheitsgedanken Deutſchlands feſtzuhalten, fand er auf der Verſammlung

der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine in Dresden 1852, welcher der König von Sachſen, damals noch Prinz Johann, präſidierte, die Zuſtimmung der Gelehrten und Nichtgelehrten und damit eine Art Autoriſation. Die Verſammlung beſchloß auf ſeinen Antrag die Gründung eines ſolchen Muſeums, und zwar unter der Vorſtandſchaft des Freiherrn von Aufſeß in der Stadt Nürnberg, welche eben ſo wohl ihres alten Charakters wegen als die geeignetſte erſchien wie deshalb, weil ſie wohl am wenigſten die Eiferſucht anderer Städte, insbeſondere der Reſidenzen, erregen würde. So geſchah es am 17. Auguſt 1852, welcher Tag als Stiftungstag des Muſeums gilt. Ein Jahr ſpäter wurde die Anſtalt als juriſtiſche Perſon von Baiern anerkannt und hatte ſomit eine rechtliche Exiſtenz.

Aber damit fehlte noch ſo gut wie alles. Woher die Mittel, woher das Gebäude, woher die Verwaltung, woher die Sammlungen? Für alles mußte erſt geſorgt werden. Alles zur Exiſtenz Notwendige mußte erſt herbeigeſchafft werden. Und das iſt das zweite Verdienſt des Freiherrn von Aufſeß; er war nicht bloß der Urheber der Idee und der theoretiſchen Gründung; er ſorgte in unermüdlicher Thätigkeit dafür, daß das Inſtitut Leben und Bedeutung gewann. Im Anfang trat er für alles ſelber ein. Mit ſeinen eigenen, wenn nicht großartigen, doch vielſeitigen Sammlungen machte er den Anfang; er hatte ſie, in Hoffnung, daß ſie einmal in das Eigentum des Muſeums übergehen würden, auf zehn Jahre unentgeltlich zur Verfügung geſtellt; er leitete Geldſammlungen durch ganz Deutſchland ein, bis aber dieſe Mittel floſſen und da ſie im Anfange ſehr ſpärlich floſſen, trat er mit ſeinem eigenen Vermögen ein. Er mietete die Räumlichkeiten, beſtellte das nötige Perſonal von Gelehrten ſo wie von Schreibern und Dienern, vermehrte die Sammlungen durch Ankauf

und Geſchenke, die er zu veranlaſſen wußte, warb Freunde bei Hoch und Niedrig, und ſo kam das Muſeum in Exiſtenz und Thätigkeit ungeachtet der äußerſten Schwierigkeiten, welche dem Inſtitute ſelbſt von Seite der Gelehrten gemacht wurden. Es hatte ſich einmal wieder gezeigt, was die Begeiſterung, der Wille, die zähe Ausdauer eines einzigen Mannes zu leiſten vermochte.

Die Idee war großartig, vielleicht allzu großartig gefaßt; ſie war in dieſer Großartigkeit nach der einen Seite hin undurchführbar, und das war es, was auch den Widerſpruch vieler Gelehrten hervorrief. Die Anſtalt ſollte nicht bloß ein gegenſtändliches Quellenmaterial zur deutſchen Geſchichte — Geſchichte im allerweiteſten Sinne genommen — umfaſſen, alſo einerſeits von Kunſtwerken und Altertümern, andererſeits eine Bibliothek und ein Archiv enthalten, ſondern ſie ſollte auch Jedem, der ſich mit deutſcher Geſchichte beſchäftigte, die Quellennachweiſe darbieten über alles, was irgendwo in Archiven, Bibliotheken, Sammlungen oder ſonſtwie in deutſchen wie in fremden Landen Zweckdienliches ſich vorfände. Dieſes ungeheure Material, das Jeden, der es zu überdenken verſucht, ſchwindeln macht, ſollte in einem „Repertorium“, wie dieſe Abteilung genannt wurde, ſo verzeichnet werden, daß über jeden Gegenſtand, über jedes Ereignis, über jede Perſon u. ſ. w. Auskunft und Nachweis gegeben werde, wo immer auch der Fundort ſein möge. Alle Gegenſtände ſollten in einem beſonderen Teile des Repertoriums ſkizzenhaft gezeichnet ſein. Wir waren bald eine Anzahl fleißiger junger Gelehrten beiſammen, die genug zu thun hatten, die eigenen Gegenſtände des Muſeums in der Art zu verarbeiten, was ohnehin nur langſam vorſchritt, alles Material aber außerhalb in gleicher Weiſe zu behandeln und für das Repertorium einzuſammeln, hätten hunderte von Jahren nicht

ausgereicht. Die Sache war einfach unmöglich. Das Resultat wäre immer nur ein Bruchstück des großartigen Gedankens geblieben, und zwar ein sehr kleines Bruchstück.

Es sollte mit diesem Repertorium ein Mittelpunkt des Studiums auf dem Gebiete der deutschen Geschichte geschaffen werden: die Gelehrten sollten, so war es gedacht, nach Nürnberg kommen und mühelos alle Hinweise finden, welche sie brauchten, ein Jeder nach seinem speziellen Studium. Aber gerade das war ein anderer Stein des Anstoßes. Es wäre eine großartige Eselsbrücke für den deutschen Gelehrten geschaffen und ihm gerade diejenige Arbeit abgenommen, die er notwendig selber zu machen hatte. Das Suchen und Finden, der eigentliche Reiz, die Lust und die Freudigkeit der gelehrten Arbeit wäre verloren gewesen. Es geschah daher nicht ohne Grund, daß viele der Germanisten, und es waren erste Namen darunter, der Anstalt mit Mißtrauen begegneten, und wenn sie auch nicht gerade Schwierigkeiten bereiteten, so war doch ihre Enthaltung genug, um viele, deren Freundschaft von Wert gewesen wäre, von der Teilnahme und Unterstützung abzuhalten. Diese Gegnerschaft bereitete unserem Vorstande große Sorge, aber mit der Zähigkeit seines Charakters hielt der alte Reichsfreiherr, als ob er seine Burg zu verteidigen hätte, an seinem Repertorium fest. Er verteidigte es selbst dann noch, als er schon eine Reihe von Jahren seine Vorstandschaft niedergelegt hatte und Essenwein, sein zweiter Nachfolger, sich entschlossen hatte, das Repertorium aufzugeben und allein die Sammlungen zu pflegen.

Für die Sammlungen hatte Aufseß selbst ein allumfassendes System bis in das Kleinste ausgearbeitet. Alles bis auf „Bindband" ließ sich bequem hineinschachteln. Ebenso war die Einrichtung des Repertoriums und der Katalogzettel — verschieden für die drei Abteilungen — durchaus das Werk

ſeiner praktiſchen Erfahrung bei der Ordnung ſeiner eigenen Sammlungen. Sie bewährten ſich vortrefflich und ſind auch vielfach ſonſt von anderen Anſtalten benützt worden. Wie ſchon angedeutet, beſtanden die Sammlungen aus drei Abteilungen: aus dem Archiv, aus der Bibliothek und aus der Sammlung für Kunſt und Altertum.

Von dieſen drei Abteilungen war das Archiv naturgemäß die unbedeutendſte und mußte es auch bleiben, da ja das eigentliche Material in den vorhandenen Staatsarchiven oder ſtädtiſchen und Familienarchiven überall feſtliegt und Archivalien nicht gleich Kunſtſachen käuflich herumwandern. Es war aber auf zweierlei gerechnet. Einmal hoffte man, daß bedeutende Familien ihre etwa vorhandenen Archive oder hinterlaſſenen Dokumente dem Muſeum zur Aufbewahrung und Bearbeituug übergeben würden, wie Aufſeß ſelbſt es mit dem eigenen Archiv gethan hatte, andererſeits ſollte das Archiv des Muſeums eine Art Rettungsanſtalt ſein für ſo mannigfache Dokumente und wertvolle Schriftſtücke, die achtlos zu Grunde gingen, verwahrloſt oder verkauft von ihren eigenen Beſitzern. Letzterer Umſtand war gerade für Nürnberg von beſonderer Bedeutung, weil maſſenhaft Pergament-Urkunden ſowie koſtbare Pergament-Manuſkripte unter dem Hammer der Goldſchläger vernichtet wurden. Beide Abſichten erfüllten ſich auch, wenn auch in beſcheidenem Maße.

Raſcher und bedeutender wuchs die Bibliothek heran, für welche ſchon Aufſeß ſelber in ſolcher Weiſe geſammelt hatte, daß immerhin etwas damit anzufangen war, namentlich auf dem kulturgeſchichtlichen Gebiete. Früh geſammelt, da noch Seltenheiten leichter und billiger zu haben waren, enthielt ſie manche Merkwürdigkeit ſelbſt in Manuſkripten, und ſie vermehrte ſich raſch, als ſo ziemlich alle Verleger Deutſchlands je ein Exemplar ihrer Verlagswerke, ſoweit ſie in den

Bereich der Muſeumszwecke fielen, zur Verfügung ſtellten. Schwieriger war die Vermehrung der Sammlungen für Kunſt und Altertum, die im Anfange nicht viel mehr boten als den Rahmen deſſen, was einmal werden ſollte, oder vielmehr nur Proben, aus denen man eine Vorſtellung von der Geſtaltung und dem Umfange in der Zukunft ſich bilden konnte. Hier vor allem handelte es ſich um die Geldmittel, die kaum ausreichten für die ſpärliche Beſoldung der Angeſtellten, und oftmals war dieſe nicht vorhanden und es mußte in außerordentlicher Weiſe Rat geſchafft werden. Zwar ſtanden die Gegenſtände des Altertums im Verhältniſſe noch niedrig im Preiſe, immerhin überſtieg dieſer zumeiſt die vorhandenen Mittel, und man mußte ſich lange mit billigen Gegenſtänden begnügen.

An dieſen war nun kein Mangel in Nürnberg. Jeder Tag brachte Neues oder vielmehr Altes auf den Tandelmarkt, das ſich etwa in Syſtem und Umfang des Muſeums einreihen ließ: Töpfe, Schüſſeln, Gläſer, Krüge, Eiſenarbeiten, Hausgeräte, Küchengeräte u. ſ. w., und unſer „Baron“, der zu handeln verſtand, verfehlte nicht, jeden Morgen einen Spaziergang über den Tandelmarkt zu machen und ein und das andere Stück als billige Beute in das Muſeum zu bringen. Beſſeres fand ſich bei den Antiquaren. Damals war Nürnberg ſelbſt noch eine ergiebige Quelle für die Sammler, und ſo fehlten denn auch die Händler nicht, große wie kleine. Der bedeutendſte und originellſte unter ihnen war wohl der alte Pickert, der ſchon zu einer Zeit angefangen hatte, als die bairiſchen Klöſter aufgehoben wurden und viel Schönes und Altes auf den Markt kam, ohne ſchon Käufer und Sammler zu finden. Pickert war, wie er ſagte, nicht bloß Händler, ſondern auch Liebhaber und hatte ſeine eigene Sammlung für ſich, die er dem gewöhnlichen Fremden nicht

zeigte. Wie er mein Intereſſe erkannte, ließ er mich auch dieſe ſeine private Sammlung ſehen, die er meiſt unter den Tiſchen hinter Vorhängen verſteckt hatte. Stück für Stück holte er hervor. Es waren natürlich alles gute Sachen, manche aber dabei, die er ſchon um des Gegenſtandes willen den Blicken entziehen mußte. Zuweilen wurde der Alte denn auch redſelig und erzählte, wie er ſelbſt in jungen Jahren habe Lehrgeld zahlen müſſen, da er von ſeinem Berufe nicht allzu viel verſtand. So geſchah es ihm einmal mit einem Engländer, der bei ihm einen Haufen aus den Klöſtern ſtammender Bücher durchſtöberte, ein und das andere Buch ausſuchte, kaufte und bei Seite ſtellte. Da fand er auch ein Büchlein, das er, dem geforderten Preiſe entſprechend, mit 15 Kreuzern bezahlte und dann, ſtatt es zu den anderen zu legen, ſofort zu ſich in die Taſche ſteckte. Als er ging, nahm er es wiederum heraus, zeigte es dem Verkäufer und ſagte: „Herr Pickert, wenn Ihnen ſo etwas wieder vorkommt, ſo fordern Sie nicht fünfzehn Kreuzer, ſondern fünfzehnhundert Gulden.“ Es war ein Autograph von Columbus eingeklebt. Manches ſchöne und intereſſante Stück hat das Muſeum ſchon zu meiner Zeit von Pickert erworben. Er war ein großer Finder.

Immerhin, die Sammlungen waren zu jener Zeit, da ich nach Nürnberg kam, ſchon beſſer als das Lokal oder die Lokalitäten, in denen ſie aufgeſtellt und dem Publikum ſichtbar waren. Wer ſich nicht ein Bild von der Zukunft zu machen verſtand, ſondern ſich vorſtellte, das iſt die nationale Anſtalt für das ganze Vaterland und alle Deutſchen außerhalb desſelben, der möchte leicht Herz und Mut verloren haben. Wir befanden uns, Arbeit wie Sammlungen, in drei verſchiedenen Gebäuden. Das Bureau, d. h. der Vorſtand mit Sekretär und Schreiber, war in einer Etage des kleinen, ſonſt

berühmten Hauſes Peterſen am Paniersplatz untergebracht. Das „Depot“, wie alle Sammlungen hießen, welche der neueren Zeit ſeit 1648 angehörten, da ſie der Bearbeitung noch entzogen waren, hatte ſeinen Platz im Tiergärtnerthorturm erhalten. Repertorium, Archiv, Bibliothek, Kunſt und Altertum, wir ſelbſt mit unſerer Arbeit waren aufs engſte zuſammengedrängt in den Räumen eines kleinen gemieteten Wohnhauſes am Fuße des Burgberges. Ein halbes Dutzend der gelehrten Arbeiter ſaßen in einem einzigen, nichts weniger als großen Zimmer beiſammen, nach den drei Abteilungen durch hölzerne Gitter getrennt. In einem kleinen Hofgebäude befand ſich der Raum für den Portier, für den Zeichner und etwaige andere Künſtler, wie ſie zeitweilig gebraucht wurden. Nach der Straße zu hatte dieſes Gebäude eine Art von Stall, deſſen Fußboden mit dickem Sand beſtreut war. Dieſer Stall diente als Gipshalle und enthielt unter anderem die berühmten Hildesheimer Thüren von Biſchof Bernward. Sollten ſie beſichtigt werden, ſo mußte man die Thore öffnen, um Licht zu haben.

Wir ſaßen alſo zwiſchen den Pferchen, gewiſſermaßen ideal geſchieden, und arbeiteten acht Stunden täglich, vier des Morgens, vier des Nachmittags, die aber alsbald auf ſechs verringert wurden. Die Arbeit war nicht anſtrengend, aber geiſttötend, und die einzige Erholung dabei war es, wenn der Bäckerjunge um 10 Uhr mit den Semmeln kam, denn bei uns ging das Brot nach der Kunſt, nicht die Kunſt nach Brot. Unſere Arbeit beſtand weſentlich in Verzeichniſſen, ſei es für das Repertorium, ſei es für die Kataloge. Für mich war ſie wenigſtens ſehr lehrreich, denn ich hatte es doch vorzugsweiſe mit Abbildungen zu thun, die ſich dem Kopfe einprägten. Beiſpielsweiſe hatte ich ein Regiſter zu machen zu den dicken fünf Bänden des Moyen âge und nicht bloß von

den einzelnen Illuſtrationen und den Bildtafeln, ſondern auch von jedem irgend intereſſanten Gegenſtande auf denſelben. Meine Arbeit, wohl geordnet, ſchön abgeſchrieben, wurde den Bänden angeklebt. Als ich dann als Konſervator für mein eigen Teil, denn ich hatte mit der Eiferſucht des Vorſtandes der Kunſtabteilung zu kämpfen, das Kupferſtichkabinet übernahm, d. h. die Sammlung von Stichen, Holzſchnitten, fliegenden Blättern, Koſtümblättern, überhaupt Einzelblättern, hatte ich auch großes Vergnügen an der Sache, denn ich hatte nun ein intereſſantes und amüſantes Material zur Hand. Die Herren der Bibliothek hatten es nicht ſo gut, denn ihnen wurden hunderte von Bänden herbeigeſchleppt, aus denen alle Aufſätze und Abhandlungen oder ſonſt wichtige Beſprechungen verzeichnet werden mußten, ohne daß es Zeit gegeben hätte, den Inhalt auch nur flüchtig durchzuleſen. Die Herren waren, wenn der etwas deſpektierliche Vergleich erlaubt iſt, wie jene bibliſchen Tiere, denen man beim Dreſchen das Maul verbindet. Koſten durften ſie nicht.

Der Zuſtand der Lokalitäten war auf die Dauer nicht haltbar, weder für die Sammlungen, noch für die Arbeiten, noch für das Publikum, dem nur Täuſchung bereitet wurde, wenn es kam, eine Nationalanſtalt Deutſchlands zu beſichtigen. Baron Aufſeß hatte daher auch ſchon längſt eine Lokalität ins Auge gefaßt, die er ſich als den bleibenden, definitiven Sitz des Muſeums dachte. Auf der Lorenzer Seite der Stadt Nürnberg lag das alte Karthäuſerkloſter, das damals dem Staate gehörte und vom Militär als Magazin benützt wurde. Die Erwerbung war möglich, aber ſie bot große Schwierigkeit. Einmal galt es, das Militär daraus zu entfernen und den Staat zur Aufgabe zu veranlaſſen, keine Kleinigkeit, da ja auch anderweitig ein Magazin zu beſchaffen war. Zum andern lag faſt der ganze Gebäude-

TAYLOR INST. OXFORD

komplex, mit Ausnahme der Kirche, die als Heumagazin diente, in Ruinen. Andererseits schien gerade die Karthause, ideal wie praktisch, ganz passend zu sein. Obwohl abseits gelegen, war doch das Areal geräumig genug zur Erweiterung und zu Neubauten. Man hatte eine gotische Kirche von schönen schlanken Verhältnissen, höchst geeignet zu einer Ausstellung für kirchliche Kunst. Man hatte verschiedene größere Nebengebäude und doppelten Kreuzgang, einen kleineren und einen größeren, von denen der letztere kaum auf einer Seite notdürftig erhalten war. An die Kreuzgänge waren die getrennten Häuslichkeiten der Karthäusermönche angelehnt, von denen noch ein paar wohnlich erhalten waren. Hinter diesen Baulichkeiten lag ein großer Garten, der rückwärts bis an eine andere Straße sich ausdehnte. Die Beschaffenheit aller Gebäude war allerdings von der Art, daß sie eine gründliche Restaurierung und Adaptierung, Umbauten und Neubauten notwendig machte, alsdann hatte das Museum jedoch einen passenden, ideal entsprechenden Sitz gewonnen, der einmal einen ebenso interessanten wie großartigen Eindruck zu machen versprach.

Die Schwierigkeiten lagen bei der Regierung in München. Oft abgeschlagen, oft verzweifelnd, begann Aufseß seine Bemühungen immer von neuem. Endlich, im Winter von 1856 auf 1857, fiel die Entscheidung zu Gunsten des Museums. Sämtliche Räume mit dem ganzen Gartenareal wurden uns übergeben in das Eigentum des germanischen Museums, und sofort begann auch unter Leitung des Baurates Solger die Restaurierungsarbeit, die bis gegen den August 1857, soweit es vorläufig beabsichtigt war, vollendet wurde. Noch waren die Wände naß, als wir binnen wenigen Wochen die vollständige Übersiedlung mit allen Abteilungen durchführten. Glänzend war unser neuer Aufenthalt nicht, es gab weder

architektoniſchen, noch ornamentalen Luxus, und viele von den Baulichkeiten blieben noch in ihren Trümmern liegen, harrend eines ſpäteren Meiſters und Vorſtandes — und das Muſeum fand ihn in Eſſenwein — der glänzend durchzuführen verſtand, was unter der Vorſtandſchaft von Aufſeß aus Mangel an Mitteln hatte unterbleiben müſſen. Aber jede der drei Abteilungen hatte doch ihre geſonderten und ihre ausreichenden Räumlichkeiten, in denen ſich arbeiten ließ und in denen die Sammlungen Platz zur Aufſtellung fanden. Nur zwei Räume boten auch an ſich einen erfreulichen Anblick: die Kirche, welche als Galerie für Gemälde und Skulpturen zu dienen hatte, und eine große, mit Glasgemälden geſchmückte und am Boden mit mittelalterlichen Flieſen belegte Halle, die Frauenhalle genannt, in welcher alles, was zum Hausrat, zum Schmuck und zur Ausſtattung des Hauſes gehört, in eben ſo vornehmer wie gemütlicher Weiſe Aufſtellung erhalten hatte. Es war damals für das Auge die ſehenswürdigſte Abteilung. Für die großen Skulpturen in Gipsabgüſſen war ein kleiner Teil des großen Kreuzganges hergerichtet worden; Waffen- und anderes Kriegs- und Jagdgeräte fanden im kleinen Kreuzgang Aufnahme. Beim Pförtner war ſelbſt eine kleine Kneipſtube eingerichtet, welche allwöchentlich an beſtimmten Abenden den Vorſtand, Beamte und Freunde des Muſeums vereinte.

Wir waren damals ſchon eine ſtattliche Schar älterer, zumeiſt aber jüngerer Gelehrter, welche das Muſeum herbeigerufen hatte. Unſer Baron, der mit ſeinen Ideen weit in die Zukunft vorauseilte und ſein Muſeum ſchon in großartiger Geſtaltung erblickte, konnte deren nicht genug haben. Jede der drei Abteilungen hatte ihren Vorſtand und ihre Konſervatoren, für welche es mit Katalog und Repertorium Arbeit genug gab. Wir jüngeren alle ſtrebten noch in die

Höhe und betrachteten das Muſeum als eine Stufe auf weiterer Lebensbahn. Nur der im Alter längſt gereifte Frommann, unſer väterlicher Kollege, Vorſtand von Archiv und Bibliothek, hatte ſich mit ſeiner Stellung und ſeinem Aufenthalt in Nürnberg wohl für immer abgefunden. Ich nenne ihn unſern väterlichen Kollegen, nicht bloß weil er uns an Jahren ſo weit voraus ging, ſondern auch, weil er uns in allen unſeren Zweifeln und Fragen ſtets mit ſeinem Wiſſen, ſeinem Rate und ſeiner ruhigen Überlegung der Dinge zur Seite ſtand. Ich ſehe ihn noch, wenn er etwa eine ſchwierige etymologiſche Frage zu erwägen hatte, wie er leiſe und bedächtig das graue Haupt nach rechts und links bewegte und ebenſo die Hand wie balancierend und wiegend abwechſelnd nach oben wie nach unten kehrte. Er redigierte damals den „Anzeiger des germaniſchen Muſeums“ und gab zugleich eine ſehr geſchätzte Zeitſchrift für deutſche Mundarten heraus. Er weilt ſchon längere Zeit nicht mehr unter den Lebenden. Auch die meiſten anderen Kollegen ſind bereits aus dem Leben geſchieden, nachdem ſie ruhmvoll ihre Gelehrtenlaufbahn vollführt haben. So der liebenswürdige Joh. Heinrich Müller, ein Hildesheimer und Philologe aus dem Seminar K. Fr. Hermanns, der am germaniſchen Muſeum das Münzkabinet in Obhut hatte und eine vortreffliche deutſche Münzgeſchichte arbeitete, von der leider nur der erſte Band erſchienen iſt. Später wurde er Begründer und Direktor des „Welfen-Muſeums“ in Hannover, in welcher Stellung er im beſten Mannesalter ſtarb. So mein Bruder Johannes, Sekretär des Muſeums, der die poetiſchen Verſuche ſeiner Jugendzeit mit hiſtoriſchen und nationalökonomiſchen Studien vertauſchte, mit Müller zuſammen die Zeitſchrift für Kulturgeſchichte herausgab, alsdann nach Dresden überſiedelte und dort als ſächſiſcher Staatsarchivar auch vorzeitig nach

langer Krankheit aus dem Leben ſcheiden mußte. Auch Karl Bartſch hat ſein Leben nicht zu hohen Jahren gebracht, obwohl er länger lebte, als ihm beſchieden ſchien, denn als er zu uns nach Nürnberg kam, war er ſchon wie einem frühen Tode verfallen. Bruſtleidend, hatte er auf ſeinem Arbeitstiſch die Leberthranflaſche neben ſich ſtehen und ſetzte ihr fleißig zu. Trotz dieſer ſchwachen Geſundheit füllte er ſein Leben mit einer Anzahl ſo bedeutender Werke aus, daß er ſeinerzeit wohl als der erſte Germaniſt Deutſchlands gelten konnte. Hochbegabt, poetiſch veranlagt, mit außerordentlichem Gedächtnis verſehen, leicht und ſicher arbeitend, war er voll vielſeitigen Wiſſens wie ein alter Polyhiſtor; er war Romaniſt, Germaniſt, Sanſkritaner, Litterarhiſtoriker, Philologe der klaſſiſchen Sprachen u. ſ. w. und hatte in dieſer Vielſeitigkeit wohl kaum ſeinesgleichen auf den deutſchen Univerſitäten jener Jahre. Noch ſehr jung wurde er als Profeſſor nach Roſtock berufen, folgte dann einem Rufe nach Heidelberg, wo er auch nach überaus erfolgreicher Wirkſamkeit als Lehrer und einer Fülle von Schriften ſein Leben beſchloß.

Glücklicher war Karl Barack, ein Philologe der Tübinger Schule, der erſt in Nürnberg, wo er der Bibliothek angehörte, ſich germaniſtiſchen Studien zuwandte, dann Bibliothekar des Fürſten von Fürſtenberg in Donau-Eſchingen wurde und heute noch als Oberbibliothekar der Univerſitätsbibliothek in Straßburg fungirt, um deren Neubegründung nach der Belagerung und dem Brande von 1870 er ſich große Verdienſte erworben hat. Erſt vor kurzem aus dem Leben geſchieden iſt Auguſt von Eye, ehemals Vorſtand der Kunſtſammlungen, der das Muſeum verließ, um ſich, wie er hoffte, eine glücklichere und größere Wirkſamkeit in Braſilien zu ſchaffen. Leider gelangen ſeine Verſuche und Bemühungen nicht, wie auch ſeine gedankenreichen Schriften nicht den von

ihm erwarteten Erfolg hatten, so sein „Leben Dürers“ und insbesondere seine „Ästhetik“. Erst Künstler, dann Student der Geschichte und Philologie in Göttingen, dann Erzieher in Wien, dann am germanischen Museum, dann Lehrer der Geschichte in Dresden, wiederum am Museum in Nürnberg, dann jahrelang Brasilienfahrer, endlich Privatgelehrter und Schriftsteller in Berlin, so verfloß ihm das Leben unruhig und unbefriedigt, und seine reichen Gaben, seine tiefen und anregenden Gedanken ermangelten des verdienten Erfolges. Wir kannten uns schon bei meiner ersten Anwesenheit in Wien, trafen uns dann wieder in Düsseldorf, wo er mit Knille befreundet war. Er war es, der meine Anstellung am germanischen Museum vermittelte, wo wir freundschaftlichst nebeneinander arbeiteten und die beiden Werke „Kunst und Leben der Vorzeit“, das er begründet hatte, und „Meisterwerke der Holzschneidekunst“ zusammen herausgaben. Zuletzt will ich noch Burkhardts gedenken, des sächsischen Archivars in Weimar, und des liebenswürdigen Reinhold Bechstein, der in jenen Jahren als jüngster zu uns trat, dann als Germanist Nachfolger von Bartsch an der Universität in Rostock wurde. Auch er weilt heute nicht mehr unter den Lebenden.

Wir waren, wie man sieht, damals ein strebsames Völkchen junger Gelehrter beisammen, von denen jeder einzelne, auch außer der Thätigkeit am Museum, seine eigenen Arbeiten hatte und seine eigenen Ziele verfolgte. Auch lebten wir gesellig in friedlichem Verkehre miteinander. Mehr oder weniger eng hatten wir uns alle dem litterarischen Vereine angeschlossen; sonst gab es außer dem Bierhaus kaum irgend Geselligkeit in Nürnberg, für uns wenigstens, denn die abgeschlossenen Nürnberger Familien waren uns unzugänglich, und was wir davon zu sehen bekamen, erschien uns beschränkt und langweilig. Die Damen, oder sage ich lieber die Frauen,

beſuchten ſtrickend des Nachmittags die Kaffeehäuſer, beſonders diejenigen, welche außerhalb der Stadt in den Gärten lagen, und machten dort, wie die Sage ging, großartige Kaffeeſchulden. Abends, während die Männer ins Bierhaus gingen, hatten ſie ſich häuslich gemacht und waren für niemand mehr zu ſprechen.

Doch es gab auch Ausnahmen, meiſt ſolche Häuſer, in welche ein fremdes Element gekommen war. So das Haus des Direktors der Kunſtſchule, meines Freundes Auguſt Kreling, von dem ich noch mehr zu erzählen haben werde, ſo auch das unſeres Vorſtandes ſelber. Kein deutſcheres Haus zu denken als das des alten Reichsfreiherrn Hans von Aufſeß! „Ihm blühten fünf liebliche Töchter“, alle blond in den verſchiedenſten Nuancen, ſchön, hochgewachſen, friſch und geſund von Farbe: ebenſo eine ſtattliche Schar von Söhnen, die zum Teile ſchon im Amt oder in der Armee dienten; die Mutter, eine würdige, einſtmals ſchöne Matrone aus dem weitverzweigten Hauſe der Freiherren von Seckendorf; der Vater ſelber, mit markigem, ausdrucksvollem Geſicht, das Haupt von braunen Locken umgeben, die noch kein weißes Haar zeigten. So lebte die Familie patriarchaliſch zu Nürnberg im „Hauſe zum Ritter“ oder auf dem Schloß in Aufſeß. Die Geſelligkeit freilich war von etwas eigentümlicher Art. Allwöchentlich gab es einen muſikaliſchen Abend, der aber nur von ſechs bis acht Uhr dauerte. Danach, da eigentlich die Geſellſchaftsſtunde erſt gekommen war, entfernte ſich der Hausherr mit ſeinen männlichen Gäſten und wanderte zu Bier und Abendbrot hinüber ins „Schwänle“, ein kleines, äußerſt unanſehnliches Bierhaus. Da verſammelte ſich in einem ganz kleinen Zimmer eine Geſellſchaft von kaum einem Dutzend erleſener Perſonen, zu denen auch der geiſtreiche Baron Bibra gehörte, ſeines Berufes ein Chemiker, dann Reiſender in Süd-Amerika und Novelliſt auf dem lokalen Gebiete ſeiner Reiſen. In amüſantem Fabulieren — um

kein anderes Wort zu gebrauchen — übertraf ihn niemand. Da auch andere Gäste kamen und das kleine Gemach buchstäblich ausfüllten, so war im Winter eine Luft in demselben, ein Qualm, Rauch und Dunst zum Ersticken. Ich habe nie etwas Ähnliches von sogenannter Gemütlichkeit der Kneipe wieder gesehen und auch nie vorher erlebt, obwohl unsere enge Bubenreuther Kneipe mit fünfzig bis sechzig rauchenden Kommilitonen darin auch etwas leistete. An Luft gewöhnt, konnte ich nur hineinblicken, um sofort zurückzuprallen. Es war auch nicht ungefährlich, denn von jenem Tische, den, wie gesagt, ein Dutzend Gäste umgab, starben drei der Teilnehmer in einem und demselben Winter: einer fiel am Stammtische vom Stuhl und war tot, ein zweiter brachte sich noch nach Hause und starb, vom Schlage getroffen; der dritte erhob sich eines Morgens im Bette und sank tot zurück. Da war es dann mit der Gemütlichkeit des „Schwänle" für eine Weile zu Ende.

Mußte ich schon damals solchen echt Nürnberger Genüssen fernbleiben, so hatte ich doch manches andere Vergnügen, welches das Museum mit sich brachte. Sowohl die Jahresversammlung brachte interessante Gäste herbei, als auch sonst bedeutende Menschen sich einstellten, das Museum kennen zu lernen, dessen Ruf mehr und mehr ins Wachsen kam. So habe ich schon Bogumil Goltz erwähnt, so verbrachte ich mehrere höchst reizende Abende mit Rietschel, dem Bildhauer, der seinen Arzt in Nürnberg hatte. Zuweilen traf es sich, daß unser Vorstand bei solcher Gelegenheit nicht anwesend sein konnte und mir die Begleitung überließ, da der zweite Vorstand lieber bei seiner ruhigen Arbeit blieb. So lernte ich noch Varnhagen von Ense und seine damals noch unberühmte Nichte Ludmilla von Assing kennen, ein echt norddeutsches Dämchen mit scharfen und klugen Gesichtszügen, und verbrachte mit ihnen angenehme Stunden. So geschah

es auch, daß ich einmal mit dem alten Fürſten Wallerſtein, der eine Zeit lang unter König Ludwig I. der leitende Staatsmann Baierns geweſen war, ein paar Stunden lang im Kreuzgange der Karthauſe auf und ab wanderte. Da ich damals, jung an Jahren, das Talent des Zuhörens beſaß, ſo wurden die alten Herren redſelig und offen, und ich erfuhr mancherlei Dinge, die mein Intereſſe und meine Wißbegier reizten. Waren es auch nur kurze Momente im Leben, ſo blieben es doch Erinnerungen, angenehme Erinnerungen für die Zeit, die nun gekommen iſt, da ich nichts mehr zu erleben habe, ſondern den Ereigniſſen, dem Laufe der Welt nur von ſeitwärts her aus der ſtillen Ecke zuſchaue.

Nach dem Jahre 1858 löſte ſich unſer kleiner Kreis nach und nach auf. Einer nach dem anderen verließ das Muſeum, ſeiner neuen Berufung nachzugehen. Ich war einer der Erſten, da im Auguſt 1858 mein Wunſch, bleibend nach Wien zu kommen, in Erfüllung ging. Auch unſer alter „Baron" wurde im Jahre 1862 ſeiner Vorſtandſchaft müde. Er hatte ja erreicht, was er gewollt und erſtrebt hatte, ſeine Schöpfung ſtand geſichert für alle Zeiten. Aber die zehn Jahre unausgeſetzter Sorgen und Mühen, die noch kein Ende hatten, ſcheint es, hatten ihn vor der Zeit mürbe gemacht. Er legte ſeine Vorſtandſchaft nieder und blieb der Anſtalt nur als Ehrenpräſident verbunden. Nach einem nicht glücklichen Intervall folgte ſodann Auguſt Eſſenwein, der wie bekannt, das Muſeum in ſeinen Sammlungen und Gebäuden im Laufe der Jahre zu großer Entfaltung gebracht hat.

Siebentes Kapitel.

Kultur, Kunſt, Koſtüm.

Verzeiht, es iſt ein groß' Ergötzen,
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen.

Zwei Bücher ſind es, die auf mein geiſtiges Leben einen entſcheidenden Einfluß geübt haben, beide heute wie verſchollen und vergeſſen. Das eine, das mir etwa in meinem fünfzehnten oder ſechzehnten Lebensjahre in die Hände fiel, war Johannes von Müllers „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geſchichte der Menſchheit.“ Kurz, treffend, voll Urteil und Gedanken, aus großer, überſchauender Weltanſicht geſchrieben, hätte es meines Erachtens ein standard work ſein ſollen, ein klaſſiſches Buch, das immer neu geleſen, in immer neuen Auflagen hätte erſcheinen müſſen. Statt deſſen, wer lieſet es noch? Wer kennt es noch, wenn nicht der Litterarhiſtoriker, der doch einen Mann wie den großen Schweizer Geſchichtsſchreiber nicht übergehen kann? Auf mich hat das Buch damals eine mächtige Wirknng geübt. Ich las es wieder und wieder faſt bis zum Auswendigwiſſen; es beſtimmte meine Liebe zur Geſchichte und weckte ſchon damals in mir den Wunſch, mein Leben, ſoweit es der Wiſſenſchaft gehörte, der Geſchichtſchreibung zu widmen. Und dabei iſt es ja auch geblieben.

Das zweite Buch ſind Schnaaſes „Niederländiſche Briefe.“ Ich bekam ſie zufällig als ein Geſchenk meines künſtleriſchen Freundes Kaſpar Scheuren. Auch dieſes Buch iſt vergeſſen. Der Verfaſſer ſelbſt hat es vergeſſen gemacht durch ſein großartiges Werk über die allgemeine Kunſtgeſchichte, das wir noch immer als erſtes Werk auf ſeinem Gebiete zu betrachten haben, trotz aller Einzelſtudien oder allgemeiner Darſtellungen, die

faſt ſchon zu einer Bibliothek herangewachſen ſind. In jenen „Niederländiſchen Briefen" iſt der Verfaſſer ſelber noch jung und wie ein Lernender, aber ein Lernender, der in dem, was er ſieht, alle Beziehungen aufzudecken weiß: er ſieht nicht bloß den künſtleriſchen Wert und die kunſtgeſchichtlichen Verbindungen, er ſieht die Verbindung mit der Nationalität, mit der Natur des Landes, mit der Geſchichte von Land und Volk. Von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz ſchreitend, findet er hier die hiſtoriſche Malerei, dort die Landſchaftsmalerei oder das Genre, anderswo die gotiſche oder die Renaiſſancearchitektur vorherrſchend vertreten, und hier allemal knüpft er an und legt das Weſen eines jeden Kunſtzweiges theoretiſch wie geſchichtlich und kunſtgeſchichtlich mit einem Verſtändnis und einer Klarheit dar, daß uns alles ſo begreiflich wird und wir tief in das Weſen der Kunſt einzudringen glauben. Ich las das Buch in Düſſeldorf zu jener Zeit, da ich eben mit den Künſtlern in perſönlichen Verkehr trat und meine Vorſtellungen von den Dingen der Kunſt noch völlig ungeklärt waren. Ich war ein Suchender und hatte noch wenig gefunden. Da traf mich das Buch wie eine Erleuchtung; es wies mir meinen Weg. Sein Inhalt, ſeine Erklärungen, ſeine Art der Betrachtung und Darſtellung fielen durchaus ſympathiſch auf einen vorbereiteten Boden. Es war mir, als hätte ich das Buch ſelber ſchreiben können — freilich zwanzig Jahre ſpäter.

Wenn Johannes von Müllers Buch mich für die Geſchichte gewann, ſo waren es Schnaaſes Briefe, welche mir die Richtung in den geſchichtlichen Arbeiten beſtimmten. Ich hatte mich mit Vorzug und Neigung bisher mit der Kulturgeſchichte beſchäftigt. Das Gerippe der Weltgeſchichte, die großen Kriege, die ſtaatlichen Veränderungen, das alles hatte ich ſo ziemlich inne, um jedes Ereignis an ſeinen Platz ſetzen zu können:

die großen Menschen der Geschichte, wie z. B. Alexander der Große in Droysens ausgezeichnetem Werke, Plutarchs Lebensbeschreibungen, konnten mich hinreißen, die Schlachtenbeschreibungen, die diplomatischen Verhandlungen ließen mich kalt. Mir schien es, als ob es immer noch etwas Interessanteres gäbe als gerade die Politik im gewöhnlichen Sinne und in gewöhnlicher Darstellung. Die Richtigstellung der Thatsachen, wie sie bis heute aufgefaßt wurde, ist ja eine schöne, ich möchte vielmehr sagen, eine ehrliche Aufgabe, immer doch von subjektiver Auffassung abhängig, so viel man die Chroniken prüft und in den Archiven herumsuchen mag. Aber in diesen Thatsachen schien mir die Geschichte nicht beschlossen. Neben jenen Thatsachen, welche nur den politischen Stand der Dinge, die Verhältnisse der Völker und Länder zu einander verändern, schienen mir noch andere zu bestehen, welche der Geschichtschreibung wert und würdig sind, die Thatsachen nämlich, an denen wir das Werden und Wachsen des Menschengeistes erkennen, an denen wir seinen Lebensgang, seine Entwicklung von den untersten Stufen, von der Roheit des prähistorischen Menschen bis auf den heutigen Zustand verfolgen. Man nennt das gewöhnlich Kulturgeschichte oder, wie die Franzosen sagen, Geschichte der Zivilisation. Ich möchte lieber sagen: Biographie des Menschengeistes oder der Menschheit; letztere Bezeichnung wäre allumfassend, Kriege und Politik einschließend aber diese eben nur als einen Teil der Geschichte, nicht als die Geschichte.

Waren diese Ideen auch damals, als mir Schnaases Buch in Düsseldorf in die Hände fiel, noch keineswegs ausgereift, so waren sie doch so weit schon vorgeschritten und hatten sich in meinem Geiste so festgesetzt, um von ihnen aus die Brücke zur Kunst zu schlagen und in ihrer Verbindung, das ist in den Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen Kultur

und Kunst, die Art der Betrachtung und Darstellung zu finden, welche meinem Wesen, meinen Neigungen, meinem bisherigen Studiengange entsprach. Die Kunstgeschichte war oder wurde mir ein Teil der Kulturgeschichte. Ich lernte sehen, wie die Kunst aus dem Stande der gleichzeitigen Bildung, aus den nationalen Eigentümlichkeiten, im vollen Zusammenhange mit der Zeitgeschichte und ihrem Charakter hervorging. Die Anregung zu dieser Art der Auffassung, wenigstens die Klarheit in diesen Gedanken, verdanke ich Schnaases genanntem Buche.

Freilich vom Verständnis bis zur Anwendung dieser Idee war ein weiter Weg. Einerseits fehlten mir noch die Detailkenntnisse nicht sowohl der Kunstgeschichte, die ja leicht zu haben waren, als der Kunstgegenstände, zu denen man schwerer gelangen konnte. Dazu mußte man selber Sammler sein, viele Reisen machen, oder ein Museum unter den eigenen Händen haben. Da ich nun an das germanische Museum kam, dessen Hauptinhalt bei weitem mehr kulturgeschichtlicher als kunstgeschichtlicher oder künstlerischer Natur war, so mußte es denn auch geschehen, daß im Anfange bei mir die Kulturgeschichte der Kunst den Rang ablief. Das Material, das mir zum Lernen wie zur Bearbeitung zur Verfügung stand, brachte es so mit sich.

Es kam ein anderer Umstand hinzu. Die kulturgeschichtlichen Neigungen, denen ich nachging, waren ja nichts, was mir besonders zu eigen war; sie erwachten und lebten damals in vielen Köpfen und überall in Deutschland, in Frankreich wie in England. Man war eben jener trockenen politischen Geschichtschreibung mit ihrer Richtigstellung der Thatsachen und ihrer Beschränkung auf dieselbe herzlich satt; man hatte das Gefühl, daß eine Friedensgeschichte der Menschheit, die ebenso ihre Eroberungen und ihre Heroen, ihre „Ritter des

Geiſtes“ hatte, doch weit intereſſanter ſein müſſe. Aber was war Kulturgeſchichte? Was war ihr Inhalt? Was alles gehörte in ihren Bereich hinein? Was war ihr Umfang? Wo waren ihre Grenzen? Und ſolcher Fragen gab es viele.

Darüber nun war damals unleugbar noch große Unklarheit vorhanden; die erſten kulturgeſchichtlichen Arbeiten, die in Zeitſchriften oder Büchern erſchienen, legten ein ſicheres Zeugnis davon ab. Man nahm eben alles als Gegenſtand der Kulturgeſchichte, was nicht der Politik oder der Kriegsgeſchichte angehörte: Sage und Mythe, Religion und Aberglauben; Kunſt, Litteratur und Wiſſenſchaft, Koſtüm und Mode, Sitten und Gebräuche u. ſ. w. Unſere Kollegen am Muſeum von der Germaniſtik machten uns anderen, die wir den Eifer für Kulturgeſchichte teilten, den Einwand, daß man noch gar nicht wiſſe, was Kulturgeſchichte ſei. Das war auch zum Teil richtig, da es ja eine anerkannte Definition nicht gab, indeſſen konnten wir ihnen erwidern, daß die germaniſtiſche Wiſſenſchaft bereits ein Jahrhundert alt ſei, und ihre Gelehrten — es war das eben am Muſeum geſchehen — dennoch darüber ſtritten, ob ſie Philologie, d. h. Sprachforſchung oder Archäologie, d. i. Altertumskunde, ſei. Beide Auffaſſungen hatten Anhänger. So mußte ſich auch der Begriff der Kultur erſt mit der Zeit zur Klarheit herausarbeiten. Vorderhand klang das Wort wie ein Schlagwort, das alle diejenigen vereinte, welche mit der bisherigen Geſchichtſchreibung, mit der „Schule“ unzufrieden waren. „Schule“, „Methode“ hatte die Kulturgeſchichte ſicherlich noch nicht. Die Arbeiten ſelbſt mußten ſie, wenn nicht finden, doch zeigen und lehren, was ſelbſtverſtändlich nicht von heute auf morgen geſchehen konnte.

Da erſchien Thomas Buckles wunderbares Buch, und mit ihm hatte die Kulturgeſchichte nicht bloß eine bedeutende

Leistung zu zeigen, sie hatte damit überhaupt das großartigste Geschichtswerk geschaffen, dessen sich das 19. Jahrhundert rühmen kann. Alle gegnerischen Kritiken, so sehr sie sich bemühten, konnten diesen Eindruck nicht hinwegschaffen. Viele hat das Buch angeregt, viele haben es nachzuahmen versucht, keines wieder ist mit so hinreißendem Schwunge geschrieben worden, keines mit so interessantem Inhalte gefüllt. Von dem an ist die Kulturgeschichte anerkannte Wissenschaft geworden; ihr Wesen als einer Geschichte oder Biographie des Menschengeistes hat sich immer klarer herausgestellt; kulturgeschichtliche Behandlung, kulturgeschichtliche Einleitung, kulturgeschichtliche Darstellung, das ist immer häufiger und notwendiger geworden, selbst bei Büchern fernstehender Wissenschaften. Selbst das Haupt der Schule hat sich veranlaßt gesehen, der Münchner historischen Kommission eine „Geschichte der Wissenschaften" vorzuschlagen, womit er eine echte That im Interesse der Kulturgeschichte vollzogen hat.

So weit waren wir damals noch nicht am germanischen Museum. Wir arbeiteten aber unverdrossen auf dem Gebiete der Kulturgeschichte, uns wenig darum kümmernd, ob der Begriff derselben theoretisch schon festgestellt sei oder nicht. Von Leipzig aus kam an uns die Aufforderung, in Nürnberg einen Verein für Kulturgeschichte zu gründen. Es war Karl Biedermann, der Verfasser einer Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts und vieler anderer geschichtlicher Werke, der sich mit uns in Verbindung setzte und die Anregung gab. Wir folgten auch derselben und gründeten diesen Verein, dem unsere Freunde und Kollegen beitraten. Wir hielten, wie es so üblich ist bei Vereinen, unsere Sitzungen und Versammlungen, berieten, beschlossen, teilten auch Arbeiten mit und unterhielten uns hinlänglich gut. Wie ich überhaupt kein großer Freund von Verein und Vereinsleben bin, so

lege ich auch diesem Verein für deutsche Kulturgeschichte (diese Beschränkung hatte er noch) keine besondere Wichtigkeit bei. Viel wichtiger war es, daß daraus eine neue Monatschrift für deutsche Kulturgeschichte hervorging, die uns ein Organ verschaffte, in welchem wir unsere Ideen und Arbeiten zum Druck bringen konnten. Die Redaktion führten die Kollegen Joh. H. Müller und mein Bruder Johannes, der, wie ich schon früher erzählt habe, damals Sekretär des germanischen Museums war. Die Zeitschrift ging zwar nicht in „die weitesten Kreise", aber sorgfältig redigiert, erfreute sie sich doch des Beifalls der Studiengenossen. Doch ging sie nach einigen Jahren wieder ein, weniger aus Mangel an Teilnahme, als weil Redakteur und Mitarbeiter, aus dem Museum scheidend, nach und nach Nürnberg verließen und nach allen Seiten sich zerstreuten. Es löste sich der Zusammenhang, es fehlte das einigende Band, welches wir im germanischen Museum gehabt hatten.

Auch meine ersten Arbeiten erschienen in dieser Zeitschrift, der Kostüm- wie der Sittengeschichte angehörend. Es fand sich am Museum in der Auffeßischen Sammlung eine Anzahl fliegender Blätter, welche mit Abbildungen und begleitenden Versen eine besondere Erscheinung der Zeit des dreißigjährigen Krieges darstellten, Stutzer in modischer Kriegstracht, verliebt und verlumpt, Helden des Wortes, wie sie auch von Ayrer im „Horribiliscribifax" geschildert sind. Ich benützte sie zu einem Aufsatze: „Monsieur Alamode, der Stutzer des dreißigjährigen Krieges". Ein zweiter Aufsatz: „Die Staats-, perrücke und ihre Zeit" ging schon weiter, indem er Sitte, Kostüm Litteratur, Theater und anderes zu einer Schilderung der pompösen und manierierten Zeit Ludwigs XIV. vereinte.

Das Kostüm war es damals, was mich vor allem anzog, und zwar so sehr, daß es der Gegenstand meines ersten

Buches wurde. Ich glaubte es damit abgethan, allein es reizte mein Intereſſe nicht bloß damals, es hat mich feſtgehalten — oft wider meinen Willen — für mein ganzes Leben. Aufforderungen von außen ließen mich immer wieder zum Koſtüm zurückkehren. Den erſten Anſtoß, mich mit dieſem ſo ganz ſpeziellem Zweige der Kulturgeſchichte zu beſchäftigen, gab ohne Zweifel der Verkehr mit meinen Düſſeldorfer Künſtlerfreunden. Dann fand ich in den Sammlungen des germaniſchen Muſeums ein reiches Material zur Geſchichte des Koſtüms, das unter meine Hände und meine Aufſicht kam. Ich erkannte auch bald, wie außerordentlich wichtig die genaue Kenntnis der Trachten und Moden für die Kunſt- und Altertumsforſchung iſt, denn von allen Zeichen und Merkmalen zur Zeitbeſtimmung eines Gegenſtandes, vorausgeſetzt, daß es Figuren dabei giebt, iſt das Koſtüm das genaueſte und ſicherſte. Bis tief rückwärts in das Mittelalter hinein erlaubt es eine Beſtimmung oft auf zehn und weniger Jahre. Einen guten, verläßlichen Führer und Lehrer gab es damals ſchon in Heſner-Altenecks großartigem Werke, das bereits vollendet war. Ich lernte viel daraus.

Aber das war es nicht allein, was mich ſo an die Geſchichte des Koſtüms feſſelte. Nicht das Formelle war es, nicht die Excentrizitäten und Sonderbarkeiten der Mode, nicht ihre Schönheiten oder ihre häßlichen Auswüchſe, nicht ihre Bedeutung zur Zeitbeſtimmung war es ſo ſehr, was mein Intereſſe gefangen nahm, als vielmehr etwas ganz anderes; es war ein ganz anderer Geſichtspunkt, aus welchem ich das Koſtüm mit Vorliebe betrachten lernte.

Je mehr ich mich mit der Geſchichte der Tracht und der Mode beſchäftigte, deſto klarer wurde es mir, daß ihr Wechſel und Wandel nicht das Werk des Zufalls ſei, nicht von der

Laune oder der Willkür einzelner Persönlichkeiten abhänge oder sprungweise von einer Form zur anderen umschlage. Ich fand die Mode, vom Altertum zu geschweigen, schon im frühen Mittelalter thätig und seit dem vierzehnten Jahrhundert bereits in schnellem Wechsel begriffen. Ich sah, ie eine Kleiderform in Umwandlung, oft in unscheinbaren Veränderungen in die andere übergeht und so nach und nach in einen entgegengesetzten Charakter verfällt; ich sah alle Veränderungen immer an demselben Kleidungsstücke vor sich gehen, so daß, was uns als etwas ganz Neues erscheinen will, doch nur das alte Kleidungsstück in neuer Gestaltung ist. Auf diese Weise ist es in Wahrheit richtig, daß wir im Frack nur die römische Tunika tragen, allerdings mit den Veränderungen einer zweitausendjährigen Geschichte, und daß unsere Mäntel, die ja in Italien und sonstwo noch um die Schulter geschlagen werden, die direkten Nachkommen des römischen Pallium sind. Im Zusammenhange damit mußte ich auch erkennen, daß die anekdotische Geschichte, welche die Entstehung gewisser Moden auf gewisse Vorfälle zurückführt, wie z. B. die Schnabelschuhe auf leidende Füße irgend eines Fürsten, regelmäßig Unwahres enthält, indem sich feststellen läßt, daß die so entstandene Mode schon früher vorhanden war und, bald schneller, bald langsamer, nach und nach zu ihrer Ausbildung kam.

Was aber das Wichtigste und Interessanteste ist, es stellte sich heraus, da doch der Wechsel in der Tracht eine Ursache haben muß, daß dieser Wechsel in den Wandlungen der Zeit und ihres Charakters begründet ist. Wie die Zeit sich ändert, so ändert sich auch der Charakter der Tracht, und wenn die Moden ihre scheinbar gleichgiltigen Spielformen haben, so stehen sie doch samt und sonders unter dem Einfluß, unter dem Geiste einer Epoche. Die Zeit, die Geschichte

ist es, welche die Trachten und Moden schafft, nicht die Schneider, noch die Stutzer, noch die Phantasie der Modedamen. Was diese etwa erfinden, sind nur nebensächliche Dinge, die an dem großen Gange nichts ändern und in denen die Erfinder auch nicht unabhängig sind. So giebt es also eine vollständige Parallele zwischen dem Charakter des Kostüms und der allgemeinen Zeitgeschichte.

Dieser Gedanke war es vor allem, der mich reizte und mich zu dem Versuche veranlaßte, ihn durch den Lauf der Geschichte durchzuführen. Das Material, das mir im germanischen Museum zur Hand lag, bestimmte mich, meinen Plan auf Deutschland zu beschränken; da aber die deutsche Tracht, die deutschen Moden im wesentlichen keine anderen waren und sind als die allgemeinen der Kulturvölker überhaupt, selbst im Mittelalter, so mußte eine deutsche Trachtengeschichte von selbst auch zu anderen Völkern hinübergreifen, zumal zu den Franzosen, die ja, nicht immer zwar, zumeist die Führung hatten, in der Kultur wie in der Mode. So entstand meine „Deutsche Trachten- und Modenwelt". Das Kostüm, so mit Kunst, Poesie, Litteratur, Leben und Sitte in Beziehung gesetzt, mußte sich über die materiellen Formen hinaus zu einer gleichwertigen Erscheinung, zu einem wirklichen Zweige der Kulturgeschichte erheben lassen, und das lag auch in der Absicht des Buches. Das Material, das mir bereits am Museum geboten war, ergänzte ich aus anderen Bibliotheken, insbesondere aus der Münchner; ich zeichnete viele hunderte von Kostümen, ganz oder teilweise, in Nürnberg und auf Reisen und legte mir dadurch selbst eine Kostümsammlung an. Ich hatte durch diese eigenen Zeichnungen den Vorteil, daß sich mir Farben und Formen fest in das Gedächtnis einprägten und ich sie zum Vergleiche stets bereit hatte. So entstand jenes mein Erstlingswerk.

Ich gab es ohne Abbildungen, weil ich es als ein Geſchichtswerk zum Leſen gedacht hatte, nicht als ein Bilderbuch, wie alle nachfolgenden Koſtümwerke. Das Manuſkript hatte ich noch gänzlich in Nürnberg vollendet; die Herausgabe erfolgte aber erſt im Winter von 1858 auf 1859, da ich Nürnberg bereits wieder und auf immer verlaſſen hatte.

Auch in den nächſten Jahren, da ich bereits nach Wien überſiedelt war, blieb ich der Kulturgeſchichte treu. Es trat in der Art meiner Studien und Arbeiten keine Unterbrechung ein, und inſofern kann ich auch in ihrer Darſtellung einſtweilen fortfahren, bis ich an den Moment komme, wo die Veränderung des Ortes, der Übergang nach Wien, auch dieſer Seite meines Lebens eine neue Richtung giebt und die Beſchäftigung mit der Kunſt wieder in den Vordergrund treten läßt. Dieſer Zeitpunkt iſt der Beginn der kunſtgewerblichen Beſtrebungen in Wien und die Gründung des öſterreichiſchen Muſeums für Kunſt und Induſtrie.

Meine Trachtengeſchichte, die ſich der Gunſt Friedrich Viſchers und noch des alten katoniſchen Kritikers Wolfgang Menzel erfreut hatte, brachte mir die Einladung zur Teilnahme an einem litterariſchen Unternehmen, welches beſtimmt war, die Geſchichte ſowohl wie die deutſchen Geſchichtſchreiber in Deutſchland volkstümlicher zu machen, als es bisher der Fall geweſen war. Der beliebte Volksſchriftſteller Ferdinand Schmidt in Berlin hatte ſich dieſe Aufgabe geſtellt und glaubte ſie durch eine „Bibliothek“ kleinerer, populär geſchriebener Geſchichtswerke erfüllen zu können, mit denen Porträt und Biographie des Verfaſſers verbunden ſein ſollte, letzteres eine Aufgabe, die für das ſtille Leben eines Gelehrten nicht immer angenehm zu löſen war. Ich befand mich damals in mittelalterlichen Studien, exzerpierte für meine beſonderen, weitergehenden kulturgeſchichtlichen Zwecke die Geſchichtſchreiber,

Chroniken und Dichter des Mittelalters, und ſo wählte ich demgemäß mein Thema: die ritterliche Geſellſchaft im Zeitalter des Frauenkultus. Die Ausarbeitung machte mir viel Vergnügen, wie ich mich denn überhaupt gewöhnte, was mir im Kopfe lag, ſo niederzuſchreiben, wie es mir ſelber gefiel, ohne jede Rückſicht auf den Leſer oder einen beſtimmten Leſerkreis und deſſen etwaigen geiſtigen Standpunkt.

Eine große, für mich bedeutende Ausnahme muß ich allerdings zulaſſen: die Geſchichte des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein, eine Arbeit, die ich ſchon in dieſer Zeit begann, wenn ſie auch erſt viel ſpäter zur Vollendung kam. Es war nicht ein Gegenſtand meiner Wahl, denn archivaliſche Studien, wie ſie in dieſem Falle erforderlich waren, lagen mir ferne; als mich aber der junge Fürſt Johannes, ſobald er zur unabhängigen Regierung gekommen war, zu einem ſolchen Werke aufforderte, nahm ich das mit Freuden an, denn ich hoffte und wollte mit dieſer Arbeit eine Schuld der Dankbarkeit dem fürſtlichen Hauſe Liechtenſtein löſen und zugleich ein Werk liefern, das für die Familie ſelbſt auf immer Bedeutung hätte. Leider genügte das urkundliche oder ſonſt ſchriftliche Quellenmaterial, das ich in den Liechtenſteinſchen Archiven zu Wien und Butſchowitz fand, ſehr wenig zu einer eigentlichen geſchichtlichen Darſtellung, und ich mußte mich für die Vorſtudien ſehr weit umſchauen. Das verzögerte wohl einerſeits die Arbeit, indeſſen wuchs mir andererſeits der Stoff unter den Händen ſo an, daß aus dem einen Bande, den ich mir vorgenommen hatte, ihrer drei wurden. Dafür denke ich, wird nicht leicht ein zweiter Schriftſteller kommen, der den Gegenſtand mit gleicher oder größerer Ausführlichkeit wieder aufnimmt, und ſo bleibt dem Buche ſein Wert für lange Zeit bewahrt.

Schließlich, bevor ich, ſo zu ſagen, zur äußeren Geſchichte

meiner erſten Wiener Jahre übergehe, muß ich aus dieſer Zeit noch eines Umſtandes erwähnen, der zunächſt nur litterariſche Bedeutung hatte, alsdann aber für die zweite Hälfte meines Lebens völlig entſcheidend wurde. Dies war meine erſte Bekanntſchaft mit Eitelberger. Wir trafen uns zuerſt gelegentlich einer Vorleſung, die ich im Altertumsvereine hielt. Er forderte mich zur Teilnahme an der „Wiener Zeitung“ auf, bei welcher er damals den litterariſchen Teil redigierte. Ich nahm an und berichtete fortan über neue Geſchichtswerke der Engländer und Franzoſen. Wenig ahnte ich damals, wie wir alsbald auf Jahrzehnte hinaus zu gemeinſamer Arbeit verbunden ſein würden.

Achtes Kapitel.

Die erſten Jahre in Wien.

I would not give my Irish wife
For all the dames in Saxon land.

Es war wohl eine entſcheidende Wendung in meinem Leben, als ich im Auguſt des Jahres 1858 nach Wien überſiedeln konnte. Der regierende Fürſt Alois von Liechtenſtein, der mich ſeit jener Zeit, da ich mit der fürſtlichen Familie Solms ſein Gaſt in Liechtenſtein und Eisgrub geweſen war, in wohlwollender Erinnerung behalten hatte, berief mich als ſeinen Bibliothekar und betraute mich zugleich mit der Aufgabe ſeines Beirates in Dingen der Kunſt und des Altertums, zu denen der Fürſt als Kunſtliebhaber, als Bauherr im großen Stil, als damaliger Präſident des Altertumsvereines mannigfache Beziehungen hatte. Eine kunſtverſtändige Perſönlichkeit mochte ihm dabei wohl dienſtlich ſein, wie mir

denn auch der erſte Auftrag wurde, mit dem Maler Amerling und dem alten, hochbetagten Galeriedirektor Dallinger eine Prüfung der Bildergalerie vorzunehmen, in welche mit der Zeit allerlei Unwürdiges hineingekommen war.

Mein ſehnlichſter Wunſch wurde damit erfüllt. Wien hatte es mir ja angethan. Außerdem daß ich nunmehr in der Stadt leben ſollte, die ich mir bei voller Freiheit und Unabhängigkeit ſelbſt erwählt hätte, war ich auch in den Stand geſetzt, mir ein eigenes Heim zu gründen. Ich fand volle Muße, meinen ſchriftſtelleriſchen Neigungen nachzugehen, unterſtützt von einer Bibliothek, die mir ein erwünſchtes Hilfsmaterial der mannigfachſten Art darbot. Wie wenige in Wien, ſelbſt ſolche, die ſich um Litteratur und Wiſſenſchaft kümmern, kennen dieſe Bibliothek! Niemand aus der Fremde ſucht ſie auf oder weiß von ihr. Und doch wäre ſie eine Sehenswürdigkeit von Wien! Faſt verſteckt liegt ſie hinter einem der Liechtenſtein-Paläſte in der Herrengaſſe und verbirgt, wie man ſagen möchte, ihre Schätze. Viele beſuchen die Böſendorferſchen Konzertſäle, welche aus der ehemaligen Reitſchule gemacht worden, und kaum einer ahnt oder weiß, daß darüber in einem Rieſenſaale zahlreiche Koſtbarkeiten der Litteratur ſich befinden, daß dort eine große Bibliothek aufgehäuft, nein, wohlgeordnet vorhanden iſt. Sie mag gegen hunderttauſend Bände zählen.

Die Herren und Fürſten des Hauſes Liechtenſtein ſind immer den Künſten und Wiſſenſchaften geneigt geweſen, und ſo iſt es denn auch ſchwer zu ſagen, wer der eigentliche Gründer der Bibliothek war oder wann die Sammlung der Bücher begonnen worden. Es gilt das Gleiche wie von der Bildergalerie. Inkunabeln ſind zahlreich, viele erſte Ausgaben und Drucke noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ſie ſind wohl erſt ſpäter erworben. Eine Anzahl Bücher aber mit den alten

Original-Einbänden tragen in Gold gedruckt den Namen des Herrn Hartmann von Liechtenstein, des Stammvaters der jetzigen fürstlichen Linie, eines, wie es scheint, hochgebildeten Herrn, der nach der damaligen Sitte des protestantischen österreichischen Adels im sechzehnten Jahrhundert, seine Studien im Auslande gemacht hatte. Diese Einbände von reich vergoldetem Schweinsleder sind Pariser Arbeit. Unter den späteren Fürsten war es im achtzehnten Jahrhundert insbesondere Fürst Wenzel, der Begründer der österreichischen Artillerie, der die Bibliothek mit zahlreichen und kostbaren Werken bereicherte. Schön und sorgfältig eingebunden und mit seinem Wappen und Namen als Stempel versehen, zeigen sie ihn als wirklichen Bücherfreund. Die jetzige Gestaltung der Bibliothek, der Bau des Riesensaales ist ein Werk des Fürsten Alois I. am Ende des vorigen Jahrhunderts, ein Bau nicht ohne architektonische Bedeutung. Über der alten Reitschule, die keine Säulen oder Pfeiler duldete, schwebt er gewissermaßen, mit Ketten, die von hölzernen Säulen verdeckt sind, im kolossalen Gebälke des Dachstuhls aufgehängt. Der Zeit entsprechend, gehört die Dekoration mit ihrer Architektur und Ornamentik in Stuck und Vergoldung dem Empirestil an. Mit Hilfe des gut geführten Katalogs war ich bald zu Hause in dem weiten Raume und unter den Büchern, die hoch bis zur Decke hinaufsteigen. Wie ich denn immer ein Stück Bücherwurm gewesen bin und zuweilen auch ein Lesewüterich, so machte es mir das größte Vergnügen, mit der hohen, auf Rollen sich bewegenden Leiter im Saale auf und ab zu fahren, sie bald hier, bald dort anzulegen und, droben hockend, ein Buch nach dem anderen herauszunehmen und in demselben nach Lust zu „schmökern"; viele angenehme Stunden habe ich in dieser Weise verbracht.

Doch nicht sofort, nachdem ich Nürnberg verlassen hatte,

trat ich meine Stellung in Wien an. Der Fürſt, damals bereits leidend, ja ſchwer krank, befand ſich mit der fürſtlichen Familie in Eisgrub, wo die Jagdzeit bereits begonnen hatte. So blieb auch ich einſtweilen dort, da der Fürſt mich in ſeiner Nähe haben wollte. Arbeit jedoch hatte ich keine andere als meine eigene, indem ich vom zweiten Bande meiner „Deutſchen Trachten- und Modenwelt“ die Korrekturbogen bekam. So hatte ich an dem ſchönen Orte in einer weiten Wald- und Waſſerlandſchaft, die von der Kunſt zu einem großartigen Parke umgeſchaffen worden, wochenlang einen reizenden Aufenthalt. Ich konnte dieſe Zeit der Erholung brauchen, denn ich hatte in Nürnberg viel gearbeitet und viel an Kopfweh gelitten. Damals in jenen wunderſchönen Spätſommertagen des Jahres 1858 ging das alles vorüber, und neu geſtärkt konnte ich mein Tagewerk in Wien beginnen.

Ich denke, es war am 5. Oktober, als der Fürſt mich für Wien entließ. Tags zuvor hatte die feſtliche Einweihung der neugebauten Schloßkirche ſtattgefunden, mit welcher der ganze gotiſche Umbau des Schloſſes ſeinen Abſchluß erhalten. Ich hatte für die Kirche den Altar zu Nürnberg in Krelings Schule machen laſſen, und ſollte nun das Feſt noch mit erleben. Der Fürſt hatte ſich ſoweit wieder erholt, daß er der Weihe und dem Bankett anwohnen konnte. Er hatte die Vollendung ſeines Lieblingsſchloſſes geſehen, aber auch eben nur geſehen. Viele Jahre hatte er dem Bau wie der inneren Ausſtattung Sorge, Mühe und Koſten gewidmet; es war wohl die liebſte Arbeit ſeines Lebens. Nun hätte er ſich an dieſem ſchönen Sitze inmitten all der großartigen Jagdgebiete und Jagdanlagen der befriedigten Ruhe hingeben können, aber mit ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für die Jagd war die Ruhe das letzte, was er ſuchte. Und ſo geſchah es denn, daß ihm dieſe Leidenſchaft ſelber zum Verderben werden ſollte. Bei ſeiner

ſtarken Natur immer wieder Herr ſeiner Krankheit, fiel er immer aufs neue in dieſelbe zurück, ſobald es wieder „auf den Hirſch“ ging. An dem Tage, da ich ſchied, war ihm im Moment, als er ſchießen wollte, das Gewehr aus der Hand gefallen. Noch einmal wohnte er der Faſanenjagd bei, in der Remiſe auf einem Stuhle ſitzend, nur als Zuſchauer. Kaum ein paar Wochen war ich in Wien, als die Nachricht von ſeinem Tode kam. Es war ſchon November, und es lag tiefer Schnee, als die Leichen-Feierlichkeiten in der kaum vollendeten Kirche ſtattfanden, von wo die Leiche nach Wranau in die Familiengruft befördert wurde. Ich betrauerte tief und aufrichtig den Tod des edlen, großgeſinnten und dabei ſo gutherzigen Fürſten, dem ich perſönlich die größte Verehrung widmete, hatte ich doch auch alle Urſache zur Dankbarkeit, da ſeine Entſchließung meinen ſpäteren Lebensweg beſtimmte. Das Wohlwollen, das er mir bewieſen, ſetzte ſein junger Sohn und Nachfolger fort und hat es bis auf den heutigen Tag bewahrt.

So war ich denn nun in feſter, geſicherter Lebensſtellung, wenn ich auch ferner auf reichliche Arbeit angewieſen war, nicht ſowohl den Kampf ums Daſein zu führen, als mein Leben ſo zu geſtalten, wie es etwa in beſcheidener Weiſe meinen Neigungen und Wünſchen entſprach. Hatte ich doch Muße und Arbeitsmaterial in hinlänglicher Menge. Dazu die Ausſicht und die Möglichkeit, mir bald ein eigenes Heim zu gründen, in welchem auch Herz und Gemüt Befriedigung fänden.

Trotzdem verfloß der Winter ziemlich einſam und öde. Mein früherer Aufenthalt in Wien war zu kurz und vor allem zu gebunden geweſen, um mich in Stadt und Menſchen einzuleben. Ich hatte zwar Freunde und machte bald neue Bekanntſchaften, aber es iſt doch ſchwer für den gebornen

Kleinſtädter, ſich in dem Getreibe der Großſtadt zurechtzufinden und ſo heimiſch zu fühlen, um ruhig, freien Kopfes und ſicheren Schrittes ſeinen Weg zu gehen. Ich wandelte umher wie ein Träumender. Es hat das freilich auch ſeinen Reiz. Alles intereſſierte mich, alles regte mich an, die neuen Menſchen, die neuen Dinge, die neue Lebensweiſe und Sitte, der Zuſammenfluß von Orient und Occident, von Süd und Nord, die vielen Nationalitäten und bunten Koſtüme: es war eben eine andere Welt, die mich umgab. So koſtete es Zeit, mich unter alledem zu faſſen und die Ruhe des Geiſtes wieder zu gewinnen, um ſo, wie ich gewohnt geweſen, Tag um Tag gleichmäßig weiterzuarbeiten. Es war mir ſchwer, die Gedanken auf den Gegenſtand, den ich zu arbeiten hatte, zu konzentrieren; es drängten ſich ihrer zu viele herbei. Dazu hauſete ich einſtweilen, da die mir beſtimmte Wohnung noch nicht frei war, in ungemütlichen, dunklen, kalten, melancholiſchen Räumen, in den Nebenzimmern der Bibliothek. Auch die Geſundheit, die der Akklimatiſierung bedurfte, ließ zu wünſchen übrig. Eine behagliche, wohlige Stimmung konnte nicht aufkommen. Ich arbeitete wohl, doch nicht mit der rechten Freudigkeit; ich wagte auch nicht, mich an eine größere Aufgabe zu machen. Es waren einzelne Aufſätze, Abfälle der Koſtümgeſchichte, möchte ich ſagen, wie Gedanken und Themen ſo nebenbei ſich einſtellen, wenn man eine große Arbeit im Zuge hat. Ich dachte mehr an die Zukunft als an die Gegenwart und verwendete den größten Teil meiner Zeit darauf, für ſpätere Arbeiten Material zu ſammeln. Ich las viel, füllte mein Gedächtnis an und machte Auszüge insbeſondere aus den Schriftſtellern und Dichtern des Mittelalters in kulturgeſchichtlicher Richtung, die ich auch ſpäter wenig benützen konnte, da ich alsbald zu ganz anderen Gegenſtänden abgelenkt wurde und die Kunſt wieder in den Vorder-

grund trat, wie ich das im vorigen Kapitel ſchon angedeutet habe.

So ging der erſte Winter hin, nicht gerade in beſonders erfreulicher Weiſe, und als ich mich ſo ziemlich in der Großſtadt und in all den neuen Verhältniſſen eingelebt hatte, war der erſte Frühling da, und ich ſtand vor einer großen Reiſe. Ich hatte mich in Nürnberg verlobt, und zwar mit einer jungen Irländerin, die ich nun als meine Frau mir von Irland holen ſollte. Dort in Dublin ſollte die Hochzeit ſein.

Gegen Ende März des Jahres 1859 machte ich mich auf die Reiſe. Es hatte früh eine Reihe warmer Tage gegeben, und ſchon waren wir auf dem alten Glazis unter blühenden Kaſtanienbäumen ſpazieren gegangen, da kam der Rückſchlag, Schnee und naſſes und kaltes Wetter, das mich faſt nie verließ, bis ich im Anfang Mai wieder nach Wien zurückkam. Unter faſt fortwährendem Schneegeſtöber fuhr ich nach Rotterdam, Schnee begleitete mich auf meiner Fahrt quer durch England, ſelbſt gegen Ende April erlebte ich noch Schnee im Süden des Landes. Viermal kreuzte ich die See, und wenn nicht Sturm, ſo hatte ich doch immer ſchlechtes Wetter dabei. Da ich frei vom Übel blieb, erhielt ich vom Kapitän ſogar das Kompliment, a good sailor zu ſein.

Von dieſer Seite, das heißt der Wetterſeite, war mein erſter Eindruck von England kein erfreulicher: um ſo liebenswürdiger war der von ſeinen Bewohnern. Obwohl der damned German, wie ein alter Onkel ſich auszudrücken beliebte, ſich the nicest girl of England wegholte (er hatte nicht ganz Unrecht) und ich als wildfremder Menſch in urengliſche Familien hineinfiel, fand ich doch überall bei Verwandten wie Freunden meiner Braut die herzlichſte und liebevollſte Aufnahme, willkommen als Sohn, Bruder und Freund, als Angehöriger des Hauſes.

Eine englische Trauung ist leicht gemacht. Befangen in kleinstaatlichen, unter Umständen auch großstaatlichen Vorurteilen, fragte ich an, was alles an Papieren und Dokumenten ich mitbringen müsse. Gar keine, lautete die Antwort; es ist nur nötig, daß eines der Brautleute vierzehn Tage am Orte der Trauung anwesend gewesen. Dem war ohne mich Genüge geschehen. Am Hochzeitmorgen ereignete sich ein bemerkenswerter Zufall, wie ich solcher auffallender Zufälle mehrere im Laufe der Jahre erlebt habe. Als ich früh erwachte, hörte ich von unten herauf wohlbekannte Klänge. Ich trat an das Fenster und sah gerade vor unserem Hause in Sackville Street eine wandernde Bande böhmischer Musikanten, ihre heimischen Weisen spielend, gerade als ob sie bestellt wären, mich festlich zu begrüßen. Ich ließ mir das unabsichtlich gebotene Morgenständchen bestens gefallen und nahm es als frohe Botschaft aus dem fernen Österreich.

Eine Trauung nach anglikanischem Ritus, wie ich sie nun in St. Thomas-Church in Dublin erlebte, unterscheidet sich mehrfach von der protestantischen in Deutschland oder in österreichischen Landen. Zunächst geht der Bräutigam nicht im Frack, sondern im blauen Gehrock; es ist ja Vormittag, und der Frack gehört in England nur für Diner und den Abend. Sodann erhält nur die Braut einen Ring, den der Bräutigam ihr ansteckt, er selbst geht leer aus. Zum dritten begnügt sich der Ritus nicht mit dem einfachen Ja auf die Fragen des Geistlichen, sondern Braut und Bräutigam haben ein langes Gelöbnis dem Geistlichen nachzusprechen. Wohlweislich hatte ich es vorher auswendig gelernt. Auch das Hochzeitsmahl hat seine Eigentümlichkeit, bestehend in einem mächtigen, wunderbaren Kuchen, einem Monumente von plastisch-architektonischer Bedeutung. Man begreift dabei, wie einem Zuckerbäcker ein akademisches Studium notwendig ist. Bei

uns ist es zuweilen umgekehrt. Wie viele Denkmalentwürfe bei Konkurrenzen haben wir gesehen, die aussahen, wie vom Konditor aus Lebkuchen gemacht. Nach der Hochzeit wird das Werk zerstört, der Kuchen wird verteilt und die Stücke wandern zu allen Freunden und Freundinnen, selbst nach dem fernen Indien. Er ist solide und verträgt weite Reisen.

Von Irland habe ich damals bei dieser meiner ersten Anwesenheit nicht viel gesehen, nur was um die Bucht von Dublin herumliegt und die wunderschönen romantischen Thäler und Höhen der Grafschaft Wicklow, soweit man sie auf kürzeren oder längeren Ausflügen erreichen kann. Es war Anfang und Mitte April, die hochstämmigen Buchen hatten ihr Laub noch nicht entwickelt, und dennoch waren die Wälder grün. Üppiger Epheu schlang sich um die weißen Stämme und drang bis in die Kronen hinauf, daß sie wie belaubt erschienen, und unter diesem Dache standen schlanke Lorbeergebüsche, vielmehr Busch und Baum, mit glänzenden grünen Blättern und weißen Blüten. Hier und da blickte in die Thäler das blaue Meer hinein, das am felsigen, zerrissenen Strande brandete und schäumte.

Es waren reizende Fahrten mit höchst eigentümlichem Fuhrwerk, das leicht und schnell wie auf parkettierten Straßen dahinrollte, vorbei an schönen Landsitzen, an sagenberühmten, epheubedeckten Ruinen von Kirchen und Kapellen. Das Irland eigentümliche Fuhrwerk nennt sich outside car, auch jolting car genannt, denn Stöße bekommt man genug damit. Es ist ein „Außensitzwagen", wie man übersetzen könnte, mit einem Pferd und zwei hohen Rädern, über denen die Gäste, je zwei und zwei, nach rechts und links sitzen, kaum mit den Füßen gestützt und mit einer Hand sich seitwärts festhaltend. Das Fahrzeug ist durchaus nicht ungefährlich, wenn es in raschem Fluge dahinrollt, wie ich mich später selbst überzeugen

ſollte. Bei einem ſolchen Ausflnge fanden wir eine Dame, die, des Wagens und ſeiner Art unkundig, von demſelben herabgeſtürzt war, tot auf dem Boden liegen. Sonſt kann man ſich die Fahrt mit dem völlig freien luftigen Sitz nicht angenehmer vorſtellen.

Nach einigen Wochen engliſchen Familienlebens ging es dann heimwärts über London nach Portsmouth und der Inſel Wight zu neuen Verwandten und neuen Frennden. Selbſt hier im Süden Englands war der Frühling noch nicht erwacht, und der üppig wuchernde Epheu mußte das fehlende Laub erſetzen. Es war ein echter Apriltag, Schneegeſtöber flogen über Meer nnd Land, als ich mit einem neuen Verwandten, einem Marine-Offizier und Kommandanten einer Yacht der Königin, Sir Alfred Balliſton, die „Victoria and Albert“ und dann die alte „Victory“ beſnchte, das Linienſchiff, auf welchem Nelſon in der Schlacht bei Trafalgar ſeinen Tod gefunden hatte. Still für immer lag es in der Bucht von Portsmouth und wurde nur als Schule für die Schiffsjugend benützt. Trotz Schnee und Kälte ſaßen die Knaben auf dem Verdeck unter freiem Himmel, mit blaugefrornen Geſichtern und roten, vor Kälte erſtarrten Fingern, ſchreibend und lernend. Aufgeſpannte Segeltücher trennten die einzelnen Abteilungen oder Klaſſen.

Eines ſchönen Tages — es war einmal ein ſonniger Tag in jenem naſſen April — führte mich Sir Alfred über die ganze Länge der Bucht ans jenſeitige Ende, die großartige Rnine des Schloſſes Portcheſter zu ſehen. Wir hatten ein Boot von ſeinem Schiff, bemannt mit ſechs Matroſen, die luſtig die Ruder führten, und raſch ging es vorwärts. Da ſtießen wir auf ein Hindernis. Rechts von uns lag das Linienſchiff „Agamemnon“ und ſchoß nach der Scheibe, welche ſich an der gegenüberliegenden Seite der Bucht befand. Vor

uns ſahen wir die Kugeln in das Waſſer einſchlagen, eine hohe Fontäne aufwerfen und ein paarmal rikoſchettierend die Scheibe treffen. Wir mußten mitten durch die Schußlinie, umgehen konnten wir ſie nicht. Was thun? Oh, hieß es, ſie werden uns erkennen und aufhören mit dem Schießen, bis wir hindurch ſind. Und ſo geſchah es auch, und kaum hatten wir die Schußlinie paſſiert, als auch ſchon die Kugeln wieder hinter uns in das Waſſer einſchlugen. Und ebenſo wieder war es bei der Rückkehr.

Wir erreichten alſo wohlbehalten unſer Ziel, das als Ruine, wenn man ſo ſagen darf, wohl erhaltene Schloß Portcheſter, das ſich im Hintergrunde der Bucht auf einer Landzunge nicht eben hoch über dem Waſſer erhebt. Viel iſt noch übrig von den einſtmals ſo bedeutenden Bauwerken; einiges reicht noch in die normanniſche Zeit, das meiſte jedoch iſt von gotiſcher und ſpätgotiſcher Bauart. Nach Landesart und Sitte, möchte man ſagen, hat auch hier wieder der Epheu ſein üppiges Spiel getrieben, die architektoniſchen Formen und Dekorationen überwuchert und der Kapelle gewiſſermaßen ein neues grünes Dach gegeben. Es iſt die Aufgabe des Ephens, was vor Alter zerfallen und uns in grauen Steintrümmern öde entgegenſtarrt, wieder jung, friſch, ſchön, maleriſch erſcheinen zu laſſen und ihm neuen Reiz zu verleihen.

Aber nicht bloß den Trümmern verleiht der Epheu ſeinen Reiz; wo immer er in England und Irland mit ſeiner Friſche und ſeinem reichen Wachstum auftritt, weiß er Schönheit und Anmut hervorzuheben. Nirgends iſt mir das reizender und anmutsvoller entgegengetreten als eben in einem kleinen Wirtshauſe in Portcheſter, das wir zum Lunch aufſuchten, nachdem wir die Schloßruinen ſattſam überklettert hatten. Es war ein kleines, ganz kleines ebenerdiges Gemach, in das

wir eintraten, aber welch ein freundlicher Anblick bot sich uns dar! Das Zimmer war im Innern an Wänden und Plafond, um Fenster, Thür und Kamin ganz und gar mit dem dichtesten frischen Epheu überzogen, der mit dickem Stamm von außen hereinwuchs. Es war völlig eine Laube. Im Kamin aber loderte ein Feuer, das seinen roten, flackernden Schein über das blanke, saftige Grün und in die tiefen Schatten zwischen den Blättern hineinwarf. Bei schäumendem Pale ale und gutem Portwein, den der Wirt zu bieten hatte, erschien es mir als das anmutigste und originellste Kneiplokal, das mir im Leben vorgekommen ist. Ich habe es leider nur einmal gesehen, aber die Erinnerung ist so frisch geblieben wie das Grün selber in diesem Gemach.

Da ich nicht Reiseberichte schreibe, so will ich auch von meiner Heimfahrt, die ich zu zweien zu machen hatte, nichts weiter erzählen; sie bot auch nichts Besonderes. Der „Baron Osy" brachte uns ungefährdet nach Antwerpen; von da ging es auf Hamburg und Lübeck, meine eigenen Verwandten zu besuchen, und über Berlin in die neue Heimat nach Wien. Hier war indeß (Anfang Mai 1859) der Frühling wirklich eingetreten; der Prater prangte im schönsten Schmuck und zeigte in den geputzten Menschen, in den herrlichen Equipagen und Pferden, in den bunten Livreen einen Glanz und ein aristokratisches Leben, von dem heute wenig oder gar nichts übrig ist. Damals konnte sich der Prater noch mit dem Hydepark, den wir eben bewundert hatten, an Glanz und Reichtum wohl messen. Wo aber waren die Geschwader der Reiter und Reiterinnen von Rottenrow? Solchen Anblick hat man wohl England für immer lassen müssen. Wo wäre auch diese Fülle von Schönheiten aufzutreiben, wie sie täglich zu London im Hydepark sich versammelt!

Unser neues Heim inmitten der Stadt hatten wir bald

zur Notdurft eingerichtet, und mit gutem Mut und noch beſſerem Humor ſuchten wir die Schwierigkeiten zu überwinden, denen die junge Wirtſchaft begegnete. Waren wir doch beide fremd im Lande, fremd in der Stadt. Was wußten wir vom Latein der Wiener Küche, von der Sprache des Marktes? Drei Tage brauchten wir einmal, um Stachelbeeren zu bekommen, da unſere Köchin weder die deutſche Bezeichnung kannte, noch wir das ſpaniſche Wort „Agraſel", das die Wiener gebrauchen. Und ähnlich ging es mit anderen Dingen. Aber ich möchte die Engländerin ſehen, die ſich nicht alsbald in fremder Sitte, im fremden Lande zurechtfindet! Als die erſte Zeit der Sorge und der Freude kam, waren wir bereits völlig eingelebt.

Einſam und verlaſſen, wie es Fremden in der großen Weltſtadt oft ergeht, haben wir uns nie gefühlt. Großer Geſellſchaft waren wir beide abhold. Uns genügten und uns erfreuten kleine Kreiſe, in denen wir bald herzlichen Umgang und liebenswürdige Freunde fanden, ſo daß wir, in beſcheidenſter Weiſe zwar, faſt nach Goethes Vorſchrift lebten:

Tages Arbeit, Abends Gäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte.

Der Zufall wollte es, daß wir vorzugsweiſe mit Ärzten und Profeſſoren der Medizin verkehrten und unter ihnen unſere erſten und beſten Freunde hatten, die uns auch als ſolche geblieben ſind, bis der Tod faſt alle abgerufen hat. Mein Freund aus der Knaben- und Jugendzeit, Dr. Otto Becker, damals Aſſiſtent bei Arlt, führte uns junge Doktoren zu, von denen der Augenarzt Dr. Brettauer in Trieſt und der Chirurg Czerny in Heidelberg zu großem Rufe gelangt ſind. Von den älteren Gelehrten der Medizin lernten wir zuerſt durch Vermittlung des Malers Gurlitt, der damals in Wien lebte, den großen Phyſiologen Karl Ludwig

kennen, der leider allzu früh für uns Wien verließ. Mit ihm und ſeiner Frau verband uns bald eine herzliche Freundſchaft, die auch ſeinen Weggang überdauerte und nur mit dem Tode geendet hat. Von allen Gelehrten, die ich im langen Leben habe kennen gelernt, verſtand es keiner wie er, die Tiefe ſeiner Wiſſenſchaft mit geiſtvoller Kauſerie zu vereinen. Als ob es die gewöhnlichſten Dinge wären, wußte er die ſchwierigſten Gegenſtände mit einer Klarheit, Einfachheit, ich möchte ſagen Liebenswürdigkeit darzulegen, daß ſie jedermann zum Verſtändnis kamen und kommen mußten, wer nur mit Intereſſe für die Sache zuhörte, und welcher Gebildete, Mann oder Frau, hat nicht Intereſſe für die Fragen der Biologie, für die Fragen, welche die Vorgänge des Lebens und ſeine Erhaltung betreffen.

Bei Ludwig trafen wir zuerſt mit Brücke und Langer zuſammen, die beide die Kunſt liebten und verſtanden und ſie mit ihrer Wiſſenſchaft zu verbinden trachteten. Langer der Anatom war ein fleißiger Beſucher des öſterreichiſchen Muſeums und ſprach gern und geiſtvoll über die Plaſtik der Alten. Ich hörte ihm gerne zu und gewann durch ihn an Klarheit des Verſtändniſſes. Brücke, eine feine, künſtleriſch angelegte Natur, der Sohn eines Malers, iſt ſelbſt als Kunſtſchriftſteller mit kleinen, aber inhaltsreichen Schriften aufgetreten; für das öſterreichiſche Muſeum war er ſtets ein warmer Freund und ein überaus wichtiges Mitglied des Kuratoriums und des Aufſichtsrats der Kunſtgewerbeſchule. Sein Tod entriß uns einen lieben Freund, mit dem wir die langen Jahre von Haus zu Haus viel verkehrt haben.

Zu dieſem Kreiſe, der ſich in jenen frühen Jahren häufig geſellig zuſammenfand, gehörte unter anderen auch der Dichter Hebbel, der leider der erſte war, der uns entriſſen wurde; kaum zwei Jahre verkehrten wir noch mit einander. Als er

ſchon auf dem Sterbebette lag, äußerte er zu uns, ahnungslos ſeines frühen Endes, die herzlichen Worte: „Wenn ich wieder geſund bin, werde ich mich bei euch einniſten.“ Wie gern hätten wir es geſehen! Wir kannten ihn in ſeiner ſchönſten Zeit, für uns war er ſtets liebenswürdig, und ſo blieb uns ſein Bild trotz der häßlichen Biographie von Emil Kuh. Ganz anders war ein zweiter Kreis, deſſen Mittelpunkt ebenfalls ein mediziniſches Haus war, das des Profeſſors Dr. Seegen, der die Sommermonate als Arzt in Karlsbad, den Winter aber in Wien zubrachte, beſchäftigt mit Vorleſungen und biologiſchen Studien. Unter dem Walten von Frau und Schwägerin herrſchte hier noch eine ſtarke Jugendlichkeit, die mit Geiſt, Witz und Humor, zuweilen ſelbſt mit einigem Übermute zum Ausdruck kam und ſich auch wohl auf litterariſches Gebiet verſtieg. So ſchrieben wir einſt gemeinſam eine Art von Roman, deſſen einzelne Kapitel an die geehrten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verteilt waren. Da ein Jeder — allerdings nach verabredetem Plan — nach ſeinem Gefallen ſein Kapitel arbeitete, der eine ernſt, der andere humoriſtiſch, ein anderer wieder ſentimental, ſo gab es ein ſtarkes Mixtum compositum, das uns viel Spaß bereitete. Zu den Mitarbeitern, wie überhaupt zum engſten Kreiſe dieſes gaſtlichen Hauſes gehörten auch der damals noch junge Profeſſor, nachherige Juſtizminiſter Glaſer und der feingeiſtige, philoſophiſch gebildete Chemiker Hlaſiwetz, der von Innsbruck damals an die Wiener Technik gekommen war. Wir fühlten uns bald wohl und heimiſch in dieſem Hauſe und in dieſem Kreiſe und ſind es immer geblieben, obwohl im Laufe der Jahre ſelbſtverſtändlich die Jugendlichkeit verſchwunden und das Schickſal mit ſeiner Schreckenshand allzu oft und allzu früh eingegriffen und Freunde und Freundinnen entführt, endlich auch mich ſelber allein gelaſſen hat.

In jenen erſten Jahren meines Wiener Aufenthaltes gab es auch eine kleine Geſellſchaft von Freunden, die faſt einen geſchloſſenen Kreis bildeten, an dem ich noch teil nahm, ſo lange derſelbe beſtand. Es war damals zur Zeit, da ich noch in Nürnberg war, in Wien die Zentralkommiſſion zur Erhaltung und Erforſchung der Baudenkmäler in Öſterreich gegründet worden, eine Einrichtung, deren Ziel und Zweck in ihrer Bezeichnung klar ausgeſprochen liegt. Sie erfüllte auch den praktiſchen Zweck in vollem Maße, ſoweit die ihr vom Staate gewährten Mittel reichten. Sie war aber in Erfüllung der zweiten Aufgabe, deren Erforſchung, zu einer wiſſenſchaftlichen Anſtalt erweitert worden, deren Wirkſamkeit ſich archäologiſch auf Kunſt und künſtleriſche Dinge des Mittelalters, auch wohl noch des ſechzehnten Jahrhunderts bezog, vorzugsweiſe allerdings ſolcher Dinge, die noch in Öſterreich aus jenen Zeiten vorhanden waren. Doch hielten ſich „Jahrbuch“ und „Mitteilungen“, die litterariſch-artiſtiſchen Publikationen der Kommiſſion, nicht genau an dieſe Grenzen. Entſtanden durch die Einſicht und das Bemühen Guſtav Heiders (der damals Miniſterial-Sekretär war und vor wenigen Jahren als Sektionschef aus dem Unterrichtsminiſterium geſchieden iſt), befand ſich die Kommiſſion unter der Leitung des wohlbekannten Freiherrn von Czoernig, doch blieb Heider die eigentliche Seele derſelben bis zum Rücktritte des genannten Präſidenten Heider hatte es verſtanden, auch außerhalb der eigentlichen offiziellen Mitglieder einen Kreis von Mitarbeitern zu erwerben, zum Teile erſt heranzubilden, welche den Publikationen der Kommiſſion bald Anſehen und Ruf weit über die Grenzen Öſterreichs hinaus verſchafften. Wie das ſo kommt bei gemeinſamen Zielen und bei gemeinſamer Arbeit, wurde aus den einzelnen ein mehr oder weniger befreundeter

Kreis, der gesellig im Gasthofe an regelmäßigen Tagen zusammenkam. Bald mit Heider selbst befreundet, nahm ich Teil sowohl an den „Mitteilungen“ wie an den geselligen Abenden.

Wir denken wohl alle, die noch am Leben sind, mit Vergnügen zurück an unsere belebten Unterhaltungen, die sich gewöhnlich rasch von archäologischen Kapiteln hinweg in ein heiteres Gebiet verloren. Auch hier war Heider die Seele, derjenige, der die Gesellschaft vereinte und zusammenhielt. Das älteste Mitglied den Jahren nach war der „alte Camesina“, eine immer gleiche Greisengestalt, der niemals jung gewesen zu sein schien. Seine etwas komisch auffallende Erscheinung gab vielfach Gelegenheit zu kleinen Witzeleien, die er sich gutmütig gefallen ließ. Durch seine Publikationen für die ältere Geschichte Wiens sowie für die Kunst des Mittelalters hat er sich unleugbare Verdienste erworben; sein künstlerisches Talent beschränkte sich auf höchst getreue Nachzeichnungen; er war stark im „Pausen“, daher auch wohl im Kreise der Freunde Pausanias genannt. An Jahren vielleicht das jüngste Mitglied war Karl Weiß, damals Redakteur der „Mitteilungen“ der Zentralkommission, später wohlbekannt als Vorstand des Archivs und der Bibliothek der Stadt Wien, von welcher letzteren er als der Begründer zu betrachten ist. Niemals fehlte an jenem Abend Friedrich Schmidt, der „Dombaumeister“, wie er sich wohl am liebsten nennen hörte, der, zunächst von Mailand gekommen, eben seinen ersten Bau in Wien, die Lazaristenkirche, vollendet hatte und noch im Anfang seiner großartigen Bauthätigkeit sich befand. Ein anderer Schwabe war Dr. Lehner, damals Erzieher eines jungen Grafen Andrassy, dann Vorstand der Kunstsammlungen des Fürsten von Hohenzollern in Sigmaringen, von denen

er nach und nach eine Reihe vortrefflicher Kataloge herausgab.

Ein anderes Mitglied unseres Kreises, das später zu wohlverdientem Rufe gelangt ist, ein Badenser von Geburt, war August Essenwein, damals als gelehrter Architekt ein fleißiger Mitarbeiter an den „Mitteilungen", darnach Baurat in Graz, dann Direktor des germanischen Museums in Nürnberg, das ihm sein eigentliches Aufblühen verdankt. Beide sind vor kurzem erst aus dem Leben geschieden. Auch Hlasek, jetzt Präsident der böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag, die seiner hochherzigen Stiftung ihre Entstehung verdankt, war ein häufiger Besucher unserer Abende. Als Architekt ein Schüler van der Nülls, Erbauer der bischöflichen Prachtgebäude in Czernowitz, führte er damals als Baumeister den Bau des Wiener Opernhauses. Ab und zu sahen wir auch fremde Gäste, so den Kunsthistoriker Springer und Schnaase, den Großmeister aller Kunstwissenschaft, welche die Bedeutung der Zentralkommission bereits erkannt hatten.

Leider bestand der kleine Kreis nur wenige Jahre. Es kamen bei dem Rücktritte Czoernigs Mißhelligkeiten in die Zentralkommission, mehrere der Mitglieder traten aus, und es fehlte damit das geistige Band der gemeinsamen Ziele und Arbeiten. Essenwein und Lehner verließen noch dazu Wien, und so hörten denn diese Abende auf. Was mich betrifft, so eröffnete sich mir zu jener Zeit eine neue Art der Thätigkeit mit der Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, welche mich von solchen Arbeiten, wie ich sie für die „Mitteilungen" geschrieben hatte, ablenkte. Einige Jahre später kam ich noch einmal mit der seitdem unter Freiherrn von Helferts Leitung stehenden Zentralkommission in Berührung, wurde selbst für einige Zeit Mitglied, trat dann aber wieder aus, da sich unsere

Zeiten nicht vereinigen ließen und ich von meinem Berufe und Amte allzu sehr in Anspruch genommen war, um mich an anderen Instituten werkthätig beteiligen zu können. Ich war immer bemüht, meine Arbeitskraft mehr zusammenzuhalten, als zu verschiedenen und verschiedenartigen Aufgaben zu zersplittern. Ungesucht hatte ich alsbald deren genug und fast zu viel.

Neuntes Kapitel.

Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.

Work is victory.

Wohin sind wir gekommen, meine Wenigkeit und die hundert und aberhundert Genossen, die wir uns ein ganzes Menschenalter und länger schon um die Besserung des Geschmacks im Volke, um künstlerische und vernunftmäßige Gestaltung in den Dingen des Gewerbes ehrlich und redlich bemüht haben! Da schreibt eine Dame in einem der großen Familienblätter, das zu Hunderttausenden in der Welt verbreitet ist, den Erfahrungssatz: „Das moderne Bestreben bei der Wohnungseinrichtung, scheint es, ist Gegenstände zu einem ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegengesetzten Zwecke umzuprägen.“ Bisher haben wir gerade das Gegenteil erstrebt, jedem Dinge sein Recht werden zu lassen, ihm seine eigene, rechtmäßig begründete Gestaltung zu geben, und nun hören wir, wie sehr wir alle auf dem Holzwege waren.

Und was thut nun diese Dame in solcher Weise, „ihr Heim zu schmücken“, wie jetzt die Redensart lautet? Sie nimmt einen alten Cylinderhut und macht daraus einen

„allerliebsten" Arbeitsständer — „er ziert nun meinen Arbeitsplatz in der Fensternische". Was nicht alles aus alten Hüten werden kann! Und eine so geniale Erfindung steht nicht einmal vereinzelt; der Hut hat Seitenstücke und die Erfinderin Schwestern gleichen Geistes. Jede Nummer des erwähnten Blattes — anderer nicht zu gedenken — giebt Beispiele. Da erzählt uns eine Dame, was man mit drei Besenstielen anfangen könne, die in der Wirtschaft unbrauchbar geworden. Ein Jeder würde denken, ins Feuer damit, oder, wer grob sein wollte, könnte sagen, ähnlich wie weiland Luther, drei Prügel daraus schnitzen für solche, die unnütze Fragen thun und unnütze Dinge machen. Aber nein, aus den drei Besenstielen macht man eine Staffelei, deren Herstellung ausführlich beschrieben wird.

Und was, freundlicher Leser, glaubst du, daß sich aus einer Rübe oder aus einem Krautkopf machen läßt? In die Rübe stellt man ein Thermometer hinein und aus dem Krautkopf macht man eine Ampel und hängt sie auf als Schmuck des Heims. Aus Champagnerpfropfen macht man Photographien-Ständer — höchst einfach, man kerbt sie ein; Zwirnspulen lassen sich zu Etagèren, Vogelhäusern und Zimmerlauben verwenden, freilich nicht eben so einfach. Wenn du aber in deinem Zimmer eine öde, leere Ecke haben solltest, da wird dir der Rat gegeben, ein Spinnennetz dort aufzuhängen, das du dir künstlich aus Draht herstellst, und in die Mitte giebst du eine Spinne hinein, „die man in jeder Blumenfabrik zu kaufen bekommt." Was jeder Frau zum Ekel ist, die Spinne, und was sie aus Grund der Reinlichkeit mit dem Besen wegkehrt, das dient nun, unser Heim zu schmücken. Warum nicht auch Frösche und Kröten? Wir können sie ja auch präparieren und vergolden.

Nur noch einer liebenswürdigen Erfindung solcher Art

ſei gedacht, die gewiß den Reiz der Neuheit hat. Mir ſchwebten, ſchreibt eine Dame, die alten Münzgefäße vor (die bekannten, mit Münzen umgebenen Becher des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts), und was Ähnliches, das ſchön und neu ſei, gedachte ſie zu ſchaffen. Sie nahm ein Thongefäß, umgab es mit einer Kittmaſſe und drückte in dieſe allerlei Krimskrams hinein, kleine Münzen, Nägel und Nagelköpfe, Schnallen, Stahlfedern, kleine Schellen, Knöpfe, Schrauben, Stücke von Kämmen und anderen Gegenſtänden der Toilette, was ſich gerade zur Hand fand. Wenn ſich das alles gefeſtigt hatte, wurde das Ganze vergoldet oder bronziert. Das blitzte und glitzerte freilich, aber es ſah auch wunderlich genug aus. Das iſt ſelbſteigene deutſche Frauenkunſt. Wir nennen das „G'ſchnas", leider iſt es höchſt ernſthaft gemeint, und noch mehr zu bedauern, daß es von Zeitſchriften, die das Gute und Schöne in das Haus bringen wollen, durch die ganze Welt verbreitet wird.

Wüßte man nicht, daß überhaupt der Unſinn nicht aus der Welt zu ſchaffen iſt und daß gewiſſe Kreiſe, denen jene Erfinderinnen angehören, unverbeſſerlich ſind, man müßte an dem Erfolge aller unſerer Bemühungen verzweifeln. Es giebt auch ſolche Zweifler, aber ſo ſchlimm ſteht die Sache nicht. Iſt auch das nicht eingetroffen, was man — vielleicht thörichter Weiſe — erwartete, die Schaffung eines neuen, eines uns eigenen Kunſtſtiles, ſo iſt doch auf dem Gebiete des Gewerbes und des Geſchmackes ein ſo verſchiedener und ſo erhöhter Stand erreicht worden, wenn man ihn mit demjenigen um die Mitte unſeres Jahrhunderts vergleicht, daß wir ſicherlich nicht umſonſt gearbeitet haben.

Ich ſage „wir", denn ich kann ja nicht in Abrede ſtellen, daß ich fleißig mitgearbeitet habe. Wie ſehr und mit welchem Erfolge, darüber habe ich wohl meine Meinung und bin mir

vollkommen klar, doch widerstrebt es mir, das des Näheren darzulegen. Andererseits, wenn ich einmal mich entschlossen habe, meine Erinnerungen niederzuschreiben, so kann ich doch nicht umhin, von Dingen zu berichten, welche länger als ein Menschenalter meine geistige Thätigkeit in Anspruch genommen, ja so ziemlich ausgefüllt haben. Ich will aber meine Person dabei möglichst zurücktreten lassen — ganz geht es freilich nicht — und die Bewegung im Kunstgewerbe, sei es äußerlich, sei es nach der rein künstlerischen Seite, nach der „Stilfrage", objektiv darstellen. Dabei muß ich freilich auch von bekannten Dingen erzählen, von der Gründung und der Geschichte des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, das ja der Zeit nach die erste Anstalt dieser Art auf dem Kontinente war und lange Zeit auch die Führung hatte. Ich bin zu sehr mit demselben verwachsen; die Geschichte des Museums ist ja auch ein Stück Geschichte von mir. Den Leser, der meinen Erinnerungen bisher freundlichst gefolgt ist, nicht zu ermüden, werde ich nur der Hauptzüge im Werden und Wachsen der Anstalt gedenken, die mir schon darum interessant erscheinen, weil sie — der beste Beweis der vollkommen richtigen Grundlage — wie mit logischer Notwendigkeit einen sichern, folgerechten Gang einhalten. Wie es gekommen, wie die Anstalt von Schritt zu Schritt sich erweitert, ihr Einfluß sich vergrößert, ihr Ziel erreicht, gerade so mußte es kommen. Ebenso scheint es mir angemessen, auch den inneren Gang der Reformbewegung, den künstlerischen, gleicher Weise in den Hauptzügen darzulegen, denn auch daran bin ich beteiligt und wohl nicht am wenigsten. So vieles ist heute schon vergessen, und es ist vielleicht gut, daran zu erinnern.

Wie bin ich aber, der Gelehrte, der Schriftsteller, der Freund geschichtlicher Studien, gerade auf die praktische Seite der Kunst verfallen, auf ihre ganz moderne Seite?

Der Hauptgedanke, welcher der von London ausgehenden Reform der Kunſt-Induſtrie zu Grunde lag, war der: von den Alten und ihrer Kunſt lernen und das Gelernte für unſere modernen Bedürfniſſe, Sitten und Anſchauungen verwerten. Es gehörte alſo zweierlei dazu: einmal die Kenntnis der alten Kunſtweiſen und zweitens ihre Anwendung, beziehungsweiſe ihre Umänderung, ihre Neugeſtaltung für unſer modernes Leben. Was das erſtere betrifft, ſo ſaß ich ja in Nürnberg an der Quelle, wenn ſie auch nicht vollſtändig ausreichte. Wo konnte ich beſſer ſchöpfen zur Kenntnis früherer Sitte, früheren Brauchs, früherer Kunſt? Wenigſtens, was das Material für das Mittelalter und für jenes Zeitalter der höchſten Kunſtblüte, das ſechzehnte Jahrhundert, betrifft, ſo hatte ich es ja unter meinen Händen. Ich fand es ſo zu ſagen auf der Straße. Ich ſah die Häuſer an, ich blickte in die Höfe und ihre ſchattigen Arkaden und Galerien, ich betrachtete die Brunnen, die Denkzeichen oder Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen, ich fand in den Kirchen die Zeugniſſe frommer Sitte und frommen Glaubens; die Gemächer, in denen dies und das geſtanden, waren mit ihrem Schmucke zum Teile noch vorhanden, und was Wohnzimmer, Küche und Keller an Ausſtattung beſaßen, das ſtand im Muſeum unter meinen Augen. So wurde mir das Leben der Alten, die Sitte der Vorfahren, was ſie gethan und geſchaffen, alles wurde mir im Geiſte klar und lebendig. Ich wurde heimiſch auf der Ritterburg, im beſcheidenen, gotiſch getäfelten Bürgergemach, im ſtolzen, mit Kunſtwerken gefüllten Patrizierhauſe.

Aber von dieſer Kenntnis bis zum zweiten, was notthat, bis zur Wiedererweckung und Wiedergewinnung alter Art und Kunſt für uns ſelber zu unſerem Nutzen und Frommen, war noch ein weiter Weg; es gähnte eine breite Kluft. Wenn es

mir gelang, dieſe bald zu überwinden, wenn ich lernte an dem Modernen durch den Vergleich mit dem Alten Kritik zu üben, und überhaupt an die Möglichkeit dachte, jenes durch dieſes zu verbeſſern, ſo verdanke ich das der Anregung meines Freundes Auguſt Kreling und der von ihm geleiteten Kunſtſchule in Nürnberg. Dieſe Schule war bis dahin nicht viel anderes geweſen als eine Zeichen- und Kupferſtecherſchule; Kreling, der etwa ein Jahr vor mir nach Nürnberg als Direktor berufen war, führte ſie auf den praktiſchen Weg als Schule für das Kunſtgewerbe, ohne ſie aber von den höheren Künſten, von Bildhauerei, Malerei, Architektur zu löſen. Niemand war wohl befähigter, eine Schule dieſer Art zu leiten. Die Schule hatte Maler, Architekten, Zeichenlehrer, aber die Seele vor allem war Kreling. Urſprünglich Schüler Schwanthalers war er Bildhauer, als Schüler von Cornelius war er Maler, und die Architektur lag ihm auch nicht fern wie einem der alten Meiſter der Renaiſſance, der alle Künſte in ſeiner Perſon vereinte. Aber er war dabei ein genialer, erfinderiſcher, ideenreicher Kopf; er mußte, wie die Dinge damals im Anfange ſtanden, ohne alle Hilfslitteratur, die ſpäter ſo reichlich aufſchoß, ſelber den Schülern immer neu die Aufgaben ſtellen und zumeiſt die Arbeit ſelbſt beginnen. So gab es auf der Schule kleine wie große Aufgaben, figurenreiche Brunnen, mit denen der Meiſter beauftragt war und an deren Ausführung die Schüler teilnahmen; es gab Aufgaben der Goldſchmiedekunſt, Becher, Pokale, Tafelaufſätze, Vaſen und Schalen, und wenn ſie nicht in Metall ausgeführt wurden, was auch wohl geſchah, ſo wurden ſie doch modelliert und in Gips geformt; es gab Möbel aller Art für das Haus, jegliches Küchengeräte in Holz, Stein und Metall. Manche Kirche hat ihren Altar direkt aus der Nürnberger Schule erhalten. Anfangs war als Stil aller dieſer

Arbeiten die Gotik vorherrschend; Kreling war im Grund der Seele Romantiker. Der Gotik, die in Nürnberg durch Heideloff neu eingebürgert war, gehörten auch die Sympathieen seiner Mitarbeiter, des Malers F. C. Meyer (von seinen Freunden einfach F. C. genannt, als ob sich Meyer von selbst verstände) sowie des Architekten Eberlein, eines ziemlich seltsamen Menschenkindes. Kreling aber überwand bald die Schranken der Gotik und wendete sich gleicher Weise der Renaissance zu.

Ich machte gewissermaßen theoretisch diesen Gang mit. Ich schwur auf die Gotik und fand doch bald Gefallen an den reicheren und vollkommneren Formen der Renaissance. Was darüber hinausging, herwärts, das galt damals noch alles als „Zopf". Zur Unterscheidung der Stilarten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war es noch nicht gekommen, viel weniger zu ihrer Würdigung. Was die Schule trieb, war auch der Gegenstand unserer Gespräche. Wir planten sogar die gemeinsame Herausgabe eines Bilderwerkes für Kirche und Haus. Wenn der Plan nicht zur Ausführung gekommen, so liegt die Ursache in meinem zu frühen Weggange von Nürnberg. Als ich nach dreijährigem freundschaftlichen Verkehre vom Hause Kreling schied, nahm ich nicht nur die Erinnerung an viele genußreiche Abende, die eine schöne und liebenswürdige Hausfrau, die Tochter Wilhelms von Kaulbach, verschönert hatte, mit mir nach Wien, sondern auch ein mannigfach gereiftes Urteil und vor allem Vergnügen und Interesse an der Erneuerung der alten Kunstweisen. Ich kann auch wohl sagen, daß alle die ästhetischen Grundsätze, die ich später anzuwenden hatte, schon fertig in mir lagen, als ich nach Wien übersiedelte. Ich sage das absichtsvoll und ausdrücklich mit Rücksicht auf Sempers berühmtes, unzählig ausgebeutetes Werk: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten", das bald danach in einzelnen Lieferungen

langsam zu erscheinen begann und für viele, die sich um das gleiche Ziel bemühten, wie zur Bibel ihres ästhetischen Glaubens wurde. Wie jeder, der das Buch zur Hand genommen, habe auch ich ein gut Teil aus „Semper" gelernt, aber ich befand mich schon von Anfang an mit seinem Grundgedanken von der Bekleidungstheorie in Widerspruch. Viel bedeutsamer für mein Wirken auf dem Gebiete des Geschmackes sind mir die englischen Werke gewesen: das kleine, aber inhaltsvolle, gesund durchdachte Buch von Ralph Wornum „Analysis of Ornament" und Owen Jones' bewunderungswürdiges, großartiges Werk „Grammar of Ornament", beides litterarisch-artistische Erstlingsfrüchte des vom South Kensington Museum ausgehenden Geistes.

Zur Zeit, da ich von Nürnberg nach Wien übersiedelte, waren die Bestrebungen zur Besserung des Geschmacks im Gewerbe wenigstens in England vollbewußt erwacht und wurden mit klarer Absicht ins Werk gesetzt. Was durch Kreling in Nürnberg geschah, lag wohl schon im Geiste der Zeit, aber es waren vereinzelte Bemühungen, das Werk einer bedeutenden Persönlichkeit, ohne Zusammenhang mit dem, was außerhalb in der Welt geschah. Englische Kunstfreunde, Künstler und Kunstgelehrte, die offenen Sinn für die Gegenwart besaßen (auch Semper zählte damals zu ihnen), hatten auf der ersten großen Weltausstellung zu London im Jahre 1851 erkannt, wie weit die englische Industrie in allen Dingen, wo es sich um künstlerische Gestaltung handelte, hinter der französischen zurückstand. Der Erkenntnis in England folgte die Gründung des South Kensington Museums, das den ausgesprochenen Zweck hatte, die Kunstindustrie Englands zu heben, ebenso auch künstlerischen Geschmack, künstlerisches Verständnis im Volke zu lehren und zu verbreiten. Man verfuhr mit großer Intelligenz, zog Lehrer und Zeichner herbei,

gründete Schulen, hielt Wandervorleſungen, machte Wanderausſtellungen u. ſ. w. Das alles iſt wohl bekannt; ich weiſe daher nur wie mit dem Zeigefinger darauf hin.

Die Staaten des Kontinents, in denen, Frankreich ausgenommen, der Zuſtand kein beſſerer war, kümmerten ſich noch nicht um das, was in London geſchehen war. Allmählich aber, noch vor der zweiten Londoner Weltausſtellung 1862, drang der Ruf des South Kenſington Muſeums auf den Kontinent hinüber. Sah man auch noch keine Reſultate, ſo las und hörte man doch von dem Bemühen und den eingeſchlagenen Wegen. Man wurde aufmerkſam, kritiſch gegen die eigenen Arbeiten, und es regte ſich hier und da auch das Bemühen, helfen zu wollen.

So geſchah es auch in Wien, und zwar von zwei Seiten. Der Kunſtverein „Unter den Tuchlauben“ widmete dem Kunſtgewerbe einen Monat zu einer Spezialausſtellung. Was war das Reſultat? Wir ſchrieben, wir redeten, wir annoncierten drei Monate vorher in allen Zeitungen (ich war damals Mitglied des Ausſchuſſes), und als der Termin verfloſſen war, hatten wir elf Anmeldungen, von denen zwei brauchbar waren.

Anders machte es der Gewerbeverein in Wien. Er gründete eine Zeichenſchule für das Gewerbe, die aber bald wieder einging; er gab ferner für den gleichen Zweck ein Kunſtblatt heraus, das allmonatlich ein Heft mit Abbildungen brachte. Dies Kunſtgewerbeblatt, das gut gemeint war und der äußeren Ausſtattung nicht ermangelte, ſtand unter der Leitung des Dombaumeiſters Ernſt, der ein Gotiker der ſtrengſten Obſervanz war. Folglich, was das Blatt enthielt, war alles gotiſch und meiſt von der trockenſten, phantaſieloſeſten Art. Kein Wunder, der erſte Jahrgang machte völlig Fiasko. Den zweiten Jahrgang leitete der „Grieche“ Hanſen.

Nach seiner Art wurde nun der Inhalt griechisch; er machte das gleiche Fiasko, und die Zeitschrift ging wieder ein wie die Schule.

Trotz ihrer Verkehrtheit oder vielmehr gerade wegen derselben wurde diese Zeitschrift für mich von einiger Bedeutung, denn sie gab mir die Veranlassung (es war im Sommer 1860), zum erstenmal überhaupt über den Gegenstand zu schreiben. Eitelberger, damals Mitredakteur der „Wiener Zeitung", bei dem ich die Hefte eines Tages sah, ersuchte mich, darüber in der „Wiener Zeitung" zu berichten. Ich that so, benützte aber die Gelegenheit, in einer Reihe von Artikeln die kunstgewerblichen Fragen überhaupt zu besprechen und meine Gedanken darüber darzulegen. Das ging nun bei so verkehrtem Bemühen meiner Vorlage nicht ohne einigen Humor ab, woraus Laufberger, der damals Zeichner für den „Figaro" war, das Motiv zu einer seiner witzigsten und geistreichsten Zeichnungen schöpfte. Es war ein volles Blatt im „Figaro" mit einer großen Anzahl Hausgerätes, alles im gotischen Stil gehalten, aber so, daß das stachlichte, scharfkantige Ornament sich immer dort befand, wo es den Gebrauch des Gegenstandes schmerzlich verhindern mußte. „Ernst, nicht Scherz", so lautete die Überschrift des Blattes.

Einmal begonnen, fing die Sache an, mich zu reizen und zu locken. Es war der Gegenstand selbst, der mir Vergnügen machte. An wirklich praktischen Erfolg dachte ich nicht. Es war mit einigen Aufsätzen, so scharf sie auch sein mochten, den Verkehrtheiten nicht beizukommen. Ich schrieb eine Reihe Feuilletons, mehr lokalen wienerischen Inhaltes für die längst eingegangene Zeitung „Wanderer", eine andere Reihe mit Illustrationen für „Westermanns Monatshefte". Letztere hatten wirklich einen praktischen Erfolg, indem sie den Stuttgarter Verleger Engelhorn veranlaßten, zu mir zu kommen

und nach mündlicher Beſprechung im Sinne jener Aufſätze die „Gewerbehalle“ zu gründen. Das Blatt, das noch heute beſteht, erlangte bald große Verbreitung. Mir bot es die Gelegenheit, nach und nach über alle Zweige der Kunſtinduſtrie meine Anſichten darzulegen und ihnen ſo Eingang in die Ateliers und Werkſtätten zu verſchaffen. Ich war und blieb fleißiger Mitarbeiter, und mein Name wurde populär und verwuchs mit der Kunſtinduſtrie.

So war ich in die neue und neuartige Bewegung hineingeraten ohne bewußte Abſicht, ohne es vorgedacht und gewollt zu haben. Ich ſtand, litterariſch wenigſtens, bereits mitten darin, als die Theorie ſich in das Praktiſche umſetzte und auch in Wien ein Muſeum für die Kunſtinduſtrie, ähnlich dem Londoner, gegründet werden ſollte. Ich hatte bereits von der Notwendigkeit und der Nützlichkeit eines ſolchen in den erwähnten Aufſätzen der „Wiener Zeitung“ geſprochen, doch meine ich nicht, daß dieſe meine damaligen Worte irgend von Einfluß auf die ſpätere Gründung des öſterreichiſchen Muſeums geweſen ſind oder die erſte Anregung gegeben haben. Für jeden, der ſich um die Sache kümmerte, lag ja durch das Beiſpiel Englands die Idee nahe genug.

Und ſo iſt denn die Idee unſeres Muſeums auch wirklich zuerſt in London aufgetaucht und ausgeſprochen worden. Wie das geſchehen und wie die Idee dann Leben und Exiſtenz bekommen hat, das dürfte heute kaum noch jemand außer dem Verfaſſer dieſer „Erinnerungen“ bekannt ſein, eine hohe Perſönlichkeit ausgenommen. Sie ſind faſt alle aus dem Leben geſchieden, die an der Wiege geſtanden, ſo Eitelberger, Roſchmann, Lewinski, J. G. Seidl, Graf Edmund Zichy. Vom erſten Strich an, der in dieſer Sache geſchrieben worden, iſt mir nichts unbekannt geblieben, und die meiſten Schrift-

Digitized by Google

stücke sind durch meine Hand gegangen, zum Teil von mir verfaßt worden. Es war auch wohl natürlich, daß Eitelberger, mit dem ich bereits auf freundschaftlichstem Fuße stand, mich zum Vertrauten und Mitarbeiter nahm, da ich ja in der Sache, um welche es sich handelte, völlig zu Hause war und andererseits von Nürnberg her die nötige Museal-praxis besaß.

Was die Gründung des „k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie", wie der offizielle Titel lautet, betrifft, so wird dieses Verdienst, diesen Ruhm niemand dem damaligen Professor der Kunstgeschichte an der Wiener Universität Rudolph von Eitelberger streitig machen; auch denkt niemand daran. Den ersten Gedanken aber hat er stets abgelehnt und ihn Sr. k. und k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Rainer zugesprochen. Beispielsweise erinnere ich mich einer Kuratoriumssitzung, in welcher er in bestimmter Weise diese Erklärung abgab, gelegentlich der Erzählung, daß ein anderer, damals und später vielgenannter Name sich dessen gerühmt habe.

Es war zu London bei der dortigen zweiten großen Weltausstellung im Jahre 1862, als Se. kais. Hoheit, damals Ministerpräsident, mit dem Professor Eitelberger zusammentraf und nach eingehendem Gespräch denselben mit den Vorarbeiten zur Gründung einer dem South Kensington Museum ähnlichen Anstalt in Wien beauftragte. Zurückgekehrt, entwarf Eitelberger das Programm, das er mir mitteilte, bevor er es seiner Bestimmung zukommen ließ. Es war klar und bündig abgefaßt und fand die hohe und Allerhöchste Billigung. Die Folge war das kaiserliche, an den Erzherzog-Ministerpräsidenten gerichtete Handschreiben, welches die Gründung eines Museums zu den Zwecken der Kunstindustrie anbefahl und vorläufig die kaiserlichen Sammlungen leihweise zur

Verfügung ſtellte. Für die Durchführung wurde im Unterrichtsminiſterium eine Kommiſſion gebildet, beſtehend aus dem Sektionschef Lewinski als Vorſitzendem, dem Kunſtreferenten Guſtav Heider, dem Schatzmeiſter Johann Gabriel Seidl und Eitelberger. Mit den Vorarbeiten und insbeſondere dem Zubau am Ballhauſe, das zum proviſoriſchen Sitz des Muſeums beſtimmt war, verfloß das Jahr 1863, und erſt gegen den Frühling 1864 war man ſo weit, um an die Eröffnung des Muſeums denken zu können.

Die Statuten waren in letzter Reviſion durch meine Hand gegangen, doch der Titel derſelben, welcher vielfach aufgefallen iſt: „Muſeum für Kunſt und Induſtrie", iſt dabei Eitelbergers Gedanke; ebenſo der Schlußparagraph, in welchem es heißt, daß die Erweiterung des Muſeums in der Richtung der Induſtrie dem Ermeſſen des Protektors überlaſſen ſei. Es ſcheint demnach, als ob es nicht ſo ſehr oder nicht allein auf die Kunſtinduſtrie abgeſehen war, als vielmehr auf die Kunſt. Und das hat auch ſeinen guten Grund. Bei der Reviſion hatte ich auf eigene Hand den Titel „für Kunſt und Induſtrie" in Kunſtinduſtrie verändert. Eitelberger aber ſtellte ſofort den ſeinigen wieder her und ſagte: „Das will ich gar nicht, ich will ein Muſeum wie das neue Muſeum in Berlin", das allerdings damals die Kunſtinduſtrie vergangener Zeiten in ſich einſchloß. Ich verſtand mit dieſer Bemerkung, was er früher öfter geäußert hatte, es ſei ein Unding, daß ein Profeſſor der Kunſtgeſchichte nicht ein Muſeum unter Händen habe. Der „Profeſſor" machte ihn ſchwankend und ließ ihn hoffen, zugleich dieſes Ziel zu erreichen.

Es ſei fern von mir, ihm Zweideutigkeit oder Unaufrichtigkeit vorzuwerfen, oder daß es ihm um die Förderung der Kunſtinduſtrie nicht ernſtlich zu thun geweſen ſei. Seine

ganze Natur hätte dem widersprochen. Er war durchaus Mann der Sache; was er anfing und anfaßte, das meinte er auch sachlich und nicht persönlich, und dazu war er zu sehr Patriot, als daß ihm die österreichische Kunstindustrie, nachdem er einmal ihre Fahne erhoben, nicht ernstlich und wirklich am Herzen gelegen wäre. Für Strebertum im gewöhnlichen Sinne war er nicht geschaffen, so wenig wie er etwas that um äußerer Auszeichnungen willen. Wenn sein Ehrgeiz Befriedigung suchte und fand, so war es in den Erfolgen und in dem Gelingen dessen, was er anregte und geschaffen hatte.

In der Verfolgung des doppelten Zieles, das gewiß ein Irrtum war, ging es nicht ohne Schwankungen nach der einen oder der anderen Seite ab. Das zeigte sich besonders bei den ersten Erwerbungen für die Sammlungen, für welche zu allererst eine Reihe antiker Statuen in Gipsabguß angeschafft wurde, ohne daß auch nur die Möglichkeit einer Aufstellung im provisorischen Gebäude vorhanden gewesen. Es war gerade kein Unglück dabei, denn unter den Arkaden des jetzigen Museums machen diese Statuen gute Figur. Sie sind auch kein Nachteil für das Kunstgewerbe, das um so mehr Aussicht hat zu gedeihen, je fester und inniger es sich an die hohe Kunst anschließt. Ein Grundsatz, der auch allzeit am Museum festgehalten worden. Eitelberger konnte auch nicht lange sein doppeltes Ziel aufrecht erhalten. Die Dinge entwickelten sich alsbald derart, daß das Kunstgewerbe durchaus in den Vorrang trat und endlich völlig den Sieg erhielt.

Am 30. März 1864 erfolgte die Ernennung Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Rainer zum Protektor des Museums sowie diejenige Eitelbergers zum Direktor und die meinige als die seines Stellvertreters. Wir beide über-

nahmen sofort das Gebäude und machten uns an die Arbeit.

Wenn je ein Protektorat für eine Anstalt von Bedeutung gewesen ist, so war es dasjenige Sr. kais. Hoheit. Das Museum hätte ohne diese Fürsorge, ohne diese bis ins Einzelne gehende Teilnahme, ohne die stets werkthätige Hilfe in allen schwierigen Lagen — und sie waren oft nicht gering — ohne den stets gern gewährten Rat seine Höhe niemals erreicht. Unter dem Schutze seines hohen Protektors konnte es sich sicher und ruhig entwickeln und sein Ziel verfolgen. Seine Hand ebnete die Wege, die es zu gehen hatte. Ich könnte das alles an Beispielen und Thatsachen nachweisen, wenn ich eine Geschichte des österreichischen Museums zu schreiben hätte. Doch will ich es auch hier an dieser Stelle, wo es sich doch um meine Erlebnisse handelt, wenigstens aussprechen, wie sehr das Museum und wir alle, die demselben angehören und angehört haben, dem hohen Protektor zum Danke verpflichtet sind.

Die Aufgabe, die uns zunächst oblag, d. h. vor allem mir und meinem Mitarbeiter, dem späteren Custos Franz Scheftag, war nicht gering. Wir sollten möglichst binnen wenigen Tagen ein Museum eröffnen, das noch nicht einen einzigen Kunstgegenstand sein nannte; wir sollten es eröffnen mit einem ordnungsmäßig, antiquarisch wissenschaftlich ausgeführten Kataloge. Wir waren völlig darauf angewiesen, das ganze Museum zusammenzuleihen. Nach sechs Wochen eröffneten wir die Anstalt mit zweitausend Gegenständen des Kunstgewerbes, darunter zahlreiche ersten Ranges, wahre Muster einer edlen Kunstfertigkeit.

Das Museum stand nun wohl da, wie provisorisch auch seine Sammlungen waren. Aber damit war nur Werkstätte und Werkzeug vorhanden, und nun mußte auch damit ge-

arbeitet werden. Wir mußten es machen wie Mahomed: kam der Berg nicht zu uns, so mußten wir zum Berge gehen. Das heißt, wir mußten der Industrie so zu sagen an den Leib rücken, wenn sie nicht zu uns kommen wollte; wir mußten uns ihr aufdrängen. Aber das war nur die eine Seite unserer Aufgabe: wir hatten es mit zwei Gruppen von Leuten, oder sollen wir sagen, mit zwei Parteien zu thun. Die eine war das konsumierende oder kaufende Publikum, die andere die produzierende Industrie. Was hätte diese machen sollen, wenn sie unserem Rate gefolgt wäre und das Publikum ihre Arbeiten ungekauft gelassen hätte? Und was hätte das Publikum mit seinem verbesserten Geschmack angefangen, wenn die Leistungen der Industrie nicht entsprochen hätten, nicht ebenbürtig gewesen wären? All unsere Bemühung wäre umsonst gewesen. Wir waren also gezwungen, unsere Thätigkeit gleichzeitig dem Publikum und der Industrie zuzuwenden.

Das klingt alles heute so selbstverständlich und überflüssig zu sagen, war es aber damals durchaus nicht. Manche unserer Nachahmer, zumal deutsche Kunstgewerbemuseen, haben es verfehlt, weil sie das Publikum vernachlässigten und nur an das Gewerbe dachten.

Wie instinktmäßig traf Eitelberger gleich das Richtige; er war ganz Feuereifer, wie umgewandelt in seiner Natur. Früher der sinnende und denkende Gelehrte, der Lehrer auf dem Katheder, der Schriftsteller, war er nun der Mann einer praktischen Thätigkeit, denn darauf lief die Arbeit des Museums doch hinaus. Es wurde am Museum eine Gipsgießerei gegründet, welche gute plastische Werke in das Haus, in die Schule, in die Werkstätte bringen sollte; es wurden regelmäßige Vorlesungen gehalten, welche sich über das ganze Gebiet der Kunst, teilweise selbst der Technik verbreiteten; es wurde in der Presse gearbeitet und eine eigene Zeitschrift des

Museums, die „Mitteilungen", geschaffen. Als besondere Vermittlung mit dem Publikum diente das Kuratorium mehr, als daß es einen ständigen Beirat gebildet hätte. Aber in jener Beziehung war es der Sache des Museums durchaus nützlich und seine Zusammensetzung zu solchem Dienste völlig entsprechend. Es bestand aus angesehenen Persönlichkeiten der verschiedensten Kreise, aus Mitgliedern der höheren Gesellschaft, aus Künstlern und Kunstfreunden, aus Gelehrten, welche dem Leben nicht fern standen, sowie aus einigen Industriellen, welche sich einsichtsvoll den Bestrebungen des Museums angeschlossen hatten. An ihrer Spitze stand ein Mann, der die Sache mit dem gleichen Feuereifer ergriff wie wir selber, ein Kunstfreund, von wahrhafter Liebe für alles Schöne erfüllt und selber von reichen Sammlungen umgeben, ein Mann von Herz und Kopf, der mit seltenem Takt das richtige Wort an jeder Stelle zu finden wußte, ein Fürsprecher des Museums in den verschiedensten Kreisen des Lebens und der Gesellschaft. Ich meine den Grafen Edmund Zichy, der dreißig Jahre lang die Verhandlungen des Kuratoriums leitete und stets sich als treuer Freund bewährte, bis ihn in hohem Alter der Tod von uns abberief.

Unsere Bemühungen, ich darf es wohl sagen, waren nicht umsonst, und ein gewisser Erfolg stellte sich schneller ein, als wir erwarten durften. Das Publikum kam zuerst. Wir hatten zahlreichen Besuch, der sich an Sonntagen in den wenigen Räumen des Ballhauses zusammendrängte. Die Anstalt wurde rasch populär. Das Publikum sah und bewunderte die schönen Gegenstände, bewunderte und lernte verstehen. Wer hatte bis dahin viel von Email, von Tauschirung, von der Treibkunst, von Majoliken und Fayencen gewußt oder gar sich darauf verstanden? Jetzt fanden die Gegenstände ihr Interesse und die Worte ihren Sinn und Verständnis. Die Vorlesungen,

zu denen immer zwei der Zimmer ausgeräumt werden mußten, um in eine Art von Saal verwandelt zu werden, waren gefüllt bis auf die letzte Ecke. Trotz der Unbequemlichkeit ließen wir aber nicht davon ab, nur im Museum selber die Vorlesungen halten zu lassen; es kam der Popularität der Anstalt zugute.

Viel schwieriger, viel zäher in der Zurückhaltung zeigte sich die Industrie. Zwar einige der Intelligenteren, wie Ludwig Lobmeyr und Eduard Haas, der Chef der Teppichfirma Philipp Haas und Söhne, schlossen sich uns rasch an: sie wußten das Museum zu benützen und haben es nicht bereut. Andere Fabriken, zumal aus den Kronländern, sendeten ihre Zeichner; diese verstanden aber nicht, was sie sahen; sie waren weder in Kunst noch in Intelligenz auf der Höhe dessen, was die Sache verlangte. Wir mußten gar bald erkennen, daß mit diesen Leuten wenig zu machen sei und daß ein eigener, ein neuer Stock von Künstlern speziell für das Gewerbe gebildet werden müsse, welcher allen den erhöhten Aufgaben desselben in Erfindung wie Ausführung gewachsen sei.

Das nächste war also die Gründung einer Schule, einer Kunstgewerbeschule, die ihre Lehren, ihren Unterricht nicht von der hohen Kunst trennte, aber ihre Schüler speziell mit Rücksicht auf die Eigentümlichkeit und die Bedürfnisse der einzelnen Zweige des Kunstgewerbes erzog. Aber die Gründung war nicht leicht. War schon das Museum selber nicht dem Wohlwollen der liberalen Führer im Reichsrate begegnet, so hatte die Schule noch weniger Aussicht, sich ihre Liebe zu erringen. Und wo die Lehrer finden, da sie doch nicht existierten und nur allenfalls bisher die Architekten für das Gewerbe, wenn es sich um höhere Aufgaben gehandelt, erfunden und gezeichnet hatten? Keineswegs mit Verständnis und keineswegs zum Vorteil der Sache, wie ja das Kunst-

blatt des Wiener Gewerbevereines auf das klarſte bewieſen hatte. Wo hätten ſie, die Architekten, es auch lernen ſollen? Sie traten eben ein als „Mädchen für Alles“.

In ſolcher Schwierigkeit zeigte ſich aber Eitelbergers findiger Geiſt, ſeine Kenntnis und Behandlung der Menſchen in glänzender Weiſe. Ich meinerſeits arbeitete in der Preſſe vor; er ſelbſt gewann die Handelskammer, einflußreiche Perſönlichkeiten im Reichsrate wie in der Induſtrie, und ſo kam die Schule zum Beſchluß ohne Widerſpruch, da das Miniſterium von Anfang an ſich der Notwendigkeit nicht entzogen hatte. Wir wünſchten uns Kreling, den bewährten Leiter der Nürnberger Kunſtſchule, zum Direktor, und ich unterhandelte mit ihm im Auftrage Eitelbergers, allein er blieb an Nürnberg gefeſſelt. Wir mußten uns alſo anders helfen, beſtimmten gar keinen ſtändigen Direktor, ſondern ließen das Direktorium ſtatutenmäßig alle zwei Jahre wechſeln.

Es exiſtierte damals (1867) noch der ſogenannte Unterrichtsrat unter dem Präſidium Haſners. Die Mitglieder für ſolche Realſchulfragen, zu denen auch unſere Angelegenheit gehörte, waren Van der Nüll und Adolph Beer. Die Sache konnte nicht in kompetentere Hände kommen als in die des großen Architekten, der ſich bereits vielfach aus beſonderer Vorliebe um das Kunſtgewerbe bemüht hatte. Eitelberger ſelbſt, dem nach ſeiner Art wenig an der Einzelheit der Durchführung gelegen war, ſendete Van der Nüll mit ſeinem Plane zu mir. Der Plan enthielt bereits die Grundzüge, auf denen unſere Kunſtgewerbeſchule, ſo ſehr ſie ſeitdem verändert, vielmehr erweitert worden iſt, noch heute beruht, vor allem die Dreiteilung nach den drei Künſten: der Architektur, der Plaſtik und der Malerei, jede ſelbſtverſtändlich mit der Richtung auf die entſprechenden Zweige des Kunſtgewerbes. So war die Verbindung nach oben, nach der reinen Kunſt,

gegeben und erhalten, und unser Bemühen ging, wenn man so sagen darf, von da in der Richtung nach unten. Dieser Grundgedanke Van der Nülls hat sich durchaus bewährt: wenn einem, so gebührt ihm eine Gedenktafel im österreichischen Museum. Die von Beer in paragraphierte Form gebrachten Statuten kamen zur letzten Redaktion wieder in meine Hand und gingen aus derselben ziemlich verändert wieder hervor. So sind sie gedruckt worden. Wieder war es Eitelberger, der in der Wahl der Professoren sein richtiges und gesundes Urteil bewies: Storck, Lanfberger, Sturm, König, Rieser; waren sie auch nicht alle gleich vertraut mit den speziellen Aufgaben des Kunstgewerbes, so fanden sie sich doch alsbald auf das glücklichste hinein.

Mit der Gründung der Kunstgewerbeschule war ein großer Schritt geschehen; das Museum schien in Sammlungen wie Schule im Prinzipe vollendet. Bei den ersteren hatte das Leihsystem schon angefangen, sich in festen Besitz zu verwandeln. Einen großen Beitrag hatte die kaiserliche Porzellanfabrik gestellt, deren Aufhebung leider schon beschlossen war, als das österreichische Museum seine Wirksamkeit begann. Sonst dürfte sie gerettet worden sein und sich in erneuter Blüte befinden, wie es heute mit den königlichen Fabriken von Berlin und Meißen der Fall ist. Auch diesen hatte die gleiche Gefahr gedroht. Die Art, wie sie gerettet wurden, ist eine nicht uninteressante Geschichte. Da ich ein wenig, vielleicht sogar in entscheidender Weise, dabei beteiligt bin, so will ich sie an dieser Stelle erzählen, gänzlich objektiv und so kurz wie möglich, um nicht zu lange von der Entwicklung unseres Museums abzuschweifen.

Es war nicht lange nach Eröffnung desselben, als mir Lützow eines Tages eine Notiz in seiner Kunstzeitschrift brachte, nach welcher die Aufhebung der Berliner Porzellan-

fabrik vom preußiſchen Landtage, ich weiß nicht mehr, in erſter oder ſchon in zweiter Leſung beſchloſſen worden war. Der Einſender der Notiz — es war der Kunſtſchriftſteller Bruno Meyer — fand die Aufhebung gerechtfertigt aus dem bekannten, auch für Wien entſcheidenden Grunde: der Staat ſolle kein Fabrikant ſein. Die Herren hatten alle verkannt, daß es ſich nicht um eine Fabrik, ſondern um eine Kunſtanſtalt handle, die eben notwendig ſei, die Porzellan-Fabrikation auf künſtleriſcher Höhe zu halten und vor dem Verſinken in ordinäre Waare zu ſichern. Da wir beide, Lützow und ich, in unſerer Auffaſſung der Sache einig waren, ſo entſprach ich gern ſeinem Wunſche, ihm für ſeine Zeitſchrift eine Entgegnung zu ſchreiben. Ich ſchrieb ſie ſo ernſt, ſo eindringlich, als ich es vermochte — Si natura negat, facit indignatio versum. In dem Sinne war der Aufſatz gehalten. Vielleicht wäre er ohne Wirkung verhallt, wenn nicht Lützow den Gedanken gehabt hätte, ihn im Separatabdruck jedem Mitgliede des preußiſchen Landtages zuſchicken zu laſſen. Wirklich geſchah es, daß der Beſchluß der Aufhebung umgeſtoßen und ſtatt deſſen ein Neubau der Berliner Fabrik beſchloſſen wurde, denn darum handelte es ſich eben: Aufhebung oder Neubau. Ob es die Folge meiner Worte war, kann ich freilich von mir ſelber aus nicht behaupten, aber etwas ſpäter, nicht lange danach, kam der Freiherr von Minutoli, der wohlbekannte Kunſtſammler, ausdrücklich deßhalb zu mir, mich zu verſichern, daß mein Aufſatz die Fabrik gerettet habe, und mir gewiſſermaßen zu danken. Merkwürdigerweiſe geſchah, wie mir erzählt worden, etwas ganz ähnliches im ſächſiſchen Landtage. Auch dort handelte es ſich um Neubau oder Aufhebung der berühmten Meißner Fabrik, einſt der Stolz Sachſens, und die Aufhebung war oder ſollte beſchloſſen werden, und zwar mit Berufung auf die Wiener Fabrik, deren

Ende doch unsererseits als ein Unglück bedauert wurde. In der entscheidenden Sitzung hatte ein Abgeordneter meinen Aufsatz zur Hand und las ihn vor. Die Entscheidung fiel zu Gunsten der Meißner Fabrik aus, und heute erfreut sie sich gleich der Berliner einer erneuerten Blüte, die hinter der alten kaum zurücksteht. Ob die Dinge genau sich so zugetragen haben, weiß ich nicht; ich erzähle, was unsererseits geschehen und was mir mitgeteilt worden.

Doch ich kehre zu meiner kurzen Geschichte des Museums zurück, das sich wie planmäßig von Stufe zu Stufe weiter entwickelte. Der Gründung der Schule folgte das definitive Gebäude auf dem Stubenring, das zunächst die Schule mit in sich aufnahm, bis auch diese daneben ihr eigenes Heim fand. Es war mit dem Hauptgebäude nicht ohne Schwierigkeit abgegangen, zwar nicht von Seite des Ministeriums, da niemand dem Museum günstiger gesinnt sein konnte als der damalige Unterrichtsminister Dr. von Stremayr. Die Schwierigkeit kam von der Gemeinde oder vielmehr von ihren Vertretern in dieser Angelegenheit. Der Platz neben der Stubenthor-Brücke zwischen der Ringstraße und der Wien war von der Stadterweiterungs-Kommission unentgeltlich angeboten und seitens des Museums als der Lage nach durchaus entsprechend freudig angenommen worden. Bei der Schmalheit des Raumes standen wir aber mit unserem Plane wie in einer Zwickmühle. Wir mußten entweder mit dem Risalit von achtzehn Schuh in die Ringstraße hinausrücken oder rückwärts — eine teure Sache — den sogenannten Cholera-Kanal verlegen. Wir wollten und wünschten das erstere, bedurften dafür aber der Zustimmung des Gemeinderates. Zu der Beratung waren von Seite der Gemeinde die Herren aus der Leopoldstadt delegiert, von Seite des Museums die Kuratoren Werthheim und Melingo nebst meiner Wenigkeit.

Eitelberger ſelber, der vielleicht ſein unruhiges, leicht erregbares Blut fürchtete, nahm ungern an dergleichen Beratungen Teil. Bei der Beſprechung, die in dem kleinen, heute der Polizei dienenden Hauſe hinter dem Muſeum ſtattfand, traten die Herren aus der Leopoldſtadt auf das entſchiedenſte unſerem Wunſche entgegen, und zwar, wie ſoll man ſagen, aus einem rein bezirksbergeriſchen Grunde: ſie wollten, wenn ſie aus ihrem Bezirke über die Aſpern-Brücke kämen, die ganze lange Ringſtraße hinab und auch den Stadtpark ſehen, und das künftige Muſeum ſchien ihnen dabei im Wege zu ſtehen. Da wir in der Nähe waren, führten wir die Herren an den Knick der Ringſtraße gegenüber der Kaſerne, um ſie durch den Augenſchein zu überzeugen, daß, was ſie wünſchten, ſchon damals eine Unmöglichkeit war. Man ſah eben nicht ſo weit von der Aſpern-Brücke, nur ein paar hundert Schritte. Von der Verkehrtheit ihres Widerſpruches überführt, mußten ſie wohl endlich zuſtimmen, und ſo durften wir unſeren Plan mit der Vorrückung in die Ringſtraße ausführen. Im Jahre 1871 konnten wir Ferſtels ſchönen Bau feierlich eröffnen, was zugleich mit der erſten, ſpeziell dem Wiener Kunſtgewerbe gewidmeten Ausſtellung geſchah. Das Gebäude, beruhend auf den Erfahrungen, die wir bereits gemacht hatten, erwies ſich, Heizung und Ventilation ausgenommen, als durchaus praktiſch für unſere Zwecke und unſere Arbeiten. Seine Anlage iſt auch der Typus geworden für alle nachfolgenden neugebauten Kunſtgewerbe-Muſeen. Die Ausſtellung ſelber, mit der wir eröffneten, erwies zwar das Wiener Kunſtgewerbe als keineswegs fehlerlos oder unſeren Wünſchen und Hoffnungen bereits entſprechend, aber es zeigte ſich doch, was man ſchon auf der Pariſer Ausſtellung (1867) in den erſten Anfängen wahrgenommen hatte, daß Leben und Bewegung und Fortſchritt vorhanden ſeien, daß ſomit das Muſeum und ſeine Bemühungen

wie im Publikum so auch in der Industrie bereits Boden gefunden hatten und besseres sich erwarten lasse.

Der günstige Eindruck, so sehr man ihn auch beschränken mag, wurde gewiß nicht abgeschwächt auf unserer Weltausstellung des Jahres 1873 sowie durch die folgenden kleineren Ausstellungen in München, Amsterdam, Antwerpen oder durch die dritte Pariser Weltausstellung im Jahre 1878. Die österreichische Kunstindustrie hatte sich bereits einen guten Namen in der Welt gemacht und erregte überall die Aufmerksamkeit und lebhaftes Interesse, wo sie sich unter vernünftiger Leitung zeigte. Leider war das nicht immer der Fall.

Mittlerweile war in der Entwicklung der Dinge zu unserer bisherigen Thätigkeit ein ganz neues Element hinzugekommen, oder eigentlich ihrer zwei: die Spezialausstellungen und die Fachschulen, zu denen später noch ein drittes trat, der Kunstgewerbe-Verein. Im Jahre 1872 übersiedelten die Sammlungen in das neue Gebäude. Sie ließen mit Hilfe der Halle und der Arkaden noch hinlänglich Raum übrig, zeitweilig von einem oder dem anderen Zweige der Kunst und der Kunstindustrie eine Spezialausstellung zu veranstalten, wie denn auch jedes Jahr zu Weihnachten in der sogenannten Weihnachtsausstellung den Industriellen die Gelegenheit geboten wurde, dem Publikum vor Augen zu stellen, was mittlerweile gelernt und geschaffen war. Wir am Museum hatten damit zugleich eine gewisse Kontrole, indem wir von Jahr zu Jahr die Entwicklung der Dinge, den Wandel und Wechsel des Geschmacks verfolgen konnten. Mit diesen Ausstellungen bewahrte sich das Museum bei der verhältnismäßig noch geringen Bedeutung seiner Sammlungen stets Leben und Interesse, und die Besucher, die leicht des Alten und oft Gesehenen müde werden, blieben uns treu.

Der Gedanke, welcher die kurzweg sogenannten Fach-

ſchulen, d. h. Schulen für die einzelnen Zweige der Induſtrie, ins Leben rief, war zunächſt der, das Gute, was Muſeum und Kunſtgewerbeſchule leiſteten oder leiſten konnten, in die Provinzen an die Sitze ſolcher Induſtrie hinauszutragen. Da eine direkte Wirkung vom Zentrum aus ſchwer herzuſtellen war, ſo wurden dieſe Schulen, gegründet in Fabriksdiſtrikten, geleitet von ehemaligen Schülern der Kunſtgewerbeſchule, die Vermittler. Der Gedanke, anfangs mehr verſuchsweiſe ausgeführt, ſpäter erſt nach feſten Grundſätzen in eine Art Syſtem gebracht, erwies ſich als äußerſt fruchtbar, und kaum ein paar Jahrzehnte waren verfloſſen, ſo überzog ſchon ein Netz ſolcher Fachſchulen das ganze Reich, Schulen für Weberei, Stickerei, Wirkerei, für Spitzenfabrikation, für Schloſſerei und andere Metallarbeiten, für Glas, Porzellan und ſonſtige Thonwaren, für Tiſchlerei und Schnitzerei, für Steinbearbeitung, kurzum für jeglichen Zweig der Induſtrie, der irgendwo eine feſte Niederlaſſung beſaß.

Ich erwähne das alles nur ſo kurz wie möglich, um anzudeuten, welche Wichtigkeit, welche Bedeutung das öſterreichiſche Muſeum noch zu Lebzeiten Eitelbergers erlangt hatte. Wie es nach außen außerhalb der Grenzen des Reiches gewirkt, wie es anregend in anderen Ländern Einfluß geübt hat, laſſe ich ganz dahingeſtellt. Eitelberger konnte wohl mit voller Befriedigung auf das zurückblicken, was er geſchaffen oder angeregt und geleitet hatte. Leider wurde dieſe Befriedigung durch körperliche Leiden getrübt, und dieſe Leiden, die ihn ſelber niederdrückten, ſeinen Geiſt ſchwächten, ſelbſt die guten Seiten ſeines Charakters nicht unberührt ließen, übten auch auf die Verhältniſſe im Muſeum keine günſtige Wirkung. Es war in den letzten vier oder fünf Jahren ſeines Lebens, daß die Folgen zweier ſchwerer Erkrankungen ſich geltend machten. Stets müde, langſam

dahinschleichend, erlahmte er in seiner sonst unausgesetzten Regsamkeit und Thätigkeit; er kam oft wochenlang aus seiner Wohnung nicht in die Sammlungen herunter. Die Gedanken und Ideen, die ihm sonst reichlich zuflossen, blieben aus; früher sich freuend über die Verdienste und Erfolge anderer, und insbesondere der Angehörigen des Museums, sah er sie später, ich will nicht sagen ungern, doch nicht ohne eine gewisse Eifersucht. Mit zunehmender Schwäche, von Stimmungen abhängig, wurde er ungleich, oft schroff in der Behandlung derer, die mit dem Museum freundschaftlich oder geschäftlich zu thun hatten, und stieß viele zurück, besonders Industrielle, die Freunde des Museums gewesen waren. Heute kann man wohl von diesen Dingen reden, ohne das Andenken eines Mannes, selbst eines Freundes, zu kränken, dessen hohe Verdienste unbestreitbar sind. Die Natur verlangt ihre Rechte, er aber konnte sich nicht in Güte und Geduld mit ihnen abfinden.

Der letztere Umstand, die Entfremdung der Industriellen, war es besonders, welcher uns zur Gründung des Kunstgewerbevereins veranlaßte.

Ein Geheimnis unseres Erfolges oder vielmehr ein Mittel, denn Geheimnisse gab es ja nicht bei uns, lag sicherlich in dem persönlichen, zum Teil freundschaftlichen Verkehr, den wir alle, die Angehörigen des Museums, Gelehrte wie Lehrer und Künstler, mit den Industriellen pflegten. Ich brauche nur eines Beispieles zu gedenken, eines für viele, ich brauche nur Ludwig Lobmeyr zu nennen, und einer der größten Erfolge der modernen Reform des Geschmacks und der Kunst steht uns vor Augen. Wenn Lobmeyr heute, vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, als der erste Glasindustrielle der Welt dasteht, dem weder England, am wenigsten aber Frankreich einen gleichen an die Seite setzen könnte, so

wird er ſelber gewiß nicht in Abrede ſtellen, wie viel er dem Muſeum und wie viel er, vielleicht noch in höherem Grade, dem perſönlichen und freundſchaftlichen Verkehre mit uns verdankt. Das thut ſeinem Verdienſte nicht den geringſten Abbruch. Wer imſtande iſt, dasjenige, was die Firma J. und L. Lobmeyr vor der Gründung des öſterreichiſchen Muſeums geſchaffen hat, mit dem zu vergleichen, was heute das neue glänzende Lokal in der Kärntnerſtraße zu zeigen hat, der kann nur ſtaunen über die himmelweite Entfernung zwiſchen beiden, über den Fortſchritt in Geſchmack, Kunſt und Technik, der hier in dreißigjährigem Bemühen geſchehen iſt. Und an dieſen hunderten erleſener Gegenſtände haben das Muſeum durch ſeine Vorbilder, Künſtler und Kunſtgelehrte durch ihre Kritik gewiſſermaßen mitgearbeitet. Ohne ſie wäre es wohl nicht zu ſolcher Vollkommenheit gekommen, aber eben ſo wenig ohne die Intelligenz, den Geſchmack, das Verſtändnis und das entſchloſſene, zu Opfern bereite Vorgehen Ludwig Lobmeyrs.

Wie geſagt, ich erwähne Lobmeyr nur als einen von vielen. Vom erſten Anfang an iſt er dem Muſeum treu geblieben. Aber nicht alle waren ſo unerſchütterliche Anhänger. Manche ſchwankten und ſchwankten nicht bloß, ſondern fielen thatſächlich ab, entfremdet, zurückgeſtoßen durch Urſachen, die ich bereits angedeutet habe. Unter ſolchen Umſtänden legten wir uns die Frage vor, wie es möglich ſei, die Kunſtinduſtriellen wieder zum Muſeum zurückzuführen und dauernd an dasſelbe zu feſſeln. Ein Verein derſelben, in ſteter und enger Verbindung mit dem Muſeum, womöglich mit Verſammlungen und Ausſtellungen an ſeinem Sitze, ein Verein von Männern, die es berufsmäßig mit der Sache zu thun haben, nicht von Laien oder ſonſt beliebigen Mitgliedern, beraten und geleitet vom eigenen Verſtändnis, ein ſolcher

Verein schien uns das richtige Mittel, den erlöschenden Verkehr wieder herzustellen und dauernd zu beleben.

Wir verkannten nicht, daß wir die Sache ohne Eitelberger, vielleicht gegen seinen Wunsch unternehmen müßten; wir durften auch bei seiner Kränklichkeit und Schwäche ihm nicht eine neue große Aufgabe auf die Schulter laden; er wäre ihr nicht mehr gewachsen gewesen. Wir mußten also selber eintreten und die Sache durchführen, wie wir sie geplant hatten. Ehrgeiz war es wahrlich nicht, der uns trieb, denn wir hatten alle Arbeit genug unter Händen, vollauf unseren etwaigen Ehrgeiz, wenn er vorhanden war, zu befriedigen. Wir handelten lediglich im Interesse des Museums. Eitelberger selber zögerte auch nicht, seine Zustimmung zu geben, als ich ihm schriftlich wie mündlich unseren Plan auseinandersetzte.

Als wir vor allen Dingen, noch ehe irgend eine Mitteilung in Kreise des Kunstgewerbes geschehen, uns in vollem Einverständnis mit dem hohen Protektor wußten, der unser Programm ausdrücklich genehmigt hatte, gingen wir ans Werk und hatten alsbald die hervorragendsten Kunstindustriellen alle um uns gesammelt. Alsdann des Erfolges sicher, fanden wir auch die Billigung des Kuratoriums und die Zustimmung des Ministeriums für die Lokalisierung des Vereines und seiner permanenten Ausstellung im Gebäude des Museums. Seitdem sind elf Jahre verflossen; der Verein hat sich gefestigt, hat auf Ausstellungen Triumphe gefeiert und sieht selbst dem Bau eines eigenen Gebäudes entgegen. Und was wir gewollt, der persönliche Verkehr zwischen Museum und Gewerbe, ist unerschüttert geblieben, ja vermehrt und gefestigt.

Als Eitelberger seinem verzehrenden Leiden erlag (18. April 1885), zeigte der große Zug, welcher seine Leiche vom Museum bis zur Kirche begleitete, wie sehr er sich die allgemeine

Achtung erworben und bewahrt hatte. Die Mißstände, welche seine Kränklichkeit, die Schwächung seines Geistes und Körpers geschaffen — sie waren unleugbar und ungeleugnet vorhanden, obwohl in der Vorstellung weit übertrieben — sie fielen mit seinem Tode wie von selber hinweg. Das Provisorium, das nun für ein halbes Jahr folgte, bis der neue Unterrichtsminister Dr. von Gautsch wenige Tage nach seinem Amtsantritt demselben durch meine definitive Ernennung zum Direktor rasch ein Ende machte, war für mich keine angenehme Zeit. Abgesehen von allem Zwischenspiel, das ich, eigentlich meiner Natur entgegen, ziemlich kühl aufnahm, war meine Aufgabe gerade keine leichte. Die Direktion in Stellvertretung fiel mir statutenmäßig zu; dazu blieb mir die Sorge für die eine größere Hälfte der Sammlungen, die mir oblag, und auch die andere Hälfte kam dazu, indem gleichzeitig mit dem Tode Eitelbergers auch Wickhoff als neu ernannter Universitäts-Professor das Museum verließ. So blieb es bis gegen Ende des Jahres (1885). Erst nach mir wurden die Lücken ausgefüllt.

Das Museum war, wie ich in den obigen kurzen Zügen geschildert habe, zur Zeit, da Eitelberger starb und ich die Leitung übernahm, so eigentlich prinzipiell fertig, d. h. alle Zweige, alle Richtungen der Thätigkeit, die ihm seiner Bestimmung nach zukamen, waren vorhanden. Neues, wirklich Neues dem Bestand hinzufügen, die Anstalt in neue Bahnen zu lenken, schien weder möglich noch notwendig. Mein Programm — ich hatte wirklich gar nicht daran gedacht, daß ich ein Programm haben müsse, als ich von journalistischer Seite darum gefragt wurde — mein Programm konnte also nur sein, im wohlverstandenen Geiste Eitelbergers während seiner besten Zeit fortzufahren und dabei vor allem ohne Schwanken die eigentliche und ursprüngliche Aufgabe des

Museums, die Förderung des heimischen Kunstgewerbes und die Bildung des Geschmackes und des Kunstverständnisses, auf das eifrigste und bestimmteste zu betonen und zu pflegen. Zu thun gab es genug, und nicht bloß in dieser Beziehung, denn im Laufe der Jahre war manches wie durch Zufall entstanden, zumal bei der Schule, und bedurfte der systematischen Umordnung und Einordnung; das Gebäude und sein Schmuck, außen wie innen, verlangten nach Restauration, und die Sammlungen, sollten sie in Aufstellung und Anordnung den modernen Anforderungen nachkommen, mußten sich besser, eleganter den Augen darstellen. Das Programm, das ich in diesen Beziehungen entwarf, fand auch die Zustimmung des Ministeriums und die Bewilligung der nötigen Geldmittel.

Im obigen Sinne geschahen nunmehr alle neuen Erwerbungen. Ich fragte mich stets, wozu kann unsere Industrie den Gegenstand brauchen? Was kann er uns lehren? In welcher Beziehung kann er uns als Vorbild dienen? Die Mittel, die mir zu Gebote standen, waren freilich im Verhältnis zu anderen Museen gering genug, und auf Kunstgegenstände ersten Ranges mußte ich fast ganz verzichten.

Sodann hatte ich auf zweierlei den größten Nachdruck zu legen, auf die öffentlichen Wintervorlesungen und auf die Spezialausstellungen. Beide dienten gleicher Weise der öffentlichen Belehrung, hatten und erfüllten aber auch den Zweck, unser besuchendes Publikum am Museum festzuhalten. Ich mußte um so mehr daran denken, als einerseits die öffentlichen Vorlesungen, mit denen wir vor dreißig Jahren allein gestanden, nunmehr, zur Mode geworden, sich in Unzahl vermehrt hatten, andererseits wir in Rechnung ziehen mußten, daß die Eröffnung des neuen Hofmuseums uns einen großen Teil unserer Besucher entziehen würde. Wie

TAYLOR INST. OXFORD

ſollte es auch nicht? Was hatten wir denn jener Fülle wunderbarer Kunſtſchätze an Reizmitteln entgegenzuſtellen? Schon Eitelberger hatte mit Beſorgnis dieſem Moment entgegengeſehen. Wir hatten meines Erachtens kein anderes Mittel, als die erhöhte Thätigkeit, immer Neues in den Spezialausſtellungen zu bringen. Sie möglichſt lehrreich zu geſtalten, war eine gewiſſe Vollſtändigkeit notwendig, ferner ein guter Katalog und die Begleitung desſelben mit orientierender Einleitung nach allen Geſichtspunkten, geſchichtlich, techniſch, künſtleriſch. So wenigſtens war mein ſtetes Bemühen. Ich komme darauf ſpäter zurück.

Dieſe Spezialausſtellungen gaben wieder Gelegenheit zur Herausgabe litterariſch-artiſtiſcher Publikationen für das Kunſtgewerbe, wie wir denn auch einzelne, bereits vorgeſchrittene Zweige unſerer Sammlungen in illuſtrierten Katalogen veröffentlichten. Überhaupt ſtellt die Litteratur, welche im Laufe der dreißig Jahre aus dem öſterreichiſchen Muſeum hervorgegangen iſt, bereits eine kleine Bibliothek dar.

Eine wirkliche Veränderung betraf die Kunſtgewerbeſchule. Nicht als ob die Lehrprinzipien geändert worden wären — an dieſen hat die Schule von ihrer Gründung an unentwegt feſtgehalten. Aber es waren im Laufe der Jahre ſo verſchiedene Spezialfächer und Ateliers dem alten Beſtande angegliedert, aber nicht eingegliedert worden, daß eine neue ſyſtematiſche Organiſation notwendig ſchien. Dieſe wurde auch mit Beibehaltung der von van der Nüll gegebenen Grundzüge nach den Angaben Storcks durchgeführt, der nun auch permanenter Direktor der Schule wurde. Bei dieſer Gelegenheit wurden auch die Stellungen und Bezüge der Lehrer, welche gleicherweiſe den Charakter der Zufälligkeit trugen, ſyſtematiſch geordnet und gebeſſert. In allen dieſen Fragen begegnete das Muſeum dem größten Wohlwollen von Seite des Miniſteriums.

Ich rühre alle diese Dinge nur an, da ich sie ja doch, dem Plane dieser „Erinnerungen“ entsprechend, nicht umgehen kann. Es liegt mir aber völlig fern, ausführlich von ihnen zu reden, obwohl es ursprünglich meine Absicht war und meine Thätigkeit heute abgeschlossen ist. Ich hätte auch weit über den Rahmen, den ich mir vorgezeichnet habe, hinausgehen müssen. So ist die Darstellung von der Entstehung und der Entwicklung des Museums nur eine allerkürzeste Skizze geblieben. Ich muß aber doch, bevor ich wieder von anderen Dingen und Lebensereignissen erzähle, dem Museum oder vielmehr der Sache desselben ein weiteres Kapitel widmen, freilich aus ganz anderem Gesichtspunkt. Der Gang meines Lebens hat es gefügt, daß ich in ungewöhnlicher Weise mit den modernen Reformen auf dem Gebiete der Kunstindustrie verwachsen bin und mein Name, wie ich wohl sagen darf, gleichsam als eine Fahne gedient hat.

Zehntes Kapitel.

Die ästhetische Reform des Kunstgewerbes.

Was schön sein soll, muß erst vernünftig sein.

Sollte es wohl vernünftig sein, einen Ofen so anzustreichen, als ob er aus seinem eigenen Brennmaterial, aus Holz, bestände? Ist es vernünftig, eben desgleichen Gegenständen aus Porzellan, wie z. B. Theetassen und Theekannen, mit Hilfe der Bemalung das Ansehen von Holz zu geben? Ist es vernünftig, hölzerne Leuchter wie mit biegsamem Leder umzogen erscheinen zu lassen und damit ihnen den Schein gefährlicher Unsolidität zu geben? Ist es vernünftig, einem

Tintenfaß die Form eines Pulverhornes zu geben und den nichts ahnenden Benützer dieses sonderbaren Gerätes der Gefahr der Beschmutzung auszusetzen? Oder ist es passender, ihm die Gestalt einer Jockeymütze zu verleihen oder eines Hundehauses, dessen Dach als Deckel aufgehoben wird? Ist es vernünftig, ein irgend als Gerät oder Schmuck dienendes Hufeisen wie aus Holz erscheinen zu lassen und dieses scheinbar wie mit Leder zu überziehen, so daß man von einem hölzernen Hufeisen aus Leder oder einem ledernen Hufeisen aus Holz sprechen kann?

Solche Verwechslungen von Form, Zweck, Technik, Material, wobei immer eines dem anderen widerspricht und sich selber ad absurdum führt, war eine der Eigenschaften des Kunstgewerbes um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, eine Eigenschaft, die leider auch heute noch im deutschen Hause und im deutschen Gewerbe nicht ausgerottet ist. Man nannte das damals „Ideen haben". Solche Ideenphantasie war die Quelle für alle Nenigkeiten der sogenannten Galanteriewaren, deren jede Saison eine Fülle frisch auf den Markt warf. Aber nicht bloß die „Galanterie" brachte sie; Silberarbeiten, Goldschmuck, Bronzegegenstände, Holz und Porzellan, kurzum im Grunde jedes Gewerbe, in welchem die Phantasie mitzuspielen hatte, brüstete sich solcher Ideen oder vielmehr, richtiger gesagt, litt an solcher Gedankenarmut.

Das wäre aber ein nicht allzu bedeutungsvoller, nicht allzu hoch anzuschlagender Fehler gewesen und hätte schwerlich die großartige Reformbewegung im Geschmack hervorgerufen, wenn das Kunstgewerbe damals nicht an anderen Fehlern und Untugenden gekrankt hätte.

Zu diesen Fehlern rechne ich zunächst eine mangelhafte, unkünstlerische Technik, welche die feineren Arten der Arbeit, einst die Zierden des Kunstgewerbes in früheren Jahr-

hunderten, aufgegeben oder verloren hatte. Dazu gehört beiſpielsweiſe der Erſatz der eigentlichen Schmiedekunſt durch den Guß, dazu gehören verſchiedene ſchmückende Verfahren der Goldſchmiedekunſt, wie die Tauſchierung und manche Arten des Emails, wie der gänzliche Verfall der Stickerei als Kunſt. Ferner hatte ſich aus dem Gewerbe das Gefühl für Form und Farbe ſowie für das Angemeſſene des Schmuckes verloren. Daß der Schmuck Maß halten und an rechter Stelle ſich befinden muß, daß ein Gefäß Konturen hat und daß dieſe Konturen Schwung oder kräftige Bildung, gewiſſermaßen Charakter, haben müſſen, daß das Gefäß ſich gliedert, die Glieder im Verhältniſſe ſtehen, damit ſich ein für das Auge wohlgefälliges Ganzes ergiebt, das war dem damaligen Kunſtgewerbe ſo gut wie unbekannt. Die „Idee" — die unvernünftige — mußte das erſetzen. Eben ſo unbekannt war es, daß die Verzierung doch gewiſſen äſthetiſchen Geſetzen unterworfen iſt, daß ſie ſich an Form und Gliederung des Gefäßes oder Gerätes anſchließen muß, ſei ſie nun gemalter oder plaſtiſcher Schmuck, daß ſie nicht an beliebiger Stelle ſich anbringen läßt, gar nicht davon zu reden, daß ſie auch, wenn der Gegenſtand Bedeutung hat, dem Sinne nach mit demſelben in gewiſſer Beziehung ſtehen ſoll, es ſei denn, daß ſie eben nur reines Ornament iſt.

Nicht minder war Sinn und Gefühl für Farbe verſchwunden. Wie in der Kleidung die verſchiedenen Töne vom toten Grau vorherrſchten, ſo auch in der Dekoration. Grau war die allgemeine Färbung, wohin man blickte, in der Straße wie im Hauſe. Grauer Stuck oder deſſen gemalte Nachahmung war der Schmuck des Plafonds, grau waren die Wände; nur der Teppich des Fußbodens zeigte in gewaltigen Blumen und Blumenbouquets lebhafte Farben, aber dieſe allzu derb, allzu bunt und unharmoniſch. Was

das eine zu wenig, hatte das andere zu viel. Schöne, auch lebhafte Farbentöne harmoniſch zuſammenzuſtellen und ſich ſolcher Schönheit zu erfreuen, das war unbekannt. Den Leuten von damals war Farbe ein Schrecknis; nur grau war vornehm und elegant. Man fürchtete ſich vor der Farbe.

Soll ich noch ein Wort vom eigentlichen Ornament ſagen, das eine ſo große, ja die größte Bedeutung für die Gegenſtände des Kunſtgewerbes hat? Die Kunſt aller Zeiten und vieler Völker hat eine ſolche Fülle ſchöner, einfacher wie reicher Motive geſchaffen, daß die Ornamentik um die Mitte unſeres Jahrhunderts daneben wie völlig arm erſcheint. Blumen, Blumen nnd wieder Blumen, naturaliſtiſch behandelt und doch wider die Natur gebildet und verwendet, das iſt faſt alles, was ſie zeigte.

An allen dieſen Fehlern, und an manchen anderen noch, die ich nicht aufzählen will, litt das Kunſtgewerbe in jener von jeglichem wirklichen Geſchmack verlaſſenen Zeit. Was war dagegen zu thun? Das erſte und nächſte war: Vernunft predigen — predigen wie ein Paſtor auf der Kanzel, dem es geſtattet iſt, ſeine Worte wann immer zu wiederholen.

Zwei Wege ſtanden offen, die Sache anzugreifen, entweder die Annahme eines der vorhandenen Kunſtſtile zu empfehlen und allgemein durchzuführen, oder eine Äſthetik des Kunſtgewerbes aus der Sache ſelbſt zu entwickeln nnd die in den Dingen ſelbſt liegende Vernunft ſprechen zu laſſen, d. h. Prinzipien aufzuſtellen, die als Richtſchnur zu dienen hatten. Auch ein dritter Weg war möglich, die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie wollten, den Gewerbetreibenden anheimzuſtellen, wie und was ſie etwa von den Sammlungen nach eigenem Ermeſſen brauchen könnten und branchen wollten. Bei dieſem Wege der Paſſivität, der im Anfange derjenige Eitelbergers war, ſieht man aber nicht ein, wozu denn das Muſenm

gegründet war und wozu wir neben den Sammlungen uns noch ſo viele Mühe im Reden und Schreiben gaben.

Der erſte Weg, der Annahme eines der gegebenen Stile, war von unſerem Publikum bereits ſo gut wie zurückgewieſen. Er konnte nie auf allgemeine Anerkennung rechnen. Der gotiſche Stil hatte ſchon mit dem unter Leitung des Architekten Ernſt geſtandenen Unternehmen des Gewerbevereines Fiasko gemacht und hätte es auch gemacht, wenn dieſes Kunſtgewerbeblatt beſſer geleitet worden wäre. Dasſelbe war mit dem klaſſiſchen Stil geſchehen, der, während er in Berlin von Schinkel her noch eine Tradition hatte, bei uns keine Freunde beſaß, wenigſtens nicht im Publikum. Das Rokoko hatte ſich ausgelebt; die franzöſiſchen Stilarten des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wurden wie mechaniſch hier und da geübt, zumal in der Möbel-Induſtrie, ohne daß man eigentlich Bewußtſein und Verſtändnis hatte, was man that. Man nannte das in der Tapezierſprache „gotiſch“. Die Renaiſſance ſtand noch nicht auf der Tagesordnung; man hätte ſie erſt lehren und zum Verſtändnis bringen müſſen, und das war ein langer Weg, der dennoch in der That, deſſen ungeachtet, auch alsbald betreten wurde.

Alle Stilarten, die klaſſiſchen, die mittelalterlichen, die der modernen Zeiten hatten ihre Freunde und Anhänger, die einen mehr, die anderen weniger, die einen hier, die anderen dort, verſchieden nach Land, Ort und Tradition. Alle ihre Anhänger auf einen Stil zu vereinen, dieſen der Welt aufzudrängen, war eine Unmöglichkeit. Noch ſchwieriger wäre es geweſen, einen neuen, einen modernen, gar einen nationalen Stil zu erfinden, denn ein Kunſtſtil, wie die Welt deren viele geſehen hatte, iſt überhaupt nicht Sache der Erfindung, ſondern einer werdenden und arbeitenden Zeit.

Für mich, der ich ja nun praktiſch mitten in der Be-

wegung ſtand und den Beruf, das heißt den amtlichen Beruf hatte, mitzuhelfen und zu fördern, für mich gab es keinen Zweifel, welcher Weg einzuſchlagen ſei. Es mußte vor allen Dingen Klarheit über alle Fragen verbreitet werden, es mußte gelehrt, gelernt und verſtanden werden, was denn das Schöne und Gute in den Gegenſtänden des Kunſtgewerbes ſei. Es mußte ferner der Sinn für Form und Farbe erſchloſſen werden, es mußte ſich zeigen, daß in jedem einzelnen Gewerbe vermöge ſeiner Beſtimmungen und vermöge ſeines Materials, deſſen es ſich bedient, Bedingungen, Prinzipien liegen, die beobachtet, befolgt werden müſſen. Dabei bleibt der künſtleriſchen Phantaſie immer noch eine große Freiheit der Geſtaltung übrig. Nur die Willkür wird ihr genommen.

Das erſte, die Form bedingende, ja dieſelbe ſchaffende Prinzip iſt das der Beſtimmung. Die Form eines Gegenſtandes, der gebraucht werden ſoll, und das ſind ja die Gegenſtände des Kunſtgewerbes im Gegenſatz zur hohen oder freien Kunſt, die es bloß auf Schönheit abgeſehen hat, muß zweckmäßig ſein. Aus der Kanne muß man gießen, aus dem Becher trinken können; wenn nicht, iſt alles Bemühen um Schönheit verloren. Der Zweck hat dem Schranke, dem Seſſel, dem Tiſch, dem Leuchter, der Lampe, der Vaſe, dem Teller, der Schüſſel, dem Topf ihre Form, ihre Grundgeſtalt gegeben, und dieſe muß beobachtet, bewahrt bleiben und darf nicht mit der Form eines anderen beliebigen Gegenſtandes vertauſcht werden. Das Tintenfaß darf alſo kein Pulverhorn ſein, der Butterteller kein Spargelbündel und was dergleichen Dinge mehr ſind.

Das zweite Moment in der Geſtaltung eines Gebrauchsgegenſtandes iſt das Material. Das eine Material läßt ſich fein, dünn, zierlich ausarbeiten, ein anderes, das minder zäh, minder ſpröde, minder brechlich iſt, braucht eine größere

Stärke in der Wandung wie im Ornament. Stellen wir Stein und Metall einander in dieſer Beziehung gegenüber, ſo wird der Unterſchied ſofort klar. Ein ſteinernes Geländer wie ein geſchmiedetes Eiſengitter ausführen, wäre ein Unding; jenes muß ſich mit ſeinen Baluſtern begnügen, während dieſes eine freie und zierliche Ornamentik zuläßt, ja verlangt. Selbſt in der Zeichnung muß ſich ein Taufſtein ſofort von einem Pokal unterſcheiden laſſen, der doch gewöhnlich dieſelben drei Hauptteile, Becken, Ständer und Fuß, enthält. In ſolche Verwechslung pflegen Architekten zu verfallen, wenn ſie Trinkgefäße zu zeichnen haben; ſie machen ſie zu ſteinern, ihrem eigenen gewohnten Material gemäß.

Mit Beſtimmung und Material allein kann man freilich noch kein Kunſtwerk, kein ſchönes Kunſtwerk ſchaffen; es muß weſentlich ein drittes hinzukommen, die künſtleriſche Phantaſie, die Geſtaltungskraft im Sinne der Schönheit. Ohne dieſe erhalten wir wohl zweckmäßige Gefäße und Geräte, aber ſie brauchen nicht ſchön in Kontour, nicht ſchön in Verzierung, nicht reich und fein in Gliederung und Verhältniſſen zu ſein. Andererſeits hat die Phantaſie nicht das Recht der Willkür, ſie muß ſich der Vernunft, der Logik der genannten Bedingungen anſchließen, ihren Konſequenzen ſich unterwerfen. Laſſen wir uns einmal ein anmutiges Stück gefallen, dem die Willkür auf der Stirne geſchrieben ſteht, ſo bleibt das immer ein einzelnes Stück, das die Regel nicht umſtoßen, die Geſetze nicht aufheben wird.

Zu jener Zeit, da die Reformen begannen, waren dieſe ewigen, in der Sache liegenden Geſetze theoretiſch ſo gut wie unbekannt; wenn ſie dennoch wohl geübt wurden, ſo geſchah es, weil ſie aus praktiſchem Geſichtspunkt zu ihrer Beobachtung zwingen. Aber in allen Zweigen des Kunſtgewerbes wurde dagegen geſündigt; überall herrſchte Willkür ſowohl in

der Bildung wie in der Verzierung. Für mich war es daher in meiner Stellung die vorzüglichſte Aufgabe, die Geſetze, die Vernunft in den kunſtgewerblichen Dingen zur Anerkennung zu bringen. Ich mühte mich dafür in Vorleſungen wie in zahlreichen Aufſätzen, welche jene allgemeinen Grundſätze für die einzelnen Zweige des Kunſtgewerbes auszuarbeiten trachteten. Erſt ſpäter, viele Jahre ſpäter, ging aus dieſen Studien meine „Äſthetik des Kunſtgewerbes“ hervor, welche die Reſultate theoretiſch, geſchichtlich, praktiſch zuſammenfaßte. Eitelberger, wie ich ſchon angedeutet habe, war anfangs mit ſolchem Bemühen meinerſeits nicht einverſtanden. „Mit Ihren Prinzipien iſt es nichts“, meinte er, „wir müſſen den Induſtriellen verſchaffen, was ſie eben wollen, und die Wahl ihnen überlaſſen.“ Wenige Jahre aber, zwei oder drei, waren verfloſſen, da ſprach er bereits ſelber von den „Prinzipien des Muſeums“; ſie hatten ſich eben, weil abſolut vernünftig, wenigſtens theoretiſch die Anerkennung erworben.

Ich meinerſeits, wie denn der Gegenſtand meine Gedanken bereits ganz gefangen genommen hatte, ließ es bei ſolchem Theoretiſieren im ganzen wie im einzelnen nicht bewenden, ſondern ſuchte, was ich gelernt und als Wahrheit klar erkannt hatte, in das Leben einzuführen. Aus dieſem Bemühen entſtand „Die Kunſt im Hauſe“, ein Buch von ſehr mäßigem Umfange, deſſen Titel ein Schlagwort der Zeit geworden, und deſſen Inhalt, wie mehrfache Auflagen und Überſetzungen beweiſen, wohl nicht ohne ſachlichen Einfluß geblieben iſt. Entſprechend meiner Art die Dinge zu betrachten, faßte ich den Gegenſtand geſchichtlich wie künſtleriſch praktiſch. Aus letzterem Geſichtspunkt unterſuchte ich die Bedingungen, welchen die einzelnen Gemächer des Wohnhauſes und ihre Teile, als Plafond, Wände, Fußboden und ſodann das Mobiliar, künſtleriſch unterworfen ſind. Aus Vorleſungen

hervorgegangen, ſollte das Werk ein Buch zum Leſen ſein; es ſollte aufklären und zum weiteren Nachdenken anregen, auch Luſt an der Sache erwecken. Ich unterließ es aus dieſen Gründen das Buch zu illuſtrieren. Unerwartet geſchah dieſes aber doch, und zwar zunächſt in Amerika, wo Charles Perkins, der bekannte Kunſtforſcher auf dem Gebiete der älteren italieniſchen Kunſt, das Buch überſetzte, für ſeine amerikaniſchen Leſer kommentierte und illuſtrierte. Ich war nicht wenig erſtaunt, ſtatt meines beſcheidenen Buches ein wahres Prachtwerk in die Hände zu bekommen, ausgezeichnet überſetzt und durchaus entſprechend illuſtriert. Nun folgte auch mein Verleger Gerold, und ſo erſchien die vierte deutſche Ausgabe vermehrt und illuſtriert, während die fünfte wieder bei dem einfachen Texte verblieb.

Bei ſolchem Bemühen zunächſt zum Nachdenken anzuregen, das Vernünftige herauszuarbeiten und Klarheit und Verſtändnis zu fördern, hatte es nicht unſere Abſicht ſein können, für einen beſtimmten der hiſtoriſchen Stile Propaganda zu machen, wie wir denn auch noch weniger daran gedacht hatten, einen neuen Stil erfinden zu wollen. Nun war es aber doch dahin gekommen, daß, ohne es zu wollen, die Renaiſſance durchaus in den Vordergrund getreten war.

Mehrere Umſtände im Verein hatten dazu beigetragen oder vielmehr dieſen (einſtweiligen) Sieg der Renaiſſance bewirkt. Wien ging auch darin voran. Erſtens lag wohl in der Kunſt der Renaiſſance vor allen anderen Stilarten die Möglichkeit der Erweiterung, der Fortbildung und damit vor allem die Möglichkeit, unſeren modernen, gegen früher ſo ſehr erweiterten und verfeinerten Bedürfniſſen des Lebens gerecht zu werden und ſo ein Heim zu ſchaffen, das den höchſten künſtleriſchen Anforderungen genügen könne, ein Heim, gemütlich, bequem, vornehm, reich oder einfach, je nach Wunſch

und Willen. Ein zweiter Umstand lag in den Neigungen der Lehrer an unserer Kunstgewerbeschule, die sämtlich Vorliebe für die Formen und die Ornamentik der Renaissance hatten und sie an der Schule selbst zur Grundlage des Studiums machten, d. h. zur bevorzugten, nicht zur einzigen. Wir waren am Museum nach unserer individuellen Neigung sehr wohl damit einverstanden, daher auch die Sammlungen sich besonders in dieser Richtung entwickelten und dem Unterricht in Möbeln, Majoliken, Silberarbeiten, Schmuckgegenständen u. s. w. die Vorbilder lieferten. Zum dritten war es die ganz entschiedene Richtung auf die Renaissance, welche die architektonische Neugestaltung Wiens nach der Niederlegung der Wälle einschlug. Nach schwachen Versuchen in anderer Art stieg Haus an Haus im Renaissance-Stil in die Höhe, Palast an Palast wie jedes öffentliche Gebäude, die Kirchen ausgenommen. Da war es denn natürlich, daß die innere Einrichtung auch dem Äußeren entsprechen sollte und mußte; das Studium der Renaissance-Ornamente wurde eine Notwendigkeit, der Dekoration folgte das Kunstgewerbe, und das Haus und Tisch und Tafel schmückten sich mit Gegenständen, welche nach ihrer Kunst den Vorbildern des 16. Jahrhunderts entsprachen.

Mit einer Ausnahme, wie ich gleich erwähnen will. Die Zeit der Renaissance hat uns wohl Wandbekleidung in Teppichen, Tapisserien hinterlassen, aber keine Fußteppiche. Sie selbst hat sich vorzugsweise der orientalischen Teppiche bedient, und diese mit ihren harmonischen Farbenreizen wurden nun auch in der modernen Renaissance-Wohnung die Mode und stimmten so wie einst vollkommen zu ihrer neuen Umgebung. Ihre Bedeutung ging aber weiter; sie traten nicht bloß ein, wo uns die Renaissance im Stiche ließ, sie dienten nicht bloß unserer eigenen Teppichwirkerei zu Vorbildern, sie

lehrten uns überhaupt Farbe verſtehen und uns an Farbe erfreuen.

Dem, was bei uns in Wien ſchon in den ſechziger Jahren geſchah, folgte Deutſchland in den ſiebziger Jahren; die Renaiſſance löſte auch dort die herkömmlichen Weiſen ab, den Berliner Klaſſizismus, die Gotik am Rhein oder was ſonſt traditionell noch in Übung ſtand, aber es geſchah mit einem ſehr charakteriſtiſchen Unterſchiede. Wir Wiener, denen Italien näher lag, hatten die Vorliebe für die feineren, maßvolleren, nach reinerer Schönheit ſtrebenden Formen der italieniſchen Art, in Deutſchland aber pries und befolgte man die derbere, ſchwere, am zuviel des Beiwerks leidende deutſche Art, die ſich am Ende des 16. Jahrhunderts raſch der Barocke zugewendet hatte. Die Urſache war mehr eine politiſche als künſtleriſche, es war mehr eine Sache des Gefühls als des Geſchmacks. Nach den großen Siegen des Jahres 1870 war in Deutſchland eine Art Chauvinismus erwacht, der nun auch in der Kunſt einen eigenen, einen deutſchen Stil haben wollte. Man erkor dazu die deutſche Renaiſſance. Es läßt ſich auch nicht leugnen, daß mit Hilfe des Patriotismus der ſogenannte altdeutſche Stil in kurzer Zeit eine raſche Verbreitung fand und ſich, für Deutſchland wenigſtens, zum Stil der Zeit aufzuſchwingen ſchien. Der Hauptſitz dieſer Bewegung war München, aber alle Fabrikſtätten Deutſchlands folgten, ſelbſt Berlin bequemte ſich zur deutſchen Renaiſſance.

Mir wollte dieſe Verkehrung der Kunſt in Politik nicht gefallen, und da ſich die Gelegenheit ergab, ſchrieb ich einen ausführlichen Aufſatz dagegen, der in der „Deutſchen Revue“ gedruckt wurde. Dieſer Aufſatz gefiel wieder nicht in München, wo gerade damals der Kunſtgewerbe-Verein ſein neues Haus in deutſcher Renaiſſance erbaut hatte. Bei der Eröffnung desſelben hielt Georg Hirth einen Feſtvortrag „Pro domo“,

der gegen mich, d. h. gegen meinen Aufsatz in der „Deutschen Revue“, gerichtet war. Die Rede, die Hirth mir zuschickte, hatte zur Folge, daß wir seitdem gute Freunde geworden und geblieben sind. Nicht immer hat eine litterarische Polemik eine ähnliche Folge gehabt.

So schien wirklich die Renaissance, italienisch hier, deutsch dort, sich zum modernen Stil im Kunstgewerbe erheben zu wollen, und wir wären ganz damit zufrieden gewesen, waren doch auch die vergangenen Stilarten immer eine aus der anderen hervorgegangen. Hatten wir nichts Neues, so hatten wir doch etwas Eigenes, was in jeder Beziehung besser war, als was zuletzt vor ihm in Übung gestanden. Allein wir hatten mit der menschlichen Natur zu rechnen, mit der Natur des modernen Menschen, und diese gebot ein anderes.

Unsere Zeit, unsere Natur ist gierig nach neuem. Wir leben in einer Epoche, wo eine Sensation der anderen auf dem Fuße folgt, und wie diese ist sie rasch wieder verschlungen, verzehrt, um nach kurzer Frist zur altgewordenen Erscheinung zu werden. Keine Ruhe, kein Stillstand, keine Sättigung im Hunger nach dem, was reizt, was die Sinne aufregt. Soll die Kunst im Gewerbe stehen bleiben, da sie doch, z. B. in der Malerei, ich will nicht sagen fortschreitet, aber in stetem Wandel und Wechsel sich befindet? Soll sie stehen bleiben, da doch im Gebiet der Mode jeder Tag Neues bringt, an jedem Tage immer neu „die letzte Schöpfung“ erscheint? Wie in der Mode, so ist im ganzen Gebiete des Geschmacks das Verlangen nach Neuheit an die Stelle der Schönheit getreten. Wir hofften dieses Verlangen wenigstens auf unserem speziellen Gebiete, in den Dingen der Kunstindustrie, bekämpfen und stillen zu können. Vergebens. Die Sucht nach dem ewigen Wechsel ist eine Signatur der Zeit. „So lange schon Renaissance“, hieß es bereits, nachdem diese

Kunſtart kaum erſt zu einiger Blüte gekommen war. „So lange ſchon Renaiſſance, wann werden wir wieder etwas Neues zu ſehen bekommen?“ Wäre es wirklich gelungen, einen modernen, originalen Stil zu erfinden, er hätte ſich doch kaum länger als zehn Jahre halten können und wäre von einem anderen, neuen oder alten, wieder verſchlungen worden.

Ein neuer, originaler Stil iſt aber nicht aus der modernen Reform des Geſchmackes hervorgegangen, noch iſt darauf zu rechnen, daß wir, die Menſchen von heute, ihn erleben werden. Die gewaltige Entwicklung der Architektur, das Anwachſen der Städte, die Pracht- und Rieſenbauten der öffentlichen kirchlichen wie weltlichen Gebäude — nicht einmal ein neues Kapitäl haben ſie ſchaffen können! Und wenn es der Architektur nicht gelungen, wie wird eine neue, wirklich neue Schöpfung von der Kleinkunſt zu erwarten ſein?

Der Hunger nach dem Neuen mußte aber geſtillt werden, und da nichts Eigenes, nichts Originelles zur Entdeckung kam, ſo mußte man von einem Alten zum andern Alten übergehen. So kam man denn, da Gotik und klaſſiſch antiker Stil ſchon verſucht waren, zunächſt zu den Nachfolgern der Renaiſſance. Mit wahrer Begeiſterung wurde der Barock-Stil geprieſen, und ſeine ſchwereren Formen ſollten die feineren und edleren der italieniſchen Renaiſſance ablöſen. Faſt ſah es auch ſo aus, als ſollte die Barocke der Stil des neueſten, noch der Zukunft angehörenden Wien werden, aber bisher ſcheint wenig Ausſicht zu ſein. Was heute darin gebaut wird, iſt noch vereinzelt gegenüber den zahlreichen ſchlichten Renaiſſancehäuſern, welche in den neuen Straßen und Stadtteilen entſtehen. In Berlin, wo, wie ſchon erwähnt, die ſteifen, nüchternen Formen des Klaſſizismus herrſchten, iſt man im raſchen, wenigſtens theoretiſchen Durch-

gang durch die Renaiſſance in eine ſchwere, maſſige, plumpe Barocke geraten, wie ſie etwa in den Niederlanden zur Zeit des gewaltigen Rubens geübt wurde. Das Kunſtgewerbe ſcheint dieſer Richtung folgen zu wollen, wie wir aus den mächtigen Berliner Silberarbeiten ſchließen möchten, welche die verſchiedenen Ausſtellungen ſchmückten. In München hat die deutſche Renaiſſance die Stilarten Ludwigs XIV. und ſelbſt das Rokoko zur Seite erhalten; die Begeiſterung Ludwigs II. für jenen franzöſiſchen König hat das allen Münchner Traditionen zum Trotz zu Stande gebracht. So hat auch das Rokoko, der undeutſcheſte Kunſtſtil, Freunde und Nachfolger gefunden.

Die Neuerungsſucht hat alle dieſe Stilarten erhoben und auch alle ſo ziemlich wieder verſchlungen. Da iſt ſie denn auf die Suche gegangen und hat eine „Volkskunſt“ entdeckt oder entdecken wollen. Es iſt aber bei einigen bisher unbeachtet geſtandenen Blümchen und einigen beſcheidenen Witzeleien geblieben. Nur die Textilkunſt, Weberei und Stickerei, haben aus den nationalen Arbeiten, ſich lebensfähige ornamentale Motive geholt, die heute noch auf ihrem beſchränkten Gebiete in glücklicher Anwendung ſtehen. Vielleicht wäre aus der gleichen Quelle noch mehr zu holen, wenn nicht einen neuen Stil zu ſchaffen, doch wenigſtens dem Novitätenhunger für eine kurze Weile Nahrung und Beſchäftigung zu geben.

Da iſt in ſolcher verzweiflungsvollen Situation ein „Mädchen aus der Fremde“ gekommen mit großen Anſprüchen und empfangen als das Heil, als der Meſſias für das ratloſe Kunſtgewerbe. Das iſt oder war die japaniſche Kunſt. Sie fand Freunde, bis zur Verzückung begeiſterte Freunde, welche ſie prieſen als den einzig wahren und echten Dekorations-Stil. Wir ſollten es machen wie die Japaner, ſollten

die Natur anſchauen wie ſie und würden damit zu einem richtigen Kunſtſtil kommen. Nun läßt es ſich allerdings nicht leugnen, daß die japaniſche Kunſt viel Schönes und Originelles bietet. Die Japaner beſitzen eine mannigfache Technik von äußerſter Feinheit und Vollendung, welche beſtechend wirkt, als wäre ſie ſelber die Schönheit. Sie verſtehen es vortrefflich, bei Menſchen wie bei Tieren das Charakteriſtiſche zu treffen und mit wenigen Strichen der Feder oder des Pinſels zur Darſtellung zu bringen. Sie haben Sinn und Verſtändnis für Farbe ſowohl in der Richtung zarter Harmonie wie reicher und prachtvoller Wirkung. Sie haben Sinn für die Natur, d. h. für ihre Natur, für ihre Pflanzen und Blumen. Aber in allem Weſentlichen, was zu einer edlen Schönheit gehört, ſind ſie gerade das Gegenbild unſerer europäiſchen Kunſtempfindung. Sie ſind bizarr in der Ornamentik, in der Verzierung eines Gegenſtandes, welche ſie immer excentriſch komponieren, d. h. unregelmäßig, das Hauptornament irgend beliebig fern der Mitte oder etwa allein in einer Ecke. Sie ſind eben ſo willkürlich, unregelmäßig in der Bildung ihrer Gefäße und anderer Geräte, wo ſie nicht ſchon unter Einfluß europäiſcher Kunſt gearbeitet haben. Dieſe japaniſchen Formen, welche einer edleren Bildung und Gliederung ermangeln, mögen originell ſein und ſind es auch, aber ſie widerſtreben unſerem Formenſinn. Ihre menſchlichen Figuren erſcheinen in unſeren Augen wie Karikaturen und ſind auch zum Teil manieriert gezeichnet, namentlich jene, welche vornehme Herren und Frauen darſtellen. Ihre Gottheiten, verglichen mit denen der Griechen, ſind in unſeren Augen Mißgeſtalten, ihre Kämpfer, Krieger, Athleten, die wir oft im Zweikampfe ſehen, ſind übertrieben in Bewegung, in Wildheit des Ausdruckes, aufgedunſen in der Muskulatur. Selbſt ihre Blumen und Blütenzweige, die ſie trefflich dar-

zuſtellen wiſſen, ſind oft nicht aus dem Geſichtspunkt der Schönheit geſchaffen, ſondern um irgend einer Bedeutung, einer Abſicht willen, welche mit der Kunſt gar nichts zu ſchaffen hat.

Kurzum, die japaniſche Kunſt, nach ihren charakteriſtiſchen Eigenſchaften betrachtet, iſt gerade das Gegenbild deſſen, was wir bisher in der europäiſchen Kunſt grundſätzlich geübt haben. Wir müßten unſere von den Griechen zuerſt hergeleitete, auf eine edle Schönheit gerichtete Weiſe in ihr Gegenteil verkehren, ſollten wir ſie nach japaniſchen Muſtern umgeſtalten. Das Bemühen, ſie uns einzuimpfen, iſt daher hoffnungslos und aller und zahlreicher einzelner Beiſpiele ungeachtet auch bereits als geſcheitert zu betrachten. Die Japaner ſelbſt haben auch dafür geſorgt, durch die Überfülle ordinärer und billiger Waare uns ihre Kunſt zum Überdruß zu machen und den guten Eindruck ſo mancher ausgezeichneter Leiſtungen zu verderben.

Alſo auch dieſer Kunſtſtil iſt als unſer Stil, als Stil der Zukunft abgethan, ſo oft wir auch noch modernen europäiſchen Verſuchen in demſelben begegnen. Der Geſchmack von heute wendet ſich wieder mit erneuter Vorliebe den franzöſiſchen Stilarten des 18. Jahrhunderts zu, dem Stil Louis XV. und Louis XVI., die in jüngſter Zeit wieder in unſerem Salon herrſchen und eigentlich denſelben niemals ganz verlaſſen haben, denn zur Zeit, da die moderne Renaiſſance im Hauſe auf ihrem Höhepunkt ſich befand, galt es doch für vornehm, den Salon in franzöſiſcher Kunſtart zu halten.

Ganz neuerdings hat nun der Kunſtgeſchmack wieder eine neue Wendung genommen und hat ſich dem Empire-Stil zugewendet. Damit iſt er zum Anfang dieſes Jahrhunderts zurückgekehrt. So ſchließt das Jahrhundert ab, womit

es begonnen hat, vorausgeſetzt, daß dieſer neueſte Geſchmack noch die wenigen Jahre bis zum Schluſſe anhält, denn auch er iſt kein Stil, der uns auf die Dauer befriedigen wird. Er iſt zu einfach, zu ſchlicht, zu maßvoll, und ſoll er Reiz gewinnen, muß er mit großer Feinheit und Zierlichkeit der Arbeit verbunden ſein. Alsdann iſt er teurer für das Haus als ſelbſt der profilreiche deutſche Stil.

So hat ein Stil den anderen in raſcheſtem Wechſel verſchlungen, und wozu die Vergangenheit ein paar Jahrtauſende gebraucht hat, das hat unſere nach Abwechslung und Neuheit begierige Zeit in einem einzigen Menſchenalter wieder durchlebt. Es iſt aber nicht ganz richtig, wenn ich ſage, ein Stil hat den anderen verſchlungen, vielmehr iſt der abgeſetzte und entthronte immer noch geblieben und wird immer noch geübt, wenn er auch, ſo zu ſagen, kalt geſtellt iſt und nicht mehr die Modeherrſchaft beſitzt.

Und das iſt auf unſerem Kunſtgebiete in dem, was die Induſtrie künſtleriſches ſchafft und leiſtet, die Eigentümlichkeit unſerer Zeit, daß ſie heute alles kann und verſteht, daß ihr Verſtändnis wie ihre Leiſtungsfähigkeit in außerordentlichem Maße gewachſen ſind. Wir mögen es bedauern, daß aus all unſerem Bemühen kein eigener, neuer, originaler Stil hervorgegangen iſt, weder bei uns in Öſterreich, noch irgendwo ſonſt, daß wir immer noch auf die Vorbilder der Vergangenheit angewieſen ſind, aber man muß anerkennen, daß dennoch die Induſtrie künſtleriſch eine ganz andere geworden iſt. Sie hat in Bezug auf die Technik ſich das ganze Gebiet wieder zueigen gemacht, ja ich behaupte nicht zu viel, wenn ich ſage, ſie kann heute alles leiſten, was je in ihrer Art gearbeitet worden iſt. Und das ſage ich mit ganz beſonderer Beziehung auf Wien und Öſterreich. Was ihr fehlt, ſind die Aufträge, wie ſie der Pariſer Induſtrie aus der ganzen Welt zu teil

werden; was ihr fehlt, sind die kunstliebenden Mäcenaten der Renaissance-Epoche, die Medicäer, die Fürsten jener Zeit, die Haus und Tafel und ihre Schatzkammern mit den edelsten Werken der Kunstindustrie füllten. Die Künstler, Zeichner, Modelleure, welche heute für die Industrie arbeiten, sind jeder Aufgabe gewachsen — man gebe sie ihnen nur — was vor fünfzig Jahren in keiner Weise der Fall war, und die ausführenden Hände, die Goldschmiede, die Schnitzer, die Emailleure, die Schlosser u. s. w. wissen ihren Anforderungen zu folgen. Wo waren sie, die einen wie die anderen, da das Werk der Kunstreform begann?

Wie die Leistungsfähigkeit in außerordentlichem Maße gewachsen und erhöht worden, so hat sich das Gebiet der Kunstindustrie erweitert. Betrachten wir einmal die Textilkunst, die Weberei, Wirkerei wie die Stickerei! Neu eingeführt in der europäischen Fabrikation ist der geknüpfte Teppich der Orientalen, seine Technik, wie seine künstlerische Art, seine glückliche Farbenharmonie. Alle Stickarten, die nationalen wie die der Vergangenheit und die des Orients, sind heute in Haus und Schule und Fabrik wieder in Übung und verdrängen den bisherigen ganz unzulänglichen Dilettantismus. Die Stickerei ist aus einer mechanischen Geduldprobe wieder eine Kunst geworden, an deren Resultaten man Freude haben kann, mit denen man Kirche und Haus wieder schmückt. Unsere Leinwand, unser Tafeltuch, unsere Servietten, unsere Tischläufer schmücken sich wieder mit farbiger Zierde, eine Eroberung, die mit jahrelangem Bemühen unseren für Weiß und Wäsche schwärmenden Hausfrauen endlich abgerungen worden. Wie einförmig, wie künstlerisch gänzlich nichtssagend war unsere Spitzenarbeit geworden, und jetzt ist jede Art der Vergangenheit in Zeichnung wie Technik wieder gewonnen.

Vergleichen wir die Glasarbeiten aus der ersten Hälfte

und der Mitte unſeres Jahrhunderts mit denen von heute, ſo möchte man faſt ſagen, es iſt der Unterſchied von Handwerk und Kunſt. Eine Fülle neuer Ideen iſt in dieſem beweglichen, in allen Formen und Farben geſchickten Material zu den alten Leiſtungen hinzugekommen. Venedig hat ſein zierliches, elegantes Tafelgerät in allen Varietäten wiedergefunden, und das gravierte und geſchliffene Kryſtallglas von England wie von Öſterreich übertrifft ſeine Vorgänger im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; es wetteifert mit den edelſten Kryſtallgefäßen der Renaiſſance. Was erſcheint der heutigen Glasfabrikation unmöglich! Welche Virtuoſität beſitzt die Hand ihrer Arbeiter! Der Goldſchmied übt wiederum alle Arten des Emails, ſei es für die Kirche, ſei es für Tafel und Schmuck, ja das ſeltenſte und kunſtvollſte Email, das translucide (à jour) ohne Foud gleich dem Glasgemälde, iſt wieder erfunden. Limoſiner Emails in Gefäßen und Bildern wetteifern hier in Wien wie in Paris mit den Vorbildern des ſechzehnten Jahrhunderts. Die eigentliche Schmiedekunſt, das Schlagen und Treiben des Eiſens zu künſtleriſchen Gebilden, wie zu Thoren, Thüren, Gittern, Geländern oder Geräten, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts erloſchen war und die durch den roheren und unſolideren Guß erſetzt wurde, ſie iſt neu erblüht und ſchmückt Palaſt und Kirche und Garten, ja faſt jedes Haus von einiger Bedeutung.

So könnten wir fortfahren und würden in jedem Gewerbe den offenbarſten künſtleriſchen Fortſchritt nachzuweiſen im Stande ſein. Wenn auch manchem manches nicht recht iſt, manches vielleicht ſich nicht auf dem richtigen Wege befindet, manche Schule nicht leiſtet, was man von ihr erwartet hatte, manche Klagen, die beſonders in Deutſchland ertönen, wo die Surrogat-Fabrikation, die Erſetzung des Echten um

der Billigkeit willen allzu häufig ist, vielleicht nicht unberechtigt sind, so ist doch den Bemühungen um die Reform im Kunstgewerbe ein großer, meinetwegen relativer Erfolg nicht abzusprechen. Und wollte man vor den Thatsachen, welche jede größere Ausstellung zeigt, die Augen verschließen, so darf man doch dem allgemeinen Interesse an der Sache Glauben schenken. Vorher kannte man kaum die Ausdrücke Kunstgewerbe und Kunstindustrie, heute sind sie Schlagwörter geworden, welche eine Bewegung der modernen Kultur bedeuten. Das Kunstgewerbe bildet den Hauptreiz jeder Weltausstellung, und jedermann kümmert sich um dasselbe und sucht seine Leistungen zu verstehen und zu schätzen. Während vordem eine künstlerische Gestaltung der Wohnung der Vorzug weniger Auserwählter war und diese noch meistens in solchem Bemühen auf falschen Wegen wandelten, ist heute die Lust dazu wie ein Gemeingut durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet. Ist man unzufrieden mit dem Gange der Dinge, nicht einverstanden mit den Formen oder Stilarten, welche die Mode gerade verlangt, so muß man doch anerkennen, daß das Gewerbe jede Form verstehen und üben gelernt und das Publikum Lust, Liebe und Verständnis der Sache gewonnen hat.

Das mag einstweilen genügen; es ist ja damit erreicht, was man sich als nächstes Ziel vorgesetzt hatte. Das Weitere, wo es auch hinaus will, mag man bei fortgesetztem Bemühen, wie dasselbe von dem umfassenden Netz der Schulen verbürgt ist, ruhig der Zukunft überlassen.

Elftes Kapitel.

Von den Ausſtellungen.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
die gaſtlich hier zuſammenkamen?

Wie ich die Aufgabe des öſterreichiſchen Muſeums erfaßte, ſo war es unſer Beruf, zu führen, die Wege zu weiſen, aber nicht hinterdrein zu gehen und den Dingen ihren Lauf zu laſſen, wie ſie eben gehen wollten. Wir ſtellten kein paſſives Muſeum dar, ſondern ein aktives, ein arbeitendes. Um aber ſolchem Berufe genügen zu können, mußten wir von allem, was ſich auf dem Gebiete unſerer Thätigkeit ereignete, wohl unterrichtet ſein; wir mußten alles überſchauen, alles kennen und in ſeinem Werden und Wechſel verfolgen. Hieraus ergab ſich für uns die Notwendigkeit des Reiſens, vor allem der Beſuch der großen Weltausſtellungen.

Mir war das ganz recht und erwünſcht. Anſcheinend durch Geburt und erwählten Beruf zum ſtillſitzenden Buchgelehrten beſtimmt, war es mir doch lieber, mit der lebendigen Welt im Verkehr zu ſtehen, als mit der toten, wenn es mir auch Vergnügen gewährte, „mich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen“. Das Muſeum brachte uns mit allen Klaſſen der Geſellſchaft in Berührung, von höchſter Spitze angefangen bis zum Handwerksgeſellen herunter. Ich liebte die Luſt der Ausſtellungen, trotz Staub und Dunſt und Hitze, aber Menſchen mußten darin ſein, je mehr je beſſer, und nicht die leere Öde mich anſtarren. Es ſtörte mich nicht, weder in meiner Betrachtung, noch im Niederſchreiben meiner Beobachtungen und Gedanken, wenn die Menſchen ſich um mich drängten. Ich war raſch an dieſe Thätigkeit gewöhnt und fühlte mich bald einen geborenen und gewiegten Aus-

ſtellungsmann, einen von jener Sorte eigentümlicher Menſchen, welche einzig die moderne Zeit hervorgerufen hat. Sei es als Berichterſtatter, ſei es als Mitarbeiter, Leiter und Arrangeur oder Inſtallateur, wie es in der Ausſtellungsſprache heißt, befand ich mich in meinem Elemente.

Leider habe ich die erſten Welt- oder Univerſal-Ausſtellungen nicht geſehen. Als die erſte derſelben in London ſtattfand (1851), hatte ich kaum die Univerſität verlaſſen und dachte nicht an ſolche Dinge. Nicht viel anders war es mit der erſten Pariſer Ausſtellung (1855). Ich ſtand noch mitten im Lehrerberufe. Als London aber zum zweitenmale die Induſtrie der Welt zur Völkerkonkurrenz zuſammenrief (1862), da war ich bereits Schriftſteller auf dem Gebiete der Kunſtinduſtrie, und die Ausſtellung forderte mein volles Intereſſe heraus. Dennoch war ich noch nicht in der Lage ſie beſuchen zu können, und ich mußte mich mit dem Studium des illuſtrierten Kataloges begnügen, der mir allerdings über den Stand der Dinge vielfachen Aufſchluß bot. Ich ſah, was die Schätzung der Welt hatte, aber auch, was es Verkehrtes und Widerſinniges gab, wovor zu warnen, wovon abzuraten war. Die ſchriftſtelleriſche Nutzanwendung blieb nicht aus.

Anders wurde es nun mit der Gründung des öſterreichiſchen Muſeums. Die Weltausſtellungen wurden mir gewiſſermaßen Stationen auf dem Lebenswege, Abſchnitte, nach denen ich mich gewöhnte, meine fernere Lebensgeſchichte einzuteilen. Noch heute, wenn ich wiſſen will, wann dies oder das geſchehen, und mich meine Erinnerungen im Stiche laſſen, ſo ſuche ich mir Klarheit zu verſchaffen über die Weltausſtellung, welche der Zeit nach die nächſte war, und rechne von da ab.

Die erſte internationale Ausſtellung, welche ich ſah, war die von Dublin im Jahre 1865. Ich kann ſie kaum eine

Weltausstellung nennen, obwohl alle Staaten, Österreich ausgenommen, offizielle Vertreter gesendet hatten. Es schienen ihrer fast mehr als Aussteller zu sein. Ich sah sie alle beisammen bei einem Bankett, das der Lordmayor von Dublin ihnen gab. Ein merkwürdiges Bankett, bei dem ein Sänger die Musik vorstellte und die Reden reichlicher flossen als der Champagner. Als still abgegessen und der sparkling hock verrauscht war, begann bei einem Punsch die Epoche der Reden, welche zwei bis drei Stunden dauerte. Jeder offizielle Vertreter hielt seinen Speech, und jedem Einzelnen antwortete der Lordmayor — eine große Aufgabe für den Sprecher und eine vielleicht größere für uns, die Gäste, die wir, die Vertreter eingerechnet, fünfzigmal dasselbe anhören mußten. Indessen fand das Bankett sein Ende, und wir kamen gesund nach Hause.

Die Dubliner Ausstellung war mehr liebenswürdig als lehrreich. Hübsch im Garten gelegen, hübsch gebaut, gut und übersichtlich geordnet, in bescheidenen Maßen gehalten, bot sie ein angenehmes Bild, belebt durch die schönen Damen Irlands, die an den Fünf-Shilling-Tagen bei den reizenden, leider für unsere Ohren nicht gerade wohllautenden Klängen schottischer Dudelsackpfeifer vor uns auf und ab wandelten. Es war das Schönste, was die Ausstellung zu bieten hatte, und gewiß war es etwas sehr Schönes. Welches Land könnte darin Irland übertreffen!

Lehrreich war die Ausstellung nicht in dem, was die Welt herbeigebracht hatte, sondern in der irischen Produktion selber sowie in derjenigen Englands und Schottlands. Für diese gewann man eine ziemlich gute Übersicht, doch hatte sich die Industrie des dreieinigen Königreiches vom künstlerischen Standpunkte noch keineswegs so entfaltet, wie auf späteren Ausstellungen oder wie sie heute dasteht. In meiner Er-

innerung liegt auch die Dubliner Ausstellung mehr als eine Sache des Vergnügens, denn als ein Ereignis von historischer Bedeutung, und daß die Leiter und Begründer der Ausstellung mit ihren liebenswürdigen Damen sich vortrefflich dabei amüsierten, kann ich als Augenzeuge und Teilnehmer bestätigen.

Ganz anders sind meine Erinnerungen von der ersten Pariser Weltausstellung, welche ich sah, nämlich von derjenigen des Jahres 1867. Diese hatte schon ein persönliches und museales Interesse für mich. Schon gab es Gegenstände dort, welche unter dem Einfluß des Museums und unserer Bestrebungen entstanden waren, und sie sollten sich zum erstenmale in der Weltkonkurrenz bewähren. Ich ging im Auftrage und im Dienste des Museums, Belehrung und Erfahrung zu sammeln, die sich für unsere Zwecke verwerten ließe; ich ging zugleich als Berichterstatter über das Kunstgewerbe der ganzen Welt für die „Wiener Zeitung"; ich ging vor allem nach Paris, der Stätte alter und neuer Kunstschätze, die kennen zu lernen mich schon lange die Sehnsucht erfüllte. Grund genug, mich erwartungsvoll dieser Reise zu erfreuen.

Es kam auch ungefähr so wie ich gewünscht und erwartet hatte. Zu jener Zeit stand das napoleonische Kaiserreich noch auf seiner vollen Höhe, der Kaiser noch gesund, noch nicht von Krankheit gebrochen wie zur Zeit des nachfolgenden Krieges, die Kaiserin Eugenie, strahlend in Schönheit, der Hof prangend in Glanz und Herrlichkeit, schreitend von Vergnügen zu Vergnügen, wie einst in den verhängnisvollen Jahren vor 1789. Auch die Ausstellung sollte ein Fest sein, ein Fest, zu welchem das blühende, ruhmbedeckte Frankreich die ganze Welt eingeladen hatte. Sie kamen auch, die Fürsten und die Völker, und feierten mit Frankreich seine

schönen Tage, die letzten glücklichen für lange Zeit. Nur einen Mißklang gab es, und der fiel gerade in die Tage der höchsten Lustbarkeit, in die Tage der Preisverteilung. Dieser Mißklang war das tragische Ende der mexikanischen Unternehmung, der Tod des unglücklichen, standhaften Kaisers Max und die geistige Umnachtung der mutigen und stolzen Kaiserin Charlotte. Die Schuld lastete auf Frankreich, und die Sühne brach gar bald herein.

Auf die Ausstellung selbst machte das Ereignis, da es bekannt wurde, wohl wenig Eindruck. Sie war begonnen und verlief wie ein beständiges Fest. Völlig so liegt sie auch in meiner Erinnerung. Gab es auch viel Arbeit für mich zu studieren und zu berichten die vier Wochen hindurch, welche ich in Paris wie in beständigem milden Sonnenschein verleben konnte, so fehlte es doch nicht an freien Stunden und freien Tagen, die zu Ausflügen benützt wurden, nach St. Cloud, St. Denis, Versailles, Fontainebleau, den allbekannten Orten, davon zu erzählen wohl zum Überflüssigsten von der Welt gehört. Ich erfreute mich überall der bereits so kundigen Führung und Begleitung meines Freundes, des Hofrates von Thaa, der damals von der Regierung zur Kommission der Ausstellung delegiert war. Auch Hanslick war öfter Begleiter und Genosse unserer Abende. Ich muß aber auch der Freundlichkeit des Kommissärs Baron Schäffer gedenken, welche mir und den anderen so manche Thüren öffnete, die uns sonst verschlossen geblieben wären.

Der Besuch der Ausstellung selber war mir ein stetes Vergnügen. Der Plan, nach welchem sie im Grundriß angeordnet worden, war so einfach, so klar, so genial ersonnen, daß es schwer begreiflich ist, wie man ihn für die nachfolgenden Ausstellungen wieder aufgegeben hat. Das Hauptgebäude, welches dazu bestimmt war, die eigentliche Industrie

aufzunehmen, bildete eine große Ellipſe mit einem offenen Garten in der Mitte, in dem man Luft ſchöpfen und unter freiem Himmel Erholung finden konnte. In dieſem Oval liefen die Gänge in zwei Richtungen, die einen radienförmig, das Gebäude quer durchſchneidend, die anderen in der Ellipſe herum; jede Nation hatte ihren Ausſchnitt, vom inneren Garten bis zur Peripherie, bis zum äußeren Garten. Folgte man nun den Radien, ſo durchſchritt man das Gebiet der einzelnen Nation, folgte man andererſeits den elliptiſchen Gängen, ſo wanderte man durch die Ausſtellung eines und desſelben Zweiges der Induſtrie, denn die Anordnung war ſo getroffen, daß in jeder Nation die gleiche Reihenfolge eingehalten werden mußte. Dabei machten die feineren Zweige, weil ſie weniger Raum erforderten, auf den kürzeren Gängen vom inneren Garten aus den Anfang, und diejenigen, welche den meiſten Raum erforderten, ſchloſſen die Reihe am äußeren Umfang.

Bei ſolcher Anordnung war es leicht, die Überſicht über die Produktion der ganzen Welt zu gewinnen. Man hatte einerſeits die Induſtrie eines jeden Landes beiſammen, andererſeits konnte man die Leiſtungen der Nationen in jedem einzelnen Zweige mühelos vergleichen, wenn man die Ellipſen umwandelte. Freilich, eine fehler- und lückenloſe Konſequenz des Prinzips war eine Unmöglichkeit, da die Stärken der Nationen zu verſchieden waren, die eine vielleicht in einem Zweige eine völlige Lücke hatte, in welchem eine andere ſich reich entfaltete. So mußte ſich das Bild wohl verſchieben, hie und da eine Nation von dem Raume der Nachbarin etwas für ſich in Anſpruch nehmen. Aber das war noch bei keinem Plane anders; eine Ausſtellung iſt das Feld der Konzeſſionen; ohne ſolche iſt keine durchführbar, wenigſtens keine Weltausſtellung. So darf man auch die Konzeſſionen,

welche in Paris dem genialen Prinzip gemacht wurden, nicht zur Verwerfung des Planes führen lassen. Immerhin war die Pariser Ausstellung von 1867 eben durch ihren Plan übersichtlicher und lehrreicher als irgend eine andere. Die Ergänzungen, welche der äußere Garten in einzelnen Pavillons zeigte, sind auch bisher in keiner größeren Ausstellung zu vermeiden gewesen. In Paris waren auch sie damals dem Grundplane untergeordnet, indem sie allemal in der Verlängerung jenes Ausschnittes lagen, welcher ihrer Nation zugewiesen war. So waren sie mühelos aufzufinden, was nicht überall bei anderen Weltausstellungen der Fall gewesen.

Wie an Belehrung, so fehlte es auch nicht an Unterhaltung. Als ich nach Paris kam, Anfang Juni, waren die Festlichkeiten, welche der Eröffnung folgten, schon verrauscht. Die großen Routs der Minister, welche einer nach dem anderen die internationale Welt vereinigt hatten, waren auch fast sämtlich vorüber. Ich hatte nichts davon genossen und beklagte es nicht, denn der einzige Genuß, den man von ihnen hat, ist die Erinnerung, das Bewußtsein: dagewesen zu sein. Dagegen hatte ich auch die Regenzeit von April und Mai verpaßt, und der Juli leuchtete in ununterbrochenem Sonnenschein; die Luft war so milde, so duftig, die Hitze so mäßig, wie das nur der Frühling oder der Frühsommer in Paris gewähren kann. Es war schon ein Vergnügen, im äußeren Garten der Ausstellung der Erholung zu pflegen, der Musik zu lauschen oder die Kameelreiter, echte Beduinen Algiers, zu sehen, welche alltäglich mittags ihre Runde um den Ausstellungspalast machten, oder die fremde, oft so fremdartige Welt zu beobachten, welche sich hier aus Nord und Süd, Ost und West ein Rendezvous gegeben hatte. Mir hat solcher Standpunkt der Beobachtung immer große Freude bereitet. Viele Stunden vieler Tage habe ich so verbracht an gar

vielen Orten Europas und bei vielen Ausstellungen, und sie gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Wie oft lasse ich die bunten Bilder geschlossenen Auges wieder erstehen, wenn mir, wie gegenwärtig, Lesen und Schreiben so sehr beschränkt worden, Zeit und Einsamkeit aber in Fülle vorhanden sind.

Ein großes Fest, das schönste und großartigste von allen, war mir noch vorbehalten, ein Fest, welches in dem alten Industriepalast der Champs-Elysées stattfand. Es war ein wunderschöner Sommertag. Tags zuvor war die Nachricht von der Katastrophe in Queretaro eingetroffen, doch man hatte sie geheim gehalten, die Feststimmung nicht zu stören. Und die Stimmung war wie der Tag selber. Sonnenhell liegt der lange Festraum in meiner Erinnerung. Ich sehe im Grunde den Trophäenaufbau der verschiedenen Zweige menschlicher Produktion, welche die Ausstellung umfaßte; ich sehe rings in ganzer Länge die Terrassen der Sitzreihen sich erheben, vollgefüllt Kopf an Kopf bis zum Rande, von den einfallenden Strahlen der Sonne beleuchtet; ich sehe uns gegenüber den ganzen französischen Hofstaat, die ganze offizielle Welt; ich sehe die mächtige Gestalt des Ministers Rouher, des sogenannten Vizekaisers, sich erheben und das Schriftstück in seinen Händen verlesen; ich sehe es, aber höre es nicht, die Stimme durchdringt nicht den Saal.

Wir offizielle und offiziöse Angehörige der österreichischen Kommission saßen, wie gesagt, den offiziellen Persönlichkeiten Frankreichs fast gerade gegenüber, so daß wir sie alle vortrefflich sehen und beobachten konnten, insbesondere auch den Kaiser und die Kaiserin und den Sultan, der gerade damals als Gast zur Ausstellung sich in Paris befand. Als Rouher geendet, begann ein feierlicher Umzug des Hofes, der Kaiser und der Sultan an der Spitze, welche die Kaiserin Eugenie in ihrer Mitte hatten. Ich sah sie zum erstenmale, alle drei.

Wir hatten unseren Platz auf der untersten Sitzreihe, so daß der Zug fast unsere Füße streifte. Niemand von Bedeutung entging unseren durch die Spannung geschärften Blicken. Der Kaiser ging einher, das Haupt gesenkt, schlaffen, fast schwankenden, schleppenden Schrittes, scheinbar teilnahmslos, mit müden Augen, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Vielleicht aber war sein Geist anderswo und sein innerer Blick auf das düstere Bild in Mexiko gerichtet. Gleichgiltig mit dem Nil admirari Horazens und der Ruhe des Orientalen, den nichts in Erstaunen setzt, betrachtete der Sultan das großartige Schauspiel. Es schien ihn wenig zu interessieren: er machte es eben mit und spielte seine Rolle, die ja zum Schauspiel gehörte, mit Gleichmut. Anders die Kaiserin, die, von allen gesehen und bewundert, lebhaft den Gruß der Menge empfing und mit Huld und Grazie erwiderte. Sie schien ihre Stellung als erste Dame und Herrin des Festes ebenso zu begreifen, wie zu genießen. Sie strahlte noch in ihrer vollen Schönheit; es ging wie Sonnenschein aus von ihrem Antlitz. Nie habe ich ein Gesicht gesehen, welches in höherem Grade jene glänzende Eigenschaft besaß, welche die Engländer bright looking nennen. Noch zehn Jahre später, da das Unglück bereits über sie gekommen und der Zufall mir eine persönliche Begegnung mit der viel geprüften Kaiserin verschaffte, hatte ich von der Wirkung ihres Antlitzes die gleiche Empfindung. Ich werde davon noch zu erzählen haben.

Der Zug ging vorüber, das Fest verrauschte, der Tag endete herrlich, wie er begonnen hatte; meine Zeit und Aufgabe in Paris waren auch erfüllt. Vollgesogen von neuen Eindrücken, reich vermehrt in meinem Wissen und meinen Anschauungen, mit der vollen Kenntnis und Übersicht dessen, was die Welt auf dem Gebiete meines Berufes zu schaffen und zu zeigen hatte, kehrte ich nach Wien zurück.

Ganz anders war der Eindruck, den ich von der nächſtfolgenden Pariſer Ausſtellung im Jahre 1878 empfing. Frankreich war ein anderes geworden: Napoleon war geſtürzt, der glanzvolle Hof verſchwunden, Frankreich im Kriege geſchlagen wie nie zuvor, ſelbſt in ſeinem Gebiete verkleinert, in ſeiner Ehre und ſeinem Hochmute gekränkt, ſchwer gedrückt im Bewußtſein der unerhörten Schmach. Nur die Induſtrie, die Kunſtinduſtrie hielt ſich aufrecht und ſtand ſiegreich und unbeſtritten auf dem erſten Platze Europas. Sie ſollte nun wiedergewinnen, moraliſch wenigſtens, was an Ehre und Anſehen verloren war. Aus dieſem Geſichtspunkt wurde die Ausſtellung von 1878 von dem gebeugten und gedemütigten Frankreich geſchaffen. Aber wenn ich meinem eigenen Eindruck trauen darf, ſo waltete kein guter Stern über ihr. Es fehlte die Freudigkeit, die Heiterkeit: es war kein Feſt der Welt, kein Feſt Frankreichs: ich hatte überall in und außer der Ausſtellung die Empfindung der Gedrücktheit, des Geſchlagenſeins der Nation wie des einzelnen. Ich kann vielleicht irren in dieſem Gefühl, aber ſo erſchien mir damals die Ausſtellung, Paris und Frankreich.

Schon die ganze Anlage erſchien mir nicht glücklich und der Schönheit zu entbehren, obwohl ſie in ihrer Ausdehnung im Verhältniſſe zu ihrer Vorgängerin ſtark vergrößert worden. Sie hatte das ganze jenſeits der Seine, dem Marsfelde gegenüber gelegene Terrain, das Trocadero, hinzugenommen, das im Jahre 1867 noch eine ziemlich öde Fläche geweſen war. Die Ausſtellung hatte daraus einen Garten gemacht mit waſſerreichen Kaskaden und dieſen Garten auf der Höhe mit palaſtartigem Gebäude gekrönt. Dieſe neue Anlage bot einen wirklich ſchönen und bedeutenden Anblick dar, wenn man ſie von unten her vom Ende des Induſtriegebäudes aus betrachtete. Aber es ſchien mir auch die einzige wirkliche Schönheit zu ſein.

Statt des ovalen Palastes von 1867 hatte man für die Industrie der Welt zwei lange, nüchterne, phantasielose Gebäude geschaffen, die an den Enden durch Querhallen verbunden waren. Das eine hatte sich Frankreich vorbehalten, das andere der übrigen Welt überlassen. Innerhalb derselben liefen lange Galerien hinab, welche den einzelnen Zweigen der Industrie gewidmet waren, ungefähr wie es 1867 der gleiche Fall gewesen war. Aber keine der Nationen hatte sich viel darum gekümmert und seinen durch Quergänge ihm zugeteilten Raum nach Belieben benützt, so daß wenig Übersicht und wenig Ordnung herrschte. Leider war dies in der österreichischen Abteilung, wo das künstlerische Auge und Urteil gefehlt hatte, ganz besonders der Fall. Die Franzosen waren freilich in ihrem Gebäude dem Prinzipe treu geblieben, aber dafür ermüdeten auch die ewig langen Galerien durch ihre Einförmigkeit. Nirgends bot sich im Innern ein größerer oder durch feineres Arrangement erfreulicher Anblick, nirgends eine malerische Ausnützung des Raumes oder der zahlreichen, künstlerisch bedeutenden Gegenstände. Budenartig befand sich jeder Aussteller in seinem ihm zugewiesenen Ausschnitt. Es schien, als hätte man nicht Mut und Stimmung gehabt, ins Große zu gehen, als hätte vor allem die Phantasie nicht mitgesprochen.

Zwischen den beiden Langgebäuden des Industriepalastes lief ein nicht sehr breiter Hof entlang, ungefähr wie eine Straße. Dieser sollte die eigentliche dekorative Kunst der Ausstellung vorstellen. Da jede Nation mit ihrer Abteilung auf diesen Hof mündete, so sollte sie sich selber eine Façade erbauen nach der Eigenbauart ihres Landes. Das ist auch zum größten Teile geschehen, das Resultat war aber, daß ich nie in solcher bunten Zusammenstellung aller verschiedenen Stile etwas Öderes, Unkünstlerisches

geſehen habe als dieſe „Straße der Nationen“, wie man ſie nannte.

Selbſtverſtändlich war mit ſolchem wenig glücklichen Plane und ſeiner kaum glücklicheren Ausführung nicht ausgeſchloſſen, daß es viel Schönes und auch Neues zu ſehen gab. Die Induſtrie der Welt, Deutſchland ausgenommen, hatte ſich vollſtändig eingefunden, und Frankreich hatte ſich beſondere Mühe gegeben und ſich beſondere Koſten gemacht, recht groß und ſiegreich dazuſtehen. Aber es war damit auch in den Fehler der Übertreibung gefallen, und es hatte Gegenſtände mit Hilfe ſtaatlicher Mittel geſchaffen, die an Größe und Aufwand über Zweck und Material hinausgingen. So z. B. bei Barbedienne, wo der ſonſt ſo ausgezeichneten franzöſiſchen Bronze-Induſtrie zu viel zugemutet war. So hatte Frankreich in ſeinen Fayencen (weniger im Porzellan), unleugbar große Fortſchritte gemacht und mit der glänzenden Kunſt dieſer Art Malerei ebenſo mannigfache wie künſtleriſch reizende Effekte erzielt, aber übertrieben wieder war es, wenn eine ganze Palaſtfaçade, wie bei dem Gebäude der Stadt Paris, mit einem einzigen Architektur- und Landſchaftsbilde aus gemalten Fayence-Flieſen bedeckt war.

Doch ich will nicht die Gegenſtände der Ausſtellung ſchildern, über welche ich zahlreiche Berichte in der „Wiener Zeitung“ veröffentlicht habe. So viel es zu ſehen und zu lernen gab, und ſo ſehr mich das Ausgeſtellte ſelbſt intereſſierte, ſo war doch mein perſönlicher Eindruck des Ganzen kein günſtiger, und ich war nicht mißvergnügt, als ich meine Arbeit beendet hatte und zu einiger Erholung nach Oſtende abgehen konnte.

Mitten zwiſchen die beiden Pariſer Ausſtellungen von 1867 und 1878 fiel unſere eigene Wiener Weltausſtellung, die auch, wenn nicht von Ungeſchick, doch von Mißgeſchick zu

erzählen hat. Wir lebten damals, um das Jahr 70 herum, einigermaßen in dulci jubilo. Es war die Zeit des sogenannten industriellen Aufschwungs. Unternehmungen schossen wie Pilze über Nacht empor; alles schien zu gelingen. Millionen und Millionäre entstanden, man weiß nicht wie, auf einmal waren sie da. „Es sind so viel neue Werte geschaffen worden", antwortete mir ein industrieller Finanzmann, den ich verwundernd um die Ursache so vieler neuer Vermögen befragte. Ja, woher denn?

Unter solchen glücklichen Umständen faßte man denn auch den Gedanken einer Weltausstellung mutig ins Auge. Es schien eine Unternehmung wie eine andere, warum sollte sie nicht auch gelingen? Man müsse sie nur großartig auffassen; Wien biete so viele Reize, und der Prater noch dazu; Wien war populär in der Welt, und die Völker würden herbeiströmen zur Stadt und zur Ausstellung. Dazu meinte man, die Kunstindustrie Österreichs sei nunmehr so herangewachsen, daß auch in dieser Beziehung, welche ja für den Besuch ausschlaggebend ist, Österreich sich neben Frankreich behaupten würde — eine allgemein geteilte Meinung, die ja für unser Museum indirekt sehr schmeichelhaft war. Auch der Mann war vorhanden, die Ausstellung zu leiten; jedermann bezeichnete ihn neidlos als den rechten. Manche zwar schüttelten ein wenig den Kopf über die Kühnheit des Unternehmens; sie wußten, daß die Zustände des „Aufschwungs" unhaltbar seien, aber sie dachten doch, es wird halten bis nach der Ausstellung, alsdann — der Krach. Also vorwärts! Wir von Kunst und Gewerbe, die wir ebenso ein persönliches wie patriotisches Interesse an dem Gelingen hatten, gingen mit Passion und einem gewissen Feuereifer in die Sache ein. Ich selbst stellte mein bißchen Erfahrung, das ich mir als Ausstellungsmann erworben hatte, gern zur Verfügung.

Es kam aber anders, als wir gewollt und erwartet hatten. Schon bei den Vorbesprechungen und Vorarbeiten gab es allerlei Mißhelligkeit, welche die so freudig beginnende Stimmung tief herabdrückte. Dazu brach das Schicksal wie ein Weltensturz herein schon am ersten Anfang, als eben die Sache fertig war, statt an oder nach dem Schluß, wie die Pessimisten erwartet hatten. An so frühen Sturz dachte niemand. Endlich kam gar die Cholera nach Wien und verscheuchte das Publikum der Fremden, auf welches Stadt und Ausstellung gerechnet hatten. Das war ein Unglück, aber niemands Schuld; niemand hatte das voraussehen können.

Indessen, nachdem die Ausstellung einmal zum Beschlusse gekommen, stiegen die Gebäude im Prater mit hinlänglicher Raschheit in die Höhe, geleitet durch einen Architekten von Talent und Energie. Mit Verwunderung sah man die Rotunde sich erheben, ein Gebäude, das keinen anderen Zweck zu haben schien, als Staunen zu erregen, etwa wie zu Paris im Jahre 1889 der Eiffelturm, der ja auch keinen Zweck hatte. Es war eigentlich ein Ungeheuer, die Rotunde; sie sollte selber ein Ausstellungsobjekt sein und darum leer bleiben. Als es aber an Raum zu mangeln begann, nahm sie auf, was übrig blieb, und wurde so zu einem internationalen Sammelort. Heute steht sie da als teures Andenken verflossener Tage, und weil sie eben da ist, ein gewaltiger Innenraum, so wird sie auch benützt trotz der Dunkelheit in ihrem Innern.

Zum Plan der Ausstellung hatte man ein System benützt, das meines Wissens bis dahin nicht zur Anwendung gekommen war, das sogenannte Fischgrätensystem: ein langgestreckter Mittelbau, von dem rechtwinklig nach beiden Seiten wie die Gräten am Rückgrat des Fisches Hallen oder Hallengänge abliefen, freien, offen Raum zwischen sich lassend. Indem

man diese Zwischenräume wiederum mit Anbauten ausfüllte, konnte man ohne Schwierigkeit jedem Staate so viel Platz gewähren, als er verlangte, ohne seine Einheit zu zerstören. Das war gewiß ein Vorteil. Andererseits aber war es unmöglich, die Ausstellungsobjekte gegenständlich, d. i. nach den Zweigen der Industrie, so zu vereinen, daß man eine vergleichende Übersicht gewinnen konnte. Vielmehr fanden sich die gleichartigen Gegenstände, sagen wir z. B. Bronzen oder Fayencen, durch das ganze komplizierte Gebäude bis in alle Winkel hinein zerstreut. Man mußte sie aufsuchen, um sie nur zu finden. Insofern stand unsere Ausstellung hinter den beiden Pariser von 1867 und 1878 zurück. Im Innern, der Länge des Gebäudes folgend, hatte man die Reihenfolge der Nationen so angeordnet, wie sie etwa auf dem Erdkreis sich lagern, an dem einen Ende mit Amerika anfangend, an dem andern mit Ost-Asien und dem Orient schließend, so daß Österreich und Deutschland in die Mitte zu liegen kamen, getrennt durch die internationale Rotunde, eine ganz anmutende, aber rein ideale Einteilung, die praktisch von gar keinem Nutzen war.

Da man alle kleinlichen Nebengebäude sowie das Maschinenhaus nach rückwärts verlegt hatte, die Haupteingänge in schöner, großgedachter Triumph-Architektur prangten, ein Eindruck, den die übrigen Luxusbauten, wie der Kaiserpavillon und das „der Kunst" gewidmete Haus nur unterstützten, so bot die Ausstellung, in weitem Bogen von den schönen Bäumen des Praters umgeben, wohl einen würdigen, verlockenden Anblick dar, vollkommen geeignet, dem Ernste das Vergnügen und Behagen hinzuzufügen. Leider kam, wie gesagt, allzu früh das Unglück über sie in Gestalt des Krachs und der Cholera vereint und verscheuchte den Animo, die letzte freudige Feststimmung, die nach mancherlei Täuschungen

übrig geblieben war. Ebenso blieb die Menge der fremden Besucher aus; sie warteten und kamen auch später vergleichsweise nur spärlich. Erst die letzten sonnigen Tage des Oktober füllten wieder die Räume so, wie man für den ganzen Sommer gewünscht hätte.

Ich war wohl einer der fleißigsten Besucher. Da ich wiederum die kunstgewerbliche Berichterstattung für die „Wiener Zeitung" übernommen hatte, so war ich täglich und oft zweimal bis gegen Ende September in der Ausstellung. Bei den Vorarbeiten hatte ich aus eigener Initiative das Programm über die nationale Hausindustrie gearbeitet, das auch von der Direktion angenommen und als ihr Programm für diesen interessanten, bis dahin wenig beachteten Zweig menschlicher Arbeit versendet wurde. Soweit alles in Ordnung. Ich meinte klar und bestimmt geschrieben und die Art der Gegenstände bezeichnet zu haben, der Katalog hatte dann aber solche Konfusion gemacht, daß die Jury über diese Gruppe nicht wußte wo ein und wo aus und mich endlich als den Verfasser zu Hilfe rief.

Die Berufung zur Leitung der retrospektiven Ausstellung, d. h. der Abteilung älterer Kunstwerke, hatte ich verschiedener Gründe halber abgelehnt, ebenso die Teilnahme an der Jury über die Zeichenschulen als nicht meines Fachs und Berufes. Dagegen hatte ich auf Wunsch Eitelbergers die Spezialausstellung weiblicher Handarbeiten aus Wien und Österreich übernommen, die er glücklich eingeleitet hatte. Für ihn war damals schon die Zeit gekommen, wo er sich — gewiß wider Wunsch und Willen — Schonung auferlegen mußte. Es war sehr angenehm, mit den fleißigen und liebenswürdigen Damen zu arbeiten, welche das Komité bildeten, minder angenehm war es, die Resultate unserer Bemühungen zu sehen. Zwar liefen die Arbeiten zahlreich ein, zahlreicher,

als wir sie in dem uns zugewiesenen Pavillon gebrauchen konnten, aber ihre künstlerischen Eigenschaften standen tief unter dem Gefrierpunkt. Keine Spitzenarbeiten aus Damenhänden, ein einziger Versuch ausgenommen, Stickereien ohne Farbensinn, ohne Zeichnung, ohne feinere oder künstlerische Technik, Wäsche ohne edlere Weißstickerei — die Jury hatte massenhaft abzuweisen, und was übrig blieb, davon konnte man auch nicht viel Rühmens machen. Man mußte zufrieden sein mit guter technischer Ausführung.

Aber ein Gutes hatte diese Ausstellung. Sie brachte den Zustand der Dinge zur klaren Anschauung und festigte die Überzeugung, daß auch hier etwas geschehen müsse, wirklichen echten Geschmack und künstlerisches Können, Verständnis für die Zeichnung und Sinn für die Farbe in das Haus einzuführen. Aus dieser Überzeugung ging die Gründung einer staatlichen Schule für Kunststickerei hervor, welche unter der Direktion der Frau Bach und danach des Fräuleins Mirani mit großem Erfolge und Verdienste gearbeitet hat. Obwohl ich Obmann des Aufsichtsrates dieser Schule war, kann ich mir wenig Verdienst dabei zusprechen; es war Storck, der die Anforderungen an die Schule immer höher und höher stellte, bis sie heute zu einer wirklichen Kunstanstalt ihrer Art geworden, welche Schönheit in Haus, Schule und Fabrik bringt.

Damals bei dieser Ausstellung weiblicher Handarbeiten kamen auch sonderbare Dinge zum Vorschein, welche von tiefster Begriffsverwirrung und Unklarheit über das, worauf es ankam, Zeugnis ablegten. Wenn man von weiblichen Handarbeiten spricht, auf welche allein unser Programm lautete, so meint man damit Arbeiten der Nadel, Näherei, Stickerei, Häkelei, Spitzen und was dergleichen mehr ist. Nun wurde uns von der Direktion eine Anmeldung zugeschickt,

lautend auf einen Kieferbaum oder eine Tanne oder eine Fichte, ich weiß nicht mehr, welche Art von Nadelholz. Es war die Arbeit eines jungen Mädchens in Olmütz, das wohl ein ganzes Jahr daran verwendet hatte, an einen ſolchen Baum von neun Schuh Durchmeſſer faſt eine Million Nadeln anzukleben; ſie war darüber faſt erblindet, krank geworden, ich weiß nicht, was noch. In ganz Olmütz, ſcheint es, war niemand geweſen, dem armen Mädchen zu ſagen, welchen Unſinn ſie mache, ja die Arbeit wurde uns noch bürgermeiſterlich gelobt und empfohlen. Was ſollte ein Kunſtfreund oder wer ſonſt mit einem ſolchen Gegenſtande machen? Natürlich wieſen wir, da wir nicht nach Mitleid und Barmherzigkeit zu entſcheiden hatten, die Arbeit ab, die auch außerhalb unſeres Programmes lag. Das Mädchen war unglücklich und ſchrieb mir einen langen Brief, worin ſie ihre äſthetiſchen Anſichten auseinanderſetzte; da doch dasjenige, was die Natur ſchaffe, das Schönſte ſei, ſo müſſe die Nachbildung der Natur das Schönſte in der Kunſt ſein. Solches äſthetiſche Prinzip konnte mich wohl nicht überzeugen, ich verſuchte auch nicht, es zu widerlegen. Da erhielt ich noch einen zweiten Brief, in welchem ich bei Seiner Majeſtät verklagt werden ſollte, ich Unſchuldiger! Dabei iſt es aber geblieben.

Solche unglückliche Arbeiten, welche das einfachſte Nachdenken verhindert hätte, ſind mir im Laufe der Jahre gar viele vorgekommen. Bald handelte es ſich um die Größe, bald um die Kleinheit. Der eine ſchrieb Namen, Geburt und Titel auf ein Weizenkorn, ein anderer malte eine Hirſchjagd ſo klein, daß man ſie nur mit dem Vergrößerungsglas erkennen konnte; ein Graveur grub 2500 Figuren in eine Kupferplatte von der Größe eines Quadratzentimeters, wieder ein anderer ſchrieb die Linien eines Porträts mit Schillers Gedichten; es gab auch einen Dilettanten, der malte auf

Spinnweb; ein Goldschmied hatte nichts Besseres zu thun gewußt, als eine Vase aus 20000 Stückchen Zigarrenkistenholz zusammenzuleimen. Diese letztere Arbeit prangte auch auf unserer Weltausstellung und erhielt eine „ehrenvolle Erwähnung". Kein Wunder! Sind doch Büsten in Seife, Tempel in Kerzen, Brunnen in Wolle oder Hanf nicht viel besser und finden ihren Beifall.

Meine Berichte über unsere Weltausstellung hielten mich den ganzen Sommer in Wien fest. Erst gegen Ende September wurde ich soweit frei, um Erholung suchen zu können. Ich fand sie während des schönen Monats Oktober in Venedig, wohnend und badend am Lido, mit Frau und Söhnlein. Es waren reizend stille Tage, der echte Gegensatz gegen den Weltenlärm in der Ausstellung. Wir kamen rechtzeitig zurück, noch den Schluß derselben mitzuerleben. Wären doch alle Tage so gewesen wie der letzte! Defizit, Mißstimmung, alles Unschöne, das wir erlebt, wäre ausgeblieben oder hätte sich mit Gleichmut ertragen lassen.

Nach der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 hätte einmal wieder für England die Zeit zu einer solchen universellen Völkerkonkurrenz kommen sollen. Man schien aber dort an den beiden Ausstellungen von 1851 und 1862 genug zu haben und faßte die Sache anders auf. Man verteilte die Gegenstände sachlich auf zehn verschiedene Zweige der menschlichen Produktion, und jedes Jahr sollte einer derselben zur internationalen Ausstellung gelangen. Man begann auch damit, allein es zeigte sich bald, daß ein einziger solcher Zweig nicht genug Interesse böte, die ganze Welt zur Teilnahme oder zum Besuche herbeizuziehen. So gab man mit dem vierten Versuche die Sache wieder auf, und das industriemächtige England hat seitdem keine Weltausstellung wieder bei sich gesehen.

Von jenen Spezialausstellungen in London, von denen ich mehrere besuchte, ist mir am besten die für Spitzen und spitzenartige Arbeiten in Erinnerung geblieben. Altes und Neues in wundervollen Gegenständen umfassend, wurde sie für mich eine erwünschte Quelle der Belehrung und Anregung, der Belehrung, denn in Sammlungen gab es nichts derartiges, und was damals in Österreich an Spitzen gearbeitet wurde, stand auf allerunterster Stufe, eine Quelle der Anregung, denn ich nahm daraus den Gedanken, eine ähnliche Ausstellung im österreichischen Museum zu veranstalten. Und so geschah es auch unter der besonderen und kundigen Mitwirkung der Frau Bach und des damaligen Kustos Dr. Ilg. Ich fand die bereitwilligste Unterstützung von allen Damen, insbesondere bei jenen der Diplomatie, die fast allein im Besitze älterer Spitzen waren und auch fast allein ihren Wert zu schätzen wußten, so die englische Botschafterin Lady Buchanan, die russische Frau von Novikow und die dänische Gesandtin Frau von Falbe, welche in liebenswürdigster Weise die Spitzen von ihren Kleidern trennten, um sie mir zur Ausstellung zu geben.

Die in ihrer Art so bescheidene Ausstellung hatte eine glückliche Nachwirkung. Sie hinterließ ein bleibendes Interesse sowohl bei den Damen wie bei den Kunstfreunden, die bisher von der Sache, von Geschichte, Technik und Art der Spitzen so gut wie gar nichts verstanden hatten. Nun gab das kleine Buch von Ilg, das auf Grundlage der Ausstellung entstand, fernerhin erwünschten Aufschluß. Es war ein erstes, aber nicht das einzige Resultat, denn alsbald wurden auch die Kreise, welche geschäftlich mit der Sache zu thun hatten, vom Interesse ergriffen. Die endliche Folge war die Aufnahme der Spitzenarbeit in die Fachschule für Kunststickerei, vor allem aber die Gründung eines unter der

Digitized by Google

Leitung Storcks stehenden „Spitzenkurses", der wieder die Lehrerinnen für eine ganze Reihe von Spitzenschulen in Österreich gebildet hat. Wie die Dinge heute stehen, giebt es viele weibliche Hände, welche die feinsten Spitzenarbeiten und die verschiedensten alten wie neuen Arten zu machen imstande sind, während vor zwanzig Jahren nur die unvollkommensten Arten in unvollkommener Ausführung in Übung standen. Leider ist noch der Absatz hinter der Leistungsfähigkeit zurückgeblieben.

In der Zwischenzeit zwischen den großen Weltausstellungen gab es der kleineren Ausstellungen viele, teils solche von lokaler oder nationaler Natur, teils solche mit den Ansprüchen einer internationalen, universellen Bedeutung. Für mich persönlich boten sie nicht allzu großes Interesse, vielleicht die deutsche in München (1876) ausgenommen, welche ein neues Prinzip in die Installation zu bringen versuchte, eine Verbindung nämlich von Kunst und Kunstgewerbe, vermöge der Aufteilung des Raumes in einzelne Gemächer, denen mit Bildern, Möbeln und Kunstgegenständen der Charakter der Wohnlichkeit gegeben werden sollte. Das Prinzip, das sich mit noch weniger Konsequenz als seine Vorgänger durchführen ließ, klingt sehr schön, aber es schädigte Künstler wie Aussteller, die Künstler, denen es an Licht mangelte, die Aussteller, welche ihre Gegenstände zerrissen sahen, und was die Wohnlichkeit betrifft, so mußten manche Gegenstände, wie die Eisenarbeiten, doch isoliert bleiben oder die Gemächer mußten sich gefallen laßen, vollgefüllte Ausstellungstische in sich aufzunehmen. So war es auch geschehen. Mein Tadel dieses anscheinend so idealen Prinzips ist mir wohl verübelt worden, dennoch hat die Folge mir Recht gegeben; es ist auch nicht wieder versucht worden: Kunst und Kunstgewerbe sind immer wieder fortan getrennt zur Ausstellung gelangt.

So war es auch auf der Ausstellung in Antwerpen (1884), welche sich eine Weltausstellung nannte. Viel Neues bot sie gerade nicht. Für unsere kunstgewerblichen Bestrebungen in Österreich hatte dieselbe jedoch ein besonderes Interesse, denn hier zum erstenmale erschien der Wiener Kunstgewerbe-Verein selbständig, geschlossen, unter eigener glücklicher Leitung und Führung. Seine geschlossene einheitliche Ausstellung machte daher auch den allergünstigsten Eindruck; es war ein wirklicher Erfolg sowohl für den jungen Verein wie für das österreichische Kunstgewerbe. Es ist dem letzteren nicht immer so glücklich ergangen. Wo es unter guter künstlerischer Leitung auftrat, wie es auch in München, in Berlin und einmal in Amsterdam der Fall gewesen ist, da fand es Interesse, Anerkennung und selbst Bewunderung; wo das nicht der Fall war — und leider geschah das öfter — wo Leitung in den Händen von privaten Unternehmern und Händlern gelegen, da hatte die gewöhnliche Marktware die besseren und an Zahl selteneren Gegenstände bei unkünstlerischer Aufstellung gedrückt. Der Eindruck war alsdann ein so unglücklicher gewesen, daß die Kenner sich verwunderten, unsere Kunstindustrie einmal so vollkommen zu finden, ein andermal so gänzlich schwach und gewöhnlich. Leider war das auch so auf der großen Pariser Ausstellung von 1889 der Fall, wo die Beteiligung, offiziell perhorresziert und von allen bedeutenden Industriellen gemieden, das Werk von Privaten und Unberufenen war.

Ich hatte persönlich an diesen kleinen oder mittelgroßen Ausstellungen wenig Interesse. Wer so enge mit der Sache selber verknüpft war, vermochte nicht viel von ihnen zu lernen, jedoch war es mehr oder weniger notwendig sie zu sehen, um sich nichts entgehen zu lassen und die Übersicht allezeit zu beherrschen. Ich will daher nicht weiter davon reden

und nur eines kleinen Ereignisses gedenken, das mir gerade in Antwerpen während der Ausstellung geschah, obwohl es mit derselben keinerlei Beziehung hatte.

Ich benützte meine Anwesenheit in Antwerpen, mich einmal wieder in flandrischer Kunst umzusehen und mir die gewaltigen Bilder des gewaltigen Rubens und die eines anderen von mir hochgeschätzten Meisters, des Quentin Matsys, in die Erinnerung zurückzurufen. So kam ich auch in den Dom, wo gerade ein Fest, irre ich nicht, ein Marien-Fest, gefeiert wurde. Die Kirche war ausgeschmückt, insbesondere im hohen Chor, von dessen Gewölbe am Eingange mächtige rote Dekorationsstoffe von oben bis unten herunterhingen, während der Boden mit Teppichen belegt war. Dazwischen standen eiserne gotische Kandelaber, von der Art, daß der hohe Ständer mit kerzentragenden Reifen umgeben war, die nach oben kleiner wurden und in einer einzigen Riesenkerze endeten. Davor lagen wohl hundert Männer und Frauen betend auf den Knieen in dichten Reihen. Ich stand hinter ihnen, nicht wagend, die Reihe zu durchbrechen. Da plötzlich sah ich, wie die oberste Riesenkerze eines der Kandelaber sich beugte, herabschlug und in ihrem Falle wohl ein Dutzend der brennenden Kerzen mit sich auf den Teppich herabwarf, wo sie fortbrannten. Kein Kirchendiener war in der Nähe, keiner der Betenden, wie erstarrt, rührte nur Hand und Fuß. Kaum ein paar Sekunden noch und die Flamme hätte die herabhängenden Stoffe ergriffen und wäre lichterloh zur Decke des Gewölbes emporgeschlagen. Die Gefahr, vielleicht selbst für den Dom, war drohend, völlig imminent. Da drängte ich mich durch die Betenden hindurch und trat die Flammen mit dem Fuße aus. Eben so schnell zog ich mich wieder zurück, selbst einen Konflikt für meine That befürchtend, weil ich die Flammen geweihter Kerzen mit dem Fuße ausgelöscht

hatte. Ich wußte aus Erfahrung von Brüſſel her, daß mit den Kirchendienern in den katholiſchen Niederlanden nicht zu ſpaßen iſt. Als ich mich entfernte, kamen auch Kirchendiener herbeigerannt, die Kerzen wieder anzuzünden und aufzurichten.

Der Beſuch der Pariſer Weltausſtellung des Jahres 1889 bildete den Schluß meiner Laufbahn als Ausſtellungsmann, denn von den Spezialausſtellungen, die ich ſpäter noch als Direktor des öſterreichiſchen Muſeums veranſtaltete, will ich wenig reden. Es war ein würdiger Schluß, was die Großartigkeit und Schönheit der Ausſtellung betrifft. Das Bild liegt unverlöſchbar in meiner Erinnerung als ein unendlich reizendes Schauſpiel. So wenig ich es bedaure, Chicago nicht geſehen zu haben, ſo wenig möchte ich das Bild der letzten Pariſer Ausſtellung aus meinem Leben und meinem Gedächtnis hinwegſtreichen. Ich habe es feſt in mich aufgenommen und halte es feſt bis zu meinem Ende.

Die Franzoſen hatten ihre Sache vortrefflich gemacht. Intereſſe, Schönheit, Vergnügen waren gleicherweiſe zu ihrem Rechte gekommen, das Vergnügen freilich nicht in dem Sinne wie zu Zeiten des Kaiſerreiches. Feſte wie damals gab es nicht, und für das, was die Republik in ſolcher Weiſe thun wollte, ließ ſie ſich zahlen. So war es beim großen Empfange des Präſidenten am Erinnerungstage der Republik am 14. Juni. Weniger feierlich, weniger nüchtern und reizlos iſt wohl nicht leicht ein Ausſtellungsfeſt ausgefallen, als dieſer Empfangsabend im Induſtriepalaſte der Champs-Elyſées, am gleichen Orte, wo einſt zweiundzwanzig Jahre früher vom Kaiſerpaare uns das glänzendſte Schauſpiel der Welt geboten worden. Aber es war ein Vergnügen, des wundervollen Anblickes zu genießen, welchen das Geſamtbild darbot, ſei es vom oberen Ende des Marsfeldes, ſei es von der Gegenſeite, von der

Höhe des Trocadero herab mit dem durchsichtigen, wie ein Phantasiegebilde in schwindelnde Höhe hinaufsteigenden Eiffelturm in der Mitte. Es war ein Vergnügen, mittags und nachmittags die Massen der Menschen heranwogen zu sehen, die doch alle Raum zur Bewegung fanden, oder in den glücklich dekorierten Räumen die ausgestellten Gegenstände zu bewundern; es war ein Vergnügen, in dunkelnder Nacht die Feuermassen anzustaunen, welche die springenden Wasser von innen aus beleuchteten.

Mit bewunderungswürdigem Geschick für großartige Wirkung war die ganze Anlage geschaffen worden. Das Hauptgebäude der Industrie war an das eine Ende des Marsfeldes verlegt, möglichst weit an die Grenze mit der Maschinenhalle hinter sich; die unvermeidlichen Pavillons lagen rechts und links seitwärts in den parkartigen Anlagen und lugten nur aus den Baumgruppen heraus. Die ganze Mitte in voller Länge und Breite über die Straße hinweg bis hinauf zum Trocadero war ein regelmäßiger Garten mit einer Unmasse in weißem Marmor blinkender Statuen und Gruppen mit Blumenteppichen, mit weiten Bassins, mit einer verschwenderischen Fülle springenden Wassers oder rauschend und schäumend herabstürzender Kascaden, mit der schönen, harmonisch gefärbten Architektur zur Begrenzung. Alles stimmte zusammen zu einem lebendigen, entzückenden Bilde.

Und ebenso herrschte Ordnung und Schönheit im Innern des Hauptgebäudes, insbesondere in der französischen Abteilung. Die Franzosen hatten sich für ihre Industrie die ganze Mitte vorbehalten und die beiden Flügel der übrigen Welt überlassen. Von einer bedeutenden Mittelhalle liefen nach rechts und links die Galerien ab für die einzelnen Zweige ihrer Industrie, eine jede mit schönem Eingangsportal und eine jede dekoriert nach der Art ihres Inhalts. Durch diese

Teilung nach rechts und links waren die langen Galerien vermieden worden, welche die Ausstellung von 1878 so langweilig gemacht hatten. Und was gab es nicht alles zu sehen! Jegliche Produktion der Erden, des Bodens wie des Menschen, des Geistes wie der Hände, der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie, und nicht bloß die Produktion der Gegenwart, sondern auch die der Vergangenheit von den Urzeiten an, da der Mensch sich das Fell um die nackten Schultern legte und dem Wilde folgte, bevor er noch den Boden zu bebauen anfing. Man kann nur sagen, es war zu viel, was dem Anblick und dem Studium dargeboten wurde. In Wochen wenigstens, wie sie unser einem nur gestattet sind, war das Ganze nicht zu bewältigen.

Mit diesem Eindruck — ich will ihn nicht weiter ausführen — schloß ich meine Erlebnisse und Erfahrungen auf dem Gebiete der Weltausstellungen, und mit diesem Eindrucke will ich auch meine Betrachtungen und Erinnerungen von denselben schließen. Nicht aber meine Erinnerungen überhaupt, denn ich habe noch viele und andere Dinge zu erzählen.

Zwölftes Kapitel.

Erinnerungen an Irland.

Fare well — Erin!

Schon zweimal habe ich Gelegenheit gehabt, meine Leser nach dem grünen Erin zu führen, das man sonst die Insel der Heiligen nannte, ein Name, den das schöne Eiland heute gar wenig verdient. Ungern geschieht es, daß ich zum drittenmale die Blicke dorthin lenke, aber es drängt sich noch so manche Erinnerung heran, die mir zum Weitergehen gewisser-

maßen den Weg verlegt. Mir iſt, als ob ich ſie erſt aus dem Kopfe hinwegſchreiben müßte, um ihn wieder frei zu haben. So teile ich denn noch einige Eindrücke und Erlebniſſe mit, die mir in der Seele lebendig geblieben ſind, als hätte ich ſie erſt vor kurzem geſehen und erlebt.

Hell und klar liegt die liebliche Küſte Irlands vor meinen inneren Augen, wie das Schiff, das uns von Holyhead hinüberbringt, ſich dem Strande nähert und die Hafenſtadt Kingstown ſichtbar wird. Immer deutlicher werden die ſanften, leicht geſchwellten Linien der Berge, bis wir ſie endlich mit ſchroffen, zerriſſenen Felſen ins Meer abſtürzen ſehen. Wir denken an Neapel und ſeine von Bergen umſäumte Bucht mit der märchenhaften Stadt im Hintergrunde. Die Ähnlichkeit iſt vorhanden, aber freilich, es fehlt der Veſuv; die Höhen von Dublin ſind niedriger, und die Hauptſtadt Irlands zieht ſich weich und flach in den Hintergrund zurück.

Wie ein Halbmond breitet ſich die ſtundenweite Dubliner Bucht aus, mit den Hörnern gleich Sorrent und Poſilipp weit in das Meer vorſpringend, im Norden mit der Höhe von Howth, im Süden mit dem Felſenufer von Dalkey und ſeinem Berge Killineyhill. Wie die Sphinx ſind ſie gelagert, beide Vorgebirge, die Vorderſeite mit weitſchauendem Blick dem offenen Meere zugekehrt. Nicht umſonſt heißen die Abhänge des Killineyhügels, wo die hochgelegene Straße ſich um den Strand windet, Sorrento grounds, denn hier die Bucht, dort das offene Meer und der Berg dazwiſchen, der ſie ſcheidet, rufen wohl die italieniſche Erinnerung in der Seele wach. Wo aber ſind die Inſeln Capri, Procida, Iſchia mit ihren ſtolzen Linien? Dalkey Island im Süden, Irelands Eye im Norden bei Howth geben nur ein ſchwaches Abbild. Doch laſſen wir jedem das Seine, dem grünen Erin und der Perle Italiens!

Es ist wunderhübsch auf Sorrento grounds. Eines Sommers, da wir statt des dunstigen, menschenvollen Dublin Wohnung in dem ländlichen Dalkey hatten, lagerte ich fast täglich stundenlang auf den zum Killiney aufsteigenden Felsen zwischen Ginster und Erika und schaute „mit vergnügten Sinnen“ auf das Meer hinaus. Ich sah es bewegt turmhoch mit seinem Schwall an dem zerrissenen, steilen Felsenufer emporschlagen: ich sah es still und blank wie einen Spiegel, abends, wie gleichzeitig auf der einen Seite die Sonne glühend in das Meer versank, auf der anderen die rote Scheibe des Mondes aus den Fluten emporstieg. Und in solcher Szenerie gab es Militärmusik, die aus Dublin kam und die ganze schöne Welt der umliegenden Sommerfrischen herbeilockte. Eingehüllt in farbige Opernmäntel, weiß und rot, lagerte sie in anmutigen, bunten Gruppen zwischen und an den Felsen hinauf. Eines Tages hatte ich von hier ein anderes schönes und seltenes Bild. Eine Regatta hatte für einige Tage alle Yachten des dreieinigen Königreichs bei Dublin versammelt. Ich sah sie das Ziel umkreisen, ich sah sie auch insgesamt, eine riesige Flotte, nahezu zweihundert an Zahl, zur Übung hinausfahren, diese wundersamen Segler mit niedrigem, kaum sichtbarem Bord und den gewaltig hohen Segeln, welche der Wind tief gegen die Flut herabdrückte.

Flach, ohne Tiefe ist die ganze Dubliner Bucht. Wenn die Flut heraus ist, erscheint sie wie eine einzige, fast trockene Ebene, der auch die Besucher nicht fehlen. Knaben und sonst allerlei Volk suchen nach lebenden Muscheln, um sie sofort zu verzehren, nachdem sie mit scharfen Zähnen die Schalen geöffnet haben. Nur in einem Kanal, dem vertieften Flußbette, gelangen die Schiffe zur Stadt. Zur Zeit der Ebbe sieht es aus, als ob sie die trockne Fläche durch-

furchten. Ist die Flut herein und die Bucht wieder gefüllt, dann giebt es an der Südseite von der Stadt bis an die Hafenmauern von Kingstown einen guten Badestrand. Hier in Sandymount, Blackrock, Monkstown ist auch für die Herren gesorgt, die sonst weiterhin jenseits der Hafenstadt, wo das felsige Ufer beginnt, auf jegliche Bequemlichkeit verzichten müssen. Daß Herren und Damen zusammen baden, wie z. B. in Ostende, wäre in Irland höchst shocking. Selbst in Bray, einem kleinen lieblichen Badeort, wo es wieder einmal eine Strecke weit einen flachen Strand giebt, gehört dieser ganz allein den Damen. Die Herren müssen weiter wandern, wo es wieder felsig und einsam wird, müssen von Fels zu Fels zum Meere hinabsteigen und ihre Kleider unter schweren Steinen bergen, damit der Wind sie nicht ins Meer davonweht. Die Irländer sind galant. Selbst in Dalkey, dem Villenorte, der beliebtesten Sommerfrische der Dubliner, haben die Damen weitaus den besseren Platz. Freilich hier sind gute Plätze schon selten, und die Wellen, die fast unaufhörlich zwischen den Felsen branden, sind den Badenden gefährlich.

Um so wilder und schroffer der Strand sich zeigt, um so lieblicher die ganze Umgegend, insbesondere die gebirgige Landschaft südlich von Dublin. Gebirgig? Ja, aber man darf sich keine Berge vorstellen, wie wir sie zu sehen gewohnt sind, kaum wie die Höhen des Wienerwaldes. Es sind durchaus üppig bewaldete Längsthäler, die sich nach dem Meere zu öffnen, zum Teil felsig, mit Schluchten und Grotten, von klaren Forellenbächen und kleinen Flüssen durchrauscht. Der richtige Irländer würde aber nicht zugeben, daß nicht auch etwas Grandioses dabei ist. We call that grand, what do you call that? sagte mir einst ein alter Herr, als wir durch eine kaum haushohe, keineswegs

ſchroffe Schlucht führen. Seine Frage iſt bei uns in der Familie geflügeltes Wort geblieben und hat in den Bergen unzählige Male heitere Anwendung gefunden.

Aber die Dubliner Gegend, die Grafſchaft Wicklow, hat etwas vor unſeren Bergen voraus, ſie iſt romantiſch, poetiſch, ſie hat eine Geſchichte, eine heilige und eine blutige. Ruinen, epheuumwachſene Ruinen überall, Ruinen von Kirchen, Kapellen, Häuſern und Schlöſſern. Jene, die kirchlichen, gehen in die frühen Zeiten zurück, da Chriſten und Heiden noch im Kampfe lagen. Die Irländer meinten es ernſt mit dem Chriſtentum und ſendeten ſchon in merovingiſcher und karolingiſcher Zeit ihre Heiligen auf den Kontinent ins Land der Franken, Alemannen und Sachſen. Aus jenen Zeiten ſtammen ſagenumwobene Ruinen oder wenigſtens werden ſie dahin verſetzt: aus jenen Zeiten ſtammen auch noch nicht ſeltene Steinkreuze von eigentümlicher Form, hoch aufgerichtete Steinkreuze, deren Arme durch einen Ring verbunden ſind. Die Form gehört Irland, obwohl wir auch ein ſolches Kreuz in meiner Heimat haben, ein Andenken an den heiligen Ansverus, den Apoſtel Ratzeburgs, der im Jahre 1066 von den heidniſchen Polaben erſchlagen wurde. Offenbar iſt auch darin eine Tradition zu ſuchen, die von den irländiſchen Apoſteln Deutſchlands ſich erhalten hat.

Im Gegenſatz zu dieſen in das graue Altertum ſich verlierenden Ruinen ſind jene, die von Häuſern übriggeblieben, ſehr jung und modern. Sie ſind übriggeblieben von jenen Bewohnern, die unter dem Druck der Verhältniſſe nach Amerika ausgewandert ſind, armes Volk, das in ſchwarzgeräucherten Steinhütten hauſte, mit Schweinen und Hühnern oder was ſie ſonſt Lebendiges beſaßen, alles in einem Raume. Die Bewohner zogen fort, die Wohnungen zerfielen und vereinigten ſich als Steinhaufen wieder mit der Natur, über-

wuchert von Rosen und Epheu. Niemand kümmert sich um sie, obwohl sie mitten zwischen modernen Villen liegen. Alte und neue Zeit, alte Kultur und modernes Leben, öde, schroffe Felsen, Berge, an den Spitzen mit rotem Haidekraut umgeben, darunter saftgrüne, üppig wuchernde Pflanzenwelt, das verbindet sich wundersam in diesem merkwürdigen Lande. Wie die Natur, so die Architektur. Da liegt, ein paar Stunden von Dublin entfernt, ein altes Schloß auf waldiger, leichter Höhe, weithin schauend über das Meer. Malahide ist es genannt, der Sitz des angesehenen Lord Talbot of Malahide, eines Nachkommen jenes von Sage und Dichtung gefeierten Feldherrn Talbot, der vor der Jungfrau von Orleans erlag. Es ist ein altes Kastell, viereckig, gewaltig: man möchte es für eine Ruine halten, so vollständig ist es von Epheu überwuchert, daß man nirgends einen Stein erkennen kann. Man glaubt es unbewohnt, und doch bietet es gleicherweise einen behaglichen und auch vornehmen Aufenthalt. Es ist wie ein Bild aus Nash' bekanntem Werke über die alten englischen Landsitze. Die Halle ist wie aus den Zeiten König Heinrichs VIII.: sie ist es auch. Die Wände sind schwarz getäfelt, die Täfelung mit geschnitztem Ornament im Charakter der Renaissance gefüllt, wie von einem deutschen Kleinmeister gezeichnet; an den beiden Langseiten je ein gewaltiger Mantelkamin mit dem alten Eisengerät, den Feuerhunden; kein Plafond, sondern das geschwärzte Balkenwerk des Dachstuhles. Inmitten steht der gedeckte Familientisch. Wenn wir warten, mögen wir die Familie eintreten sehen.

Noch in eine andere Gegend der Insel möge mir der Leser freundlichst folgen, an die Killarney-Seen. Killiney, Killarney, Kilkenny, Kildare, unzählige Ortsnamen, die mit der Silbe Kil anfangen, sind über ganz Irland zerstreut. Das Wort ist nicht vom englischen kill (töten) abzuleiten,

ſondern iſt gäliſchen Urſprungs und bedeutet Hügel. Der Gleichklang hat aber zu einem hübſchen Witz die Veranlaſſung gegeben. Es giebt, wenigſtens behauptet man es, zwei benachbarte Orte des Namens Kiltheman (Kildeman) und Kilnomore. Wenn einer nun den Weg zwiſchen beiden Orten zurücklegt, ſo ſagt er: „I am coming from Kildeman and I am going to Kilnomore“, d. h. „Ich komme von Kildeman und gehe nach Kilnomore“, in anderer Bedeutung der Anfangsſilbe: „Ich komme vom Morde des Mannes und werde nicht mehr morden.“

Die Killarney-Seen mit ihrer bergigen Umgebung liegen in jener von Buchten zerriſſenen Südweſtecke Irlands, welche weit in das atlantiſche Meer hinausſpringt. Obwohl nur wenige Stunden von demſelben entfernt, ſind ſie doch durch die Berge vor den Stürmen des Ozeans geſchützt, welche die Weſtküſte Irlands verheeren. So konnte ſich im ſicherſten Schoße der Natur die üppigſte, faſt ſüdliche Vegetation entfalten. Kühn geſchwungene oder weiche Linien der Berge, dunkle Schluchten und lachende Felder, ſtürzende oder ſanft abfließende Bäche, Inſeln felſig unnahbar oder lieblich unter dem Schirmdach der hohen Kronen dichtbelaubter Bäume, moderne Villen und mächtige, überwachſene Ruinen von Kirchen und Schlöſſern, blanke Waſſerſpiegel und eine ſaftig grüne Pflanzenwelt, wie man kaum anderswo ihresgleichen ſieht, alles kommt hier zuſammen, um aus dieſer Gegend von wenig Stunden Weite den entzückendſten Erdenwinkel zu machen, den die Natur hat ſchaffen können. Wenigſtens wüßte ich ihm nichts an die Seite zu ſtellen, was gleicherweiſe den Eindruck der Poeſie oder der Romantik macht, nichts, was gleich harmoniſch Vergangenheit und Gegenwart, die Kraft der Natur und die Arbeit des Menſchen vereint.

Eingebettet liegen die Seen ihrer drei in einer Folge

hintereinander zwiſchen Bergen, die noch nicht dreitauſend Fuß erreichen, zumeiſt ſich unter dieſer Zahl halten. Vom Nordende aus, wo das Land flacher wird, macht man die Hauptfahrten zur einen wie zur anderen Seite der Seen; rechts, das heißt auf der Weſtſeite, iſt die Romantik der Natur, links die von Kunſt und Altertum. Die kleine Stadt Killarney, welche den Seen den Namen gegeben hat, iſt nicht unſer Ausgangspunkt, ſondern das etwas nördlicher, unmittelbar am unteren See gelegene Hotel „Royal Britannia“. Es war ein etwas trüber Morgen, als wir unſere erſte Fahrt in dem offenen Outside car, welches ich ſchon in einem früheren Kapitel geſchildert habe, begannen. Nach einer hübſchen Fahrt durch liebliches Gelände, welche uns um das nördliche Ende des unteren und größten Sees herumführte, bogen wir in eine Schlucht ein, das Gap of Dunloe, welches, durch eine Bergkette von den Seen getrennt, mit denſelben parallel läuft. Wir fuhren aufwärts, der Quelle des Baches oder des kleinen Fluſſes entgegen, welcher meiſt raſchen Laufes herabſtürzt. Die Schlucht iſt nichts weniger als ſchaurig oder großartig, wie z. B. eine Klamm in den Alpen, aber doch voll Reiz und Abwechslung. Bald geht es mit unſerem leichten ſtoßenden, faſt fliegenden Wagen nicht ungefährlich an einem Abgrund auf ſchmalem Wege über dem ſchäumenden Waſſer dahin, bald winden wir uns unter ſchwarzen überhängenden Felſen entlang. Hier kommen wir an einem kleinen, glänzend ſchwarzen See vorüber, dort an einer lieblichen Wieſe, einem Fleck grünen Raſens, wie ihn nur Irland beſitzt. Die Bilder wechſeln raſch und unterhaltend.

Gegen Mittag etwa erreichen wir das Ende der Schlucht, wo wir den Wagen zurückſchicken müſſen, denn es geht nun bergauf. Ein kleines Wirtshaus empfängt uns und vor demſelben ein paar hübſche ſchwarzäugige Mädchen, die uns

Ziegenmilch sowie ihre Photographien, ihre eigenen nämlich, zu Kauf anbieten. Selbstverständlich wählen wir die letzteren. Nachdem wir im Wirtshause den kurzen Regen abgewartet, lustig unterhalten durch ein junges, vom Regen hereingetriebenes Paar, das sofort einen irischen Nationaltanz beginnt, steigen wir etwa eine gute halbe Stunde hinauf zur Höhe des Passes. Da oben öffnet sich eine weite Aussicht. Zu unseren Füßen liegen sie da, die drei Seen, der kleine obere See, der Torc-See und der untere, der größte von ihnen, mit seinen Inseln, umsäumt von den Bergen und Hügeln mit dem reichen Wechselspiel ihrer Linien. Dann geht es hinunter, bis wo der Fluß, der die Seen aufreiht wie eine silberne Perlenschnur, sich in den obersten hinein ergießt. Dort unten bei „Brandons Cottage" sind wir in angenehmer Weise erwartet. Während wir unsere Fahrt im Car und zu Fuß gemacht haben, ist ein höchst elegantes Boot mit vier elegant gekleideten Ruderern und einem Bootsführer, von seinem Horne selber Bugle genannt, den Weg durch die Seen vom Hotel heraufgekommen und hat uns ein höchst kopiöses Lunch gebracht.

Nun geht es abwärts unter den Klängen des Bugle erst durch den vielgestaltigen oberen See, dann den gewundenen Fluß entlang, durch den Torc-See, bis wir in den unteren großen See einmünden, an zahlreichen Inseln vorüber, bald zwischen den Felsen auf engerer Wasserstraße, bald zwischen schönen Wäldern, bald in breiterem Thale. Immer wechselnd ist der Anblick, der sich schließt, dann wieder zur weiteren Aussicht sich öffnet. Als wir bei einer der schönsten Felsenpartieen, dem „Adlerhorst" (Eagle's nest) angelangt sind, erwartet uns ein Photograph; wir legen an und unterwerfen uns dem Wunsche des Künstlers. Nach einigen Tagen erhielten wir auch in Dublin ein wohlgelungenes Stereoskop-

bild. Der denkbar schönste Anblick erfreute uns, als wir in den breiten unteren See durch die Glena-Bucht einfuhren. Was die Natur an Poesie zu schaffen vermag, das Schönste und Reizvollste, das überfliegen wir mit einem Blick, und zur Natur gesellen sich Kunst und Geschichte, Gärten und Villen, Kirchen und Schlösser. Großartiges ist durchaus nicht vorhanden, selbst in den Bergen, die das Bild umrahmen, aber die intimen Reize dieses wundervollen Erdenfleckes sind schwerlich irgendwo übertroffen.

Fast sind es dreißig Jahre, seit ich dieses Bild genossen habe, und noch heute ist es nicht verwischt; ich könnte es, wenn ich mir das zur Aufgabe vorgesetzt hätte, schildern von Insel zu Insel bis hinunter zum berühmten, vielbesungenen Innisfallen, von Muckroß Abbey nach Roß Castle und die vorspringenden Halbinseln und die tiefeinschneidenden Buchten der östlichen Seite, welche wir an einem der nächsten Tage besuchten. Ich kann und will nur raten, wer in der glücklichen Lage ist, die Killarney-Seen besuchen zu können, sei es im Frühling, Sommer oder Herbst, der versäume es nicht, sich diesen Genuß zu verschaffen. Mir ist er von meinem Besuche als Erinnerung für Lebenszeit geblieben. Es ist auch keineswegs einsam dort trotz der von den großen Weltstraßen fernen Lage dieser Berge und Seen, die sich gewissermaßen den fernsten Winkel Europas ausgesucht haben. Von Dublin bringt uns die Eisenbahn in sechs Stunden dahin. Wir finden ein gutes Hotel und ohne Überfüllung eine gebildete, angenehme Gesellschaft, sei es von Engländern, sei es von Amerikanern, die, auf der großen Tour nach Europa begriffen, gern in Queenstown und Cork landen, sich den Genuß der Seen zu verschaffen.

Doch ich halte inne; fast wäre ich in meinem Enthusiasmus für Killarney Reisebeschreiber geworden, was ich ja in

dieſen meinen Erinnerungen nicht habe ſein noch werden wollen. Statt von der Natur, will ich lieber noch einiges von den Menſchen mitteilen, wie es mir mehr zufällig in der Erinnerung geblieben iſt.

Wer Volksſtudien macht, auch der würde wohl, was die Irländer betrifft, ſich in Killarney befriedigt finden. Hier ſitzen noch die Gälen ungemiſcht mit Schotten oder Engländern, wie im Norden und Oſten der Inſel. Hier wird noch gäliſch geſprochen, und das Volk trägt in ſeiner Phyſiognomie gäliſchen Charakter. Es giebt auch ſo etwas wie eine Volkstracht, aber ſie iſt weder alt, noch national irländiſch; ſie iſt nichts als eine zur Karikatur gewordene Mode und noch dazu aus unſerem Jahrhundert. Der Irländer, d. h. der Mann aus dem Volke, trägt einen ſchwarzen Frack mit kurzen Schößen, einen ſchäbigen „zerdetſchten“ Cylinderhut, kurze Kniehoſen, Strümpfe und Schuhe oder auch Stiefel. Mit dieſer unteren Hälfte ſeines Anzuges reicht er noch in das vorige Jahrhundert zurück, die obere gehört dem unſerigen an. Die Frauen haben gar nichts beſonderes in der Kleidung. In der Regel zu arm zu einer nationalen Volkstracht, wie ſie mannigfach noch und oft recht koſtbar in anderen Ländern exiſtiert, ſehen Männer und Frauen aus, als ob ſie die abgelegten, ſchäbig gewordenen Kleider vergangener Moden trügen. Es giebt ein komiſches Bild, wenn man ſie ſo, wie es häufig geſchieht, Mann und Frau, vielleicht noch ein Kind dabei, zuſammen recht innig vereint auf einem Eſel reiten ſieht, die Frau rückwärts, der Mann vorn, aus einer kurzen abgebrochenen Thonpfeife rauchend.

Trotz Armut, trotz der leidigen politiſchen und ſozialen Verhältniſſe, welche die Stimmung bis zu Haß und Mord aufgeregt haben, iſt der Irländer nicht von ſeinem nationalen Erbteil, ſeinem Humor und Witz, verlaſſen. Irish fun iſt

noch überall zuhause und macht das Leben in Irland so angenehm. Die Lustigkeit kann man auf der Straße finden beim Cabman, bei den gewöhnlichen Frauen, bei dem niedersten Mann aus dem Volke. In der Straße von Dalkey sah ich eine Frau, die einen Korb mit Gemüse auf dem Kopfe trug. Trotzdem tänzelte und tanzte sie die ganze Straße entlang und sang dazu: „I am not so young as I used to be some twenty years ago.“ (Ich bin nicht so jung, wie ich vor einigen zwanzig Jahren war.)

Von irländischer Herkunft ist auch die ihre eigene Armut verspottende Erzählung von dem Heringsschmaus, bei welchem die Kartoffeln nur nach dem über dem Tische aufgehängten Hering gezeigt werden. Zwei andere kleine Geschichten, ebenfalls irländischen Ursprungs und irländischen Geistes und den großen Landsmann Wellington betreffend, will ich zur Charakteristik des irischen Humors an dieser Stelle nicht unterdrücken; sie verdienen weiter erzählt zu werden. Die eine spielt auf dem Schlachtfelde von Waterloo, das von einer englischen Familie unter Führung besichtigt wird. „Ist dies nicht der Platz“, fragt eine Dame, „wo Wellington jene berühmten Worte gesprochen hat?“ „Ja“, antwortet der Führer, „dies ist der Platz, aber die Worte hat er gar nicht gesprochen.“ Die andere hat zum Schauplatz ein Wachsfiguren-Kabinet, sagen wir Madame Tussaud. Auch hier ein Führer, der eine Gesellschaft von Alt und Jung von Figur zu Figur mit seinen Erläuterungen begleitet. „This is the Duke of Wellington and his horse“, worauf ein junges Fräulein die Frage stellt: „Which is the Duke of Wellington and which is his horse?“ „Just as you like, my pretty child“, lautet die Antwort, „you pay your money and you have the choice.“ (Welches ist der Herzog von Wellington und welches ist sein Pferd? — Wie es Ihnen beliebt, mein

ſchönes Kind, Sie zahlen Ihr Geld und Sie haben die Wahl.)

Fare well, Erin! Du ſchönes, grünes, luſtiges und doch ſo trauriges Eiland, wo ich Glück und Liebe fand, ich ſeh' dich niemals wieder. Niemals wieder werde ich auf Sorrento grounds am Hügel von Killiney zwiſchen gelbem Ginſter und roter Erika in glücklich träumeriſcher, ſelbſtvergeſſener Ruhe liegen, die Blicke auf das beſegelte Meer hinausſenden oder dem hochanſſteigenden Wogenſchwall an dem Felſenufer zuſehen, noch die milde und doch kräftige Luft, die von der See herüberweht, einatmen. Niemals wieder werde ich deine ſchönen Kinder bewundern dürfen, ihren Scherzen lauſchen und ihr helles Lachen hören. Fahre wohl, Erin! Ich liebe dich.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Schweden-Fahrt.

„Wie kehrt das Bild vergangner Tage,
Verrauſchter Stunden ſeliges Glück
Gleich einem Luftgebild im Hage
So oft und lieblich mir zurück!"

König Karl XV.

Wandernd ſchreibe ich meine Erinnerungen nieder. Am Strande der Adria habe ich ſie begonnen unter dem Rauſchen der Meereswogen, die an das ſteinerne Ufer ſchlagen. Jetzt, da ich ein neues Kapitel anfange, ſitze ich vor den geöffneten Balkonthüren einer ſchönen Villa hoch über dem ewig blühenden Florenz. Meine Blicke ſchweifen über grüne mit Villen und Schlöſſern beſetzte Höhen hinunter in das Thal des Arno, hinweg über das Häuſermeer mit ſeinen Kuppeln und Türmen, hinweg über die mit Städtchen und Ortſchaften über-

fäete Ebene, die schon den Frühling atmet, zu schneebedeckten Bergen, die meinen Blick begrenzen.

So weit reichen meine leiblichen Augen. Aber die geistigen ziehen weiter und weiter. Sie überschreiten Apenninen und Alpen, sie überschreiten die schönen Länder Österreichs, das mir ein zweites liebes Heimatland geworden ist, sowie das weite, ebene Deutschland, wo meine Wiege stand; sie überschreiten das Meer und haften erst hoch im Norden in einem langgestreckten, weiträumigen Schlosse, das eine große, auf Inseln und Anhöhen liegende königliche Stadt überragt.

Dieses Kapitel soll erzählen, was ich in Stockholm erlebte, für viele nichts Neues und Besonderes, ich muß es aber den großen und schönsten Erinnerungen meines Lebens zuzählen.

Es war in den ersten Jahren nach der Gründung des österreichischen Museums. Wir lebten und arbeiteten noch in jenem engen provisorischen Gebäude, dem Ballhause, das man, wohl im Gegensatze zu unseren Bestrebungen, den „Tempel des üblen Geschmackes" nannte. Architektonisch verdiente es diesen Namen.

Eines Tages, da ich gerade mit Aufstellung neu angekommener Gegenstände beschäftigt war, trat ein Freund des Museums mit einem Briefe in der Hand zu mir. „Ich habe etwas für Sie", sagte er mit freudig strahlendem Gesichte. Es war unser alter Herr von Friedland, der vom ersten Beginne unserer Anstalt sich eifrig und thätig um das Museum bemüht hatte, sodaß ich ihm wohl ein paar Worte widmen mag. Er war ein Schwager und Vetter Lassalle's, dessen Schwester er geheiratet hatte, aber loyal, konservativ, wie er war, stand er schlecht mit dem Agitator. „Wenn ich Präsident der deutschen Republik werde", hatte ihm dieser oftmals gesagt, „bist Du der Erste, den ich hängen lasse." Es kam

freilich nicht dazu; der eine wie der andere ſtarb, ehe die Drohung Zeit hatte, ſich zu erfüllen. Laſſalle ſtarb zuerſt, und Friedland folgte ihm nach mit Hinterlaſſung eines Sohnes, der wie eine Miniatur-Ausgabe ſeines Oheims ausſah.

Herr von Friedland war ein eifriger Kunſtfreund, aber mehr Freund als Kenner. Wo die Kunſt anfing, da hörte gewöhnlich ſein Verſtändnis auf. Doch ließ er ſich beraten und kaufte auch, wo er des Guten ſicher war. Das Muſeum beſchenkte er mit einer Sammlung altfranzöſiſcher Fayencen, welche Darcel für ihn ausgeſucht hatte. Er wurde dafür Mitglied des Kuratoriums, eine Stellung, die der reiche Mann — er hatte ſich ſein großes Vermögen ſelber erworben — wohl zu verwerten wußte.

Der Brief, den er mir brachte, kam von Schweden. Der König, damals noch Karl XV., wünſchte einen Katalog von ſeinen Kunſtſammlungen und hatte dafür niemand in Schweden. In ſeinem Auftrage ſchrieb der Kammerherr Frederic von Dardel, Ober-Intendant der ſchönen Künſte, mein ſpäterer Freund, an Herrn von Friedland, der im Jahre zuvor Vertreter Öſterreichs bei der ſkandinaviſchen Ausſtellung in Stockholm geweſen war, mit dem Erſuchen, ihm zu dieſer Aufgabe jemand zu empfehlen. So kam dieſer zu mir. Ich zögerte nicht, anzunehmen. Die Aufgabe war mir willkommen, meiner alten Neigung, neue Menſchen, eine neue Welt, ein neues Leben zu ſehen, ganz entſprechend. Allein es kam nicht ſo ſchnell zur Ausführung. Ein Jahr war ich ſelber zu leidend, um eine große Arbeit raſch und ohne Unterbrechung durchzuführen. Ich litt an permanentem Kopfweh und einem ſchlimmeren Leiden, an unbezwinglicher Schlafloſigkeit. Vergebens hatte ich in der Kaltwaſſer-Heilanſtalt zu Wartenberg in Böhmen Heilung geſucht. Die Schlafloſigkeit war nur ſchlimmer geworden. Linderung fand ich alsdann im See-

bade zu Wyck auf der Insel Föhr an der sanften geschützten Küste Schleswigs. Der Linderung folgte die Besserung, sodaß ich für den nächsten Sommer gerüstet war. Allein es paßte diesmal dem Könige nicht, da er allzu sehr von den Angelegenheiten der Verheiratung seiner Tochter mit dem dänischen Kronprinzen in Anspruch genommen war und doch die Katalogisierung selber mit mir durchführen wollte. Er war eben ein wirklicher Kunstfreund, ein Kenner und Liebhaber des Schönen, der seine Kunstsachen liebte und auch verstand.

Endlich im Jahre 1870 war kein Hindernis mehr, und ich machte mich im Frühling auf die Reise. Es war kein schöner Frühling, weder im Süden, noch im Norden. Er blieb kalt, unfreundlich, regnerisch bis zum Anfang des Monats Juni. Indessen das war kein Grund für mich, das viele Neue, das sich mir darbot, nicht voll und ganz zu genießen. Ein paar Tage weilte ich in Berlin bei meinem gleichstrebenden Freunde Grunow, dem Begründer des dortigen Kunstgewerbe-Museums, das noch in den ersten unsicheren Anfängen stand und später sich so bedeutend in seinen Sammlungen entfalten sollte. Es war damals noch das vorkaiserliche Berlin, dessen baldige außerordentliche Entwicklung auch noch nicht geahnt wurde. Ich hatte Berlin etwa zwanzig Jahre lang nicht gesehen und fand es ziemlich unverändert; als ich es aber zehn Jahre nach meiner Schwedenfahrt einmal wieder sah, war es zur großartig belebten kaiserlichen Weltstadt geworden.

Ich hatte mich nicht weiter aufzuhalten. Eine Fahrt von Stralsund über die graue Ostsee brachte mich nach Malmö, das flache Schonen zeigte mir wenig Auffallendes und Bemerkenswertes. Als es aber höher hinauf oder vielmehr tiefer hinein in Schweden ging, wurde es schon anders. Stunden-

lang ging es durch ein wahrhaft wildes Land. Mächtige erratiſche Blöcke, aneinander und übereinander getürmt, bedeckten den Boden in ſchreckhafter Einſamkeit, umklammert von Baumwurzeln gewaltiger Fichten, die hier und da vor Alter umgeſtürzt waren und über und zwiſchen den Steinen moderten und zerfielen. Ihre Reſte verſanken in dem ſumpfigen, moorigen Waſſer, das zwiſchen dem Geſtein ſamt Moos und Pflanzenwerk die Lücken ausfüllte. Keines Menſchen Fuß ſchien dieſen wilden Wald betreten zu haben, keine Axt hatte hier Licht und Luft geſchaffen, alles ſchien, wie es erwuchs und wieder erſtarb, unberührt zur Natur zurückzukehren. Nur die Eiſenbahn hatte ihren Weg gefunden und gebahnt, das Rechts und Links aber gelaſſen, wie es geweſen, das Werk der Urzeiten. Auf ſtundenweite Entfernung ſah man wohl vereinſamt ein eiſenrot angeſtrichenes Blockhaus mit blanken, weißumrahmten Fenſtern, ein Beweis, daß dennoch Menſchen in dieſer Wildnis ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten. Es war nachmittags, die Sonne ſtand dicht über dem Horizont und ſchien nicht untergehen zu wollen, der erſte Eindruck der langen nordiſchen Abende. Glühend warf ſie ihre Strahlen in das Wirrſal dieſes landſchaftlichen Bildes.

Endlich wurde es Nacht, und der Zug hielt in Jönköping, um erſt am frühen Morgen weiterzugehen. Der Vollmond war aufgegangen, ſein Licht blitzte auf den leichten Wellen des Sees, ein kleiner Dampfer lag am Ufer, heizte und fuhr ſtill, faſt geräuſchlos in die Nacht hinaus. Ich lag im Fenſter, ſah und träumte. War ich hoch im Norden an der Küſte des Wetterſees, oder vielleicht am Ufer des Comerſees, oder an der Riva zu Venedig? Ich ſollte in Schwedens Hauptſtadt noch mehr an die Stadt der Lagunen erinnert werden.

Am nächſten Tage — es war ein ſonniger Morgen — ging es weiter an den Seen und zwiſchen den Seen durch

ein reizloſes Gelände. In der Ferne ſchoben ſich in langen Linien Höhenzüge, einer hinter dem anderen: auch in der Nähe nichts, was man Berge nennen konnte: niedrige Felſen von Nadelholz überwachſen, Inſeln in den Seen ganz desgleichen, graues, in kleinen krauſen Wellen bewegtes Waſſer, zur Abwechslung auch wohl ein durchſichtiger Birkenwald; Buchen und Eichen hatten längſt aufgehört; keine Dörfer, keine Städte, wohl aber in weiten Fernen hier und da ein ſchloßartiger Herrenſitz oder ein einſames Gehöft in Blockhausbau. Nachmittags des zweiten Tages war ich in Stockholm. Ich kann nicht ſagen, daß ich Schweden, ſo weit ich es geſehen, irgend ſchön, reizvoll oder zur Luſtreiſe einladend gefunden hätte, wohl aber in ſeiner Wildnis intereſſant und maleriſch.

Man hat Stockholm das nordiſche Venedig genannt, und der Vergleich hat auch ſeinen guten Grund. Wie Venedig liegt die Stadt in ihrem Hauptteile auf Inſeln. Das ſeenreiche Feſtland drängt ſich hier im Ausfluſſe des Mälar-Sees eng zuſammen, und wo die Enge am größten iſt, da liegt ein Haufe von Inſeln, zwiſchen denen die Strömung des Waſſers ihren Weg zum Meere ſuchen muß. Sie hat aber noch einen ziemlich langen Weg bis dahin. Die Enge erweitert ſich wieder zum Fjord, das Waſſer umſchließt größere und kleinere Inſeln und findet zwiſchen den zahlloſen kleinen Eilanden der Schären ſeinen Ausgang in die Oſtſee. Dort alſo, wo die Ufer des buchtenreichen Mälar-Sees nahe an einander treten, liegt die Altſtadt von Stockholm, dasjenige, was wir in Wien die innere Stadt nennen würden, auf der größeren Inſel Staden, welche auch das Schloß trägt, gerade wie in Wien, wo ja auch die Vorſtädte, die wir heute Bezirke nennen, Jahrhunderte lang den Gegenſatz gegen die „Stadt“ bildeten. Zahlreiche kleine Dampfer,

wie in Venedig die Gondeln und heute ja auch Dampfboote, bilden omnibusartig die Verbindung zwiſchen den Inſeln, zwiſchen Land und Stadt, denn in den Fjords oder Viken fahren ſie ſtundenweit hinaus zu den am Waſſer gelegenen Landſitzen. Aber die Inſeln faſſen nicht die groß gewordene Stadt: dieſe dehnt ſich nach beiden Seiten auf das Land hinaus, einerſeits auf das ſteile Ufer der Nordſeite, wo Palaſt an Palaſt des Adels aus der Beute des dreißigjährigen Krieges erbaut iſt, andererſeits auf die flache Südſeite, wo ſich die Stadt mit kleinen Häuſern und ſchlechtem Straßenpflaſter langſam, kaum merklich, in das Land verliert.

Da ſind wir aber ſchon bei einem ſtarken Unterſchiede von der ſüdlichen, in den Lagunen gelegenen Rivalin angekommen. Venedig hat kein Feſtland zur Ergänzung ſeiner unfeſten Inſeln, keine Felſen-Inſeln, keine Höhen, von denen man Stadt und See überſchaut wie vom Moſebacke oder von Hammers, ehemals Byſtröms Villa im Djurgorden, der die Stelle des Wiener Prater vertritt. Venedig hat auch keine Lindenalleen, wie ſie noch die ſchwediſche Hauptſtadt kennt. Aber Venedig hat ein anderes, was für das Künſtlerauge mehr ſagen will, es hat ſeinen tiefblauen italieniſchen Himmel, es hat ſein glänzendes, alles verklärendes Licht, es hat Duft, Glanz und Farbe. Schauen wir nur in den tiefſten Winkel einer Lagune hinein, aus der altes, geſchwärztes Gemäuer emporſteigt: das Licht fällt hinein, und es glänzt und blitzt darin — überall ein Vorbild, ein Reiz für den Maler. Nun aber erſt die Prachtpaläſte mit ihrem reichen Spiel der Linien und Ornamente, vergoldet von den Gluten der Abendbeleuchtung oder im ſilbernen Licht des Morgens, wie ſie Canaletto gemalt hat, hier tiefe Schatten, dort helle Lichter im Kontraſt, ſcharfe Kanten und weiche Fernen.

Von all dem, was unſer Auge in Venedig immer neu

entzückt, keine Spur in Stockholm. Ein ewig grauer Himmel, selbst am schönsten Sommertage. Alles ist grau oder grau überschimmert. Sehe ich in das Wasser, erscheint es farblos grau, blicke ich in die Ferne, so hüllt sie sich in grauen Dunst, betrachte ich das Grün der Bäume, so erscheint auch das grau im Vergleich zum deutschen Walde. Weder der Frühling, noch der Sommer, die im Juni zu gleicher Zeit kommen, machen einen Unterschied. Nur die Nächte tragen ein anderes Gesicht, die Nächte, wenn die Zeit schon dem Sommer entgegeneilt und die Sonne im hohen Norden nicht mehr untergeht. Alsdann, wenn die Sonne spät abends versinkt, um ihren Weg weiter in geringer Tiefe unter dem Horizont zu nehmen, dann leuchtet alles auf in krystallhellem Lichte; Formen, Linien zeigen sich mit einer Schärfe und Klarheit, daß man sie zeichnen könnte. Ich bemerkte das zum erstenmale — es war gegen Ende Mai — als ich eines Abends vom Theater kam und dem Schlosse zuschritt. Der mächtige, hoch und breit daliegende Palast wie nicht minder die steile, mit Häusern bedeckte Wand des Mosebacken erstrahlten wie mit eigenem Licht. Ich sah und betrachtete nicht ohne Verwunderung und Entzücken das Schauspiel.

Noch größeren, mehr magisch seltsamen Reiz bot mir die Juni-Nacht auf dem Lande. Ich wohnte im Schlosse Ulriksdal so, daß ich einen tief eindringenden Meeresarm, der einem breiten Flusse glich, zu meinen Füßen hatte. Der Fjord kam zwischen bewaldeten Anhöhen heraus und zog gewissermaßen mir entgegen, um vor dem Schlosse mit einer Biegung wieder abzulenken. Ich übersah ihn also eine gute Strecke. Wenn um Mitternacht — ich wohnte gerade gegen Norden — der Horizont wieder aufleuchtete, stand ich auf, denn ich konnte in den hellen Nächten nicht schlafen, und setzte mich ans Fenster. Kein Lüftchen regte sich, es war

TAYLOR INST. OXFORD

feierlich ſtill, alle Nächte, eine wie die andere. Die Wälder lagen, da das Licht hinter ihnen ſtand, wie in tiefem Schatten, aber das ſtille Waſſer war ſpiegelblank und glänzend wie Stahl. So im Vordergrunde. Weiterhin aber, wo der Fjord ſich im Schatten der Wälder zu verlieren ſchien, ſtiegen leichte weiße Nebel auf, nicht wie ein formloſer Dunſt, ſondern wie Geſtalten mit langen, weißen Gewändern, die ſie in das Waſſer tauchten. Langſam ſchwebten ſie über den dunklen Spiegel dahin, von einem Ufer zum anderen, und, wieder umkehrend, wie mit der Schleppe immer im Waſſer. Das ſind die Nixen der Sage, die Waſſergeiſter, die der Tiefe entſteigen und nächtlich in dieſer ſeltſam magiſchen Beleuchtung ihren Tanz ausführen in lautloſer, getragener Bewegung, nicht im Wirbel des Sturmes, einem ſanften, nicht merkbaren Luftzuge gehorchend. Allnächtlich, wachend und doch träumeriſch erfreute ich mich des Schauſpieles, bis ich endlich, des Wachens müde, das Zimmer verfinſterte und fortan die Mitternacht verſchlief. Der Eindruck iſt mir aber geblieben, und ich kann ihn, wenn ich will, in aller Lebhaftigkeit wieder hervorrufen, ſobald ich die Augen ſchließe. Es iſt eines der anziehendſten Bilder in meiner Sammlung von Erinnerungen.

Ich fand den Frühling in Schweden rauh, kalt und regneriſch. Der Mai ging hin, aber der Frühling wollte nicht kommen. Es war bitter kalt und wir alle in Pelze gehüllt, als wir mit Ende Mai den Aufenthalt in der Stadt mit Ulriksdal vertauſchten. Aber bald nach dem Anfang Juni kommen Frühling und Sommer faſt zugleich. Schöne und warme Tage folgten einander, und binnen kaum einer Woche waren die Gärten grün und die Wälder belaubt, ſo viel als es eben Laubbäume in ihnen giebt. Und doch war es kein Frühling wie bei uns. Die Erde duftete nicht, die Blumen blühten nicht und die Vögel ſangen nicht. Es

war still und schweigend im Walde; es fehlte die Poesie des Frühlings.

Sobald ich im Schlosse mich heimisch gemacht hatte, den Tag nach meiner Ankunft, begann ich auch meine Arbeit, einen Zettelkatalog, den ich ganz nach dem Muster einrichtete, wie wir ihn am germanischen Museum in Nürnberg gearbeitet hatten. Die Kunstsammlungen des Königs, die heute dem Staate Schweden durch Vermächtnis gehören, bestanden, räumlich getrennt, aus zwei Abteilungen, von denen die eine sich im Stockholmer Schlosse befand, die andere, größere, auf dem Landsitz Ulriksdal. Der König bewohnte für seine Person eine größere Reihe niedriger Gemächer in Mezzanin, die ihm schon als Kronprinz zur Wohnung gedient hatten. Hier hatte er sich höchst behaglich und künstlerisch eingerichtet — war er doch selber ein anerkannter Landschaftsmaler — und seine Kunstsachen dienten zum Schmuck wie zum Gebrauche. Der Stock der ganzen Sammlung war deutsch und war auch als ein Ganzes aus Nürnberg gekommen. Hier befand sie sich noch, als ich nach Nürnberg kam, im Besitz eines Antiquars, wanderte aber damals schon nach Schweden, angekauft von einem Herrn in Stockholm, der durch ihre Ausstellung ein Geschäft zu machen hoffte. Das Unternehmen mißlang, und König Karl, damals noch Kronprinz, kaufte die ganze Sammlung, die er danach reich vermehrte. Sie bestand aus Gegenständen, wie wir sie heute in den Kunstgewerbe-Museen sammeln, aus Möbeln, Porzellan und Fayencen, Arbeiten aus Silber, Eisen, Zinn, aus Elfenbein, aus Holzschnitzereien, aus zahlreichen Krügen und anderen Trinkgefäßen, kurzum aus Gegenständen, die ehemals im vornehmen und wohlhabenden Hause zum Gebrauche gedient hatten. Der König gab sie großenteils, insbesondere die Möbel, ihrem Gebrauche wieder zurück und schuf sich damit gerade kein königliches

aber ein edles, höchſt anmutendes Heim, ſowohl in den kleinen Gemächern des Stadtſchloſſes wie draußen in Ulriksdal. Alles in allem zählte mein Katalog, als er fertig war, über dreitauſend Nummern.

Nicht leicht iſt mir die Zeit bei einer Arbeit angenehmer verfloſſen. Der König hatte mir einen Hauptmann von Knorring beigegeben, der etwas von der Welt geſehen hatte und viel Erfahrung beſaß, ſowohl zur Hilfe bei der Arbeit wie zur Geſellſchaft. Helfen konnte er mir zwar wenig, da er nichts von der Sache verſtand, aber er war mir auf allen Wegen und Gängen ein angenehmer und wohlunterrichteter Begleiter, durch den ich mich ſchnell in ſchwediſche Perſonalien hineinfand. Mehr Hilfe war mir der König ſelber, der gewiſſermaßen mitarbeitete. Wir ſaßen in einem kleinen, mit Goldtapeten bekleideten Zimmer. Der König brachte mir die Gegenſtände, die in der Reihe ſeiner Gemächer zerſtreut ſtanden; er rauchte ſeine Pfeife dabei, wir plauderten über den Gegenſtand, den wir zur Hand hatten, verloren uns auch wohl in archäologiſche Kunſtgeſpräche, und ich ſchrieb nieder, was zu ſchreiben war. Ab und zu kamen die Herren des Hofes, dann fremde Herren, mit denen der König ſich für eine Weile zurückzog. Es war gerade eine Kabinetskriſis eingetreten, und ſo ging es recht lebendig her; alle, die zur Beſprechung kamen, mußten unſer kleines Arbeitszimmer paſſieren. Da kam es denn auch vor, daß ich meine Arbeit unterbrach, um dem feierlichen Schluß des Reichstages beizuwohnen, der in einem Saale des Schloſſes vor ſich ging. Kurz vorher, da ich noch bei der Arbeit war, hatte mir der König Krone und Zepter gebracht, und wir beſprachen Kunſt und Herkunft derſelben. Ich hielt beide für Prager Arbeit, von den Goldſchmieden Kaiſer Rudolfs angefertigt, denn deſſen in der Wiener Schatzkammer befindlichen Kron-Inſignien

glichen sie vollkommen in der Gold-Emailtechnik sowie in der Zeichnung der Ornamente. Bald danach sah ich denn die Krone auf dem Haupte des Königs, neben ihm seine beiden Brüder, Oskar, den jetzigen König, und den Prinzen August. Es war für mich ein gar neuer und seltener Anblick. Eine Fülle wahrhafter Charakterköpfe füllte den nicht sehr großen Saal im Schlosse. Der König und die Prinzen, alle drei mit Kronen geschmückt, mit Hermelin und Purpur bekleidet, mit ihrer braunen, dunklen Gesichtsfarbe märchenhaften Mohrenfürsten gleichend, die Trabanten bekleidet und bewaffnet wie die wohlbekannten Soldaten Karls XII., mit hohen Stiefeln und Stulphandschuhen und lichtblauer und gelber Uniform. Der Akt war kurz und feierlich. Als es vorüber war, ging ich wieder an meine Arbeit.

Was ich im Schlosse zu verzeichnen hatte, waren etwa 400 Gegenstände, meist Silber, Elfenbein und Email. Über die reichen Waffen bestand bereits ein Katalog. Als ich mit den Zimmern des Königs fertig war, beschrieb ich auch die wenigen Gegenstände, welche sich noch in den Gemächern der Königin befanden. Zur Zeit, da die Übersiedlung nach Ulriksdal stattfinden sollte, hatte ich im Stadtschlosse alles vollendet.

Ich hatte hinlänglich Zeit gehabt, mich in Stockholm umzusehen, auch meine Spaziergänge über die Grenzen der Stadt auszudehnen. Des Abends war ich fleißig in der Oper, wo mir der König eine Loge zur Verfügung gestellt hatte. In der Stadt gab es außer Schloß und Sammlungen nicht viel für mich zu sehen. Das Schloß, das fast gar keinen architektonischen Schmuck zeigt, imponiert durch seine Verhältnisse, seine langgedehnte Front und durch seine hohe, glückliche Lage auf der Hauptinsel in der Mitte, vermöge welcher es, von wo immer gesehen, überragend die Stadt beherrscht. Es war erbaut in jener Zeit der Palast-Architektur (um das

Jahr 1700), da die Architekten, die italieniſchen voran, mit rieſigen Verhältniſſen zu rechnen verſtanden. Auch das Innere ſcheint des Schmuckes nicht allzu viel gehabt zu haben, und was es beſaß, war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wieder vernachläſſigt, in der Zeit der grauen Tünche ſogar überſtrichen worden. Erſt Karl XV., der mich ſelber in allen Räumen herumführte, konnte mit Stolz ſich rühmen, auch den Schmuck wieder erweckt zu haben.

Obwohl ich in den Dingen der Ausgrabungen nicht Spezialiſt bin, intereſſierten mich doch im Muſeum die prähiſtoriſchen Altertümer, an denen ja das ſchwediſche Muſeum neben dem däniſchen Ruhm und Reichtum beſitzt. Ich lernte dort noch den Vorſtand, den alten Hildebrand, ſo zu ſagen eine prähiſtoriſche Berühmtheit, kennen. Freundlichſt wurde ich von Herrn Hammer aufgenommen, dem Beſitzer der ſchönen Villa Byſtröm im Djurgorden, von deren Felſenhöhe man die ſchönſte Ausſicht über Stockholm genießt. Seine koloſſale Sammlung ſchwediſcher Fayencen und anderer Kunſtgegenſtände wurde vor einigen Jahren in Köln verſteigert. Ich habe ſie noch in ihrer Vollſtändigkeit geſehen und nahm auch einige Fayencen als Geſchenk für unſer öſterreichiſches Muſeum mit. Eine beſondere Freude bereitete mir die kleine, aber höchſt auserleſene Sammlung des Grafen Bjelke von Kunſtgegenſtänden des ſechzehnten Jahrhunderts. Der alte Herr galt für völlig unzugänglich, und ſelbſt die Majeſtäten hatten Mühe gehabt, ſeine Sammlungen zu Geſicht zu bekommen, kaum jemals einer der Herren des Hofes. Mir half der Ruf des Kunſtfreundes und Kunſtſchriftſtellers. Durch Vermittlung des damals dienſtthuenden Kammerherrn, des Grafen Douglas, erhielt ich nicht bloß Zutritt, ſondern ſelbſt die Einladung zum Beſuche. Graf Bjelke kannte meinen Namen und was ich bis dahin geſchrieben hatte; er hielt auch die „Mit-

teilungen" des öſterreichiſchen Muſeums und war ſohin mit unſeren Beſtrebungen wohlbekannt. Ich ſtand daher alsbald mit dem lieben, feinen alten Herrn auf beſtem Fuße. Ein paar Stunden vergingen raſch, und ich mußte verſprechen, vor meiner Abreiſe von Stockholm wiederzukommen, was ich denn auch that. Dieſe liebenswürdige Aufnahme machte bei Hofe nicht geringes Aufſehen.

Der Beſuch beim Grafen Bjelke iſt mir noch in anderer Weiſe bedeutungsvoll geworden, ich kann wohl ſagen, ein wenig ſelbſt für Schweden. Ich ſah dort zum erſtenmale einige nationale Gewebe, Stoffe zur Bekleidung oder Bedeckung, Arbeiten des Hausfleißes, die mich durch ihre Schönheit und Eigentümlichkeit frappierten. Ich ging der Sache weiter nach, erwarb ſelbſt einige Stücke, was nicht ohne Schwierigkeit geſchah, da alles von den Frauen nur für den eigenen Bedarf gearbeitet wird und nichts in den Läden käuflich zu haben iſt. Mit Hilfe Knorrings kam ich zu meinem Beſitz. „Wo kann man das haben?" fragten wir ein dalekarliſches Mädchen, auf ihren ſchürzenartigen Kleideinſatz weiſend. „Das bekommt ihr nicht", war die Antwort. Sie erzählte dann aber weiter, daß ihre Schweſter in Karlsberg (in der Nähe Stockholms) ein paar neue Stücke beſäße, die ſie vielleicht hergebe. Und ſo geſchah es; für vier Kronen führte ich meine Beute heim. In Wien benützte ich dieſe meine textilen Studien zu einem Aufſatze in den „Mitteilungen" des öſterreichiſchen Muſeums, in welchem ich darauf hinwies, wie man in dieſer unſerer ornamenthungrigen Zeit jene originellen Gewebe für das moderne Haus verwerten könne. Der Aufſatz wurde in Schweden überſetzt und in einer Zeitung abgedruckt, ohne mein Wiſſen und Zuthun. Er erregte die Aufmerkſamkeit verſchiedener einflußreicher und intelligenter Damen, die, den ausgeſprochenen Gedanken verfolgend, einen

Verein zu ſeiner Durchführung bildeten. Heute iſt der Verein („Freunde der Handarbeit"), der ſeinen Sitz in der Hauptſtadt hat, mit Filialen durch ganz Schweden verbreitet. Seine Arbeiten haben wir zweimal in Wien geſehen, einmal im Muſeum und dann auf der Weltausſtellung im Jahre 1873. Kaum drei Jahre nach ſeiner Gründung wagte ſich alſo der Verein ſchon auf die internationale Völkerkonkurrenz. Hier hat ein geſunder Gedanke einmal einen geſunden und fruchtbaren Boden gefunden. Ich ſchätze die Ehrenmitgliedſchaft des Vereines ſowie das ſchöne von Fräulein Gisbert entworfene und in Aquarell ausgeführte Diplom zu meinen liebſten Errungenſchaften.

Schloß Ulriksdal, der Lieblingswohnſitz Karls XV., iſt zu Fuß etwa in anderthalb Stunden zu erreichen, zu Schiff in einer halben. Gelegen am Edsviken (Fjord), der ſich unterhalb Stockholms meilenweit einem Fluſſe gleich ins Land hineinerſtreckt, gewährt es vom Waſſer her einen freundlichen Anblick; auf der anderen Seite ſchließen bewaldete Höhen den Park ein. Architektoniſch iſt es ohne Bedeutung, ein urſprünglich roter, nun übertünchter Backſteinbau mit zwei nach der Gartenſeite vortretenden Flügeln. Dagegen hat der König mit Hilfe ſeiner Kunſtſammlungen das Innere eben ſo künſtleriſch reich wie behaglich geſtaltet. Ritterſaal, Speiſeſaal, die Trinkſtuben, deren mehrere vorhanden, enthielten vorzugsweiſe die Gegenſtände, welche ich zu verzeichnen hatte. Insbeſondere wirkten die mit Goldledertapeten bekleideten und mit manchem zinnernen Zunftkruge ausgeſtatteten Trinkſtuben höchſt einladend. Von ſolcher Einladung wurde auch nach der Tafel gar reichlicher Gebrauch gemacht. Hier befanden ſich auch koſtbare Thüren von eingelegter Arbeit, die einſt für das Schloß des berühmten Kanzlers Oxenſtjerna in den Niederlanden verfertigt worden.

Das Leben in Ulriksdal war wohl ein anderes als in der Stadt. Wir waren wirklich auf dem Lande. Dort in der Stadt hatten Uniformen und ein gewisses Hofzeremoniel geherrscht, in Ulriksdal höchstens zur Tafel der Frack und schwarze Cravatte, sonst die gewöhnliche Tages- und Sommertracht. Uniformen sah man nicht, selbst bei festlicher Veranlassung, wie bei einem Diner zu Ehren eines neuen Gesandten und des neuen Ministeriums. „Sind wir nicht wie eine Edelmanns-Familie auf dem Lande?“ fragte der König. Es war wirklich so, und zwar in doppelter Beziehung, einmal wegen der einfachen Lebensweise, dann wegen des freundschaftlichen Verkehres, der unter allen Angehörigen des Hofes herrschte. Der König hatte dafür gesorgt, auf dem Lande nur diejenigen Herren um sich zu haben, denen er am meisten in Freundschaft zugethan war, zum Teil schon als Kameraden aus seiner kronprinzlichen Militärzeit. Ebenso hatte sich die Königin mit munteren und hübschen jungen Damen umgeben, von denen ein paar nur als Gäste da waren.

Der König ging allen in Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit des Verkehres voran. Imponierend in seiner Erscheinung, groß, stattlich und eisenstark, von ausgeprägter Physiognomie, hatte er doch nichts Aristokratisches in seinem Wesen, wollte es auch nicht haben. Den Adel hatte er wegen der Verfassungs-Änderung großenteils gegen sich, dafür war er wahrhaft populär. Seine reiche Begabung und vielseitige Bildung, sein Geist und Witz hätten ihn in jedem Stande und Beruf als bedeutenden Menschen erscheinen lassen. Er war mit Eifer Regent und Staatsmann, er war Soldat und Militär-Schriftsteller, er war Dichter und Maler und verständnisvoll für jeden Zweig der Kunst, er war Landwirt mit Passion und hatte seine Musterwirtschaft in der Nähe von Ulriksdal auf einem Gute, genannt Schweden. Wie seine

Brüder liebte er die Muſik, ſang gern im Quartett mit vortrefflichem Baß, während ſein Bruder, der jetzige König Oskar, einen wohlklingenden und geſchulten Tenor beſitzt. Ich habe beide einmal Lieder ſingen gehört, die von ihrem damals bereits verſtorbenen Bruder Guſtav komponiert waren, während die Königin ſie auf dem Klavier begleitete, wohl ein ſeltenes Ereignis in einer Königsfamilie. Den Prinzen Oskar, der damals bereits abweſend war, ſei es im Sommerſitz Drottningholm, ſei es im Süden, habe ich nur ein paarmal geſehen; ſeine Gemahlin befand ſich die ganze Zeit in Deutſchland. Öfter ſah ich den (nunmehr auch verſtorbenen) Prinzen Auguſt, den jüngſten der Brüder, der an populärem Weſen noch den König übertraf, während Prinz Oskar im Rufe ariſtokratiſcher Neigungen ſtand. Man erzählte von den Brüdern eine kleine Geſchichte aus der Knabenzeit, die für den Unterſchied der Charaktere mir zu charakteriſtiſch erſcheint, um ſie nicht wieder zu erzählen. Es war zu Lebzeiten des alten Königs Oskar. Der König war verreiſt geweſen und ſpät zurückgekommen. Am nächſten Morgen kamen die Söhne, ſich zu erkundigen. „Iſt der Papa ſchon da?“ fragte Prinz Auguſt. „Iſt der König ſchon zurückgekommen?“ lautete die Frage des Prinzen Karl. „Iſt Seine Majeſtät ſchon gekommen?“ war die Frage des Prinzen Oskar.

Unter den Herren, welche damals mit mir die Zeit in Ulriksdal verlebten, durchaus liebenswürdige und gebildete Menſchen, die mir den Aufenthalt ſo angenehm machten, will ich nur den Kammerherrn Friedrich von Dardel nennen, deſſen Dienſt der König — denn die Herren wechſelten monatlich — meinetwegen für Ulriksdal aufgeſpart hatte. Dardel, ehemals Offizier und beſonderer Freund des Königs, war als „Oberintendant der ſchönen Künſte“ die wichtigſte Perſon für alle Kunſt-Angelegenheiten in Schweden. Voll Geiſt und Witz,

verſtand er ſich gründlich in den Dingen der Kunſt, zeichnete und malte und wußte mit wenigen Strichen in leichten Karikaturen den Charakter der Perſonen zu treffen. Ich bewahre noch liebe Angedenken dieſer Art von ſeiner Hand, darunter ein Aquarell, welches die geſamten Herren und Damen der Ulriksdaler Geſellſchaft darſtellt. Von gleichem Intereſſe erfüllt, waren wir bald befreundet. Das Glück wollte es auch, daß wir uns in den folgenden Jahren öfter wiederſahen, da Dardel regelmäßig als Vertreter der ſchwediſchen Künſtler zu den großen Ausſtellungen kam. So ſahen wir uns in Wien 1873, dann in London, von wo wir zuſammen eine kleine Reiſe nach Holland machten, ſodann in Paris 1878, wo auf einem Spaziergange ein fürchterliches Gewitter, das plötzlich über uns kam, uns trennte, um uns nicht wieder zu ſehen.

Unſere jungen Damen am Hofe waren echte Schwedinnen, nach ihrer äußeren Erſcheinung wie nach dem heiteren Temperament, wenigſtens zwei derſelben, die dritte bildete eine Ausnahme nach dem, was ich als Eigentümlichkeit der Schwedinnen gefunden habe. Ich fand die Schwedinnen eher klein als groß, zierlich, blond von Haaren, weiß und roſig im Teint, blau von Augen. So jene zwei jungen Damen, zwei Schweſtern, Fräulein von Braunerhjelm, beide von äußerſt zierlicher Erſcheinung und von heiterem, oft bis zur Luſtigkeit geſteigertem Temperament; die dritte dagegen, Gräfin Sparre, meine gewöhnliche Tiſchnachbarin bei der Tafel, war brünett in Augen, Haaren und Geſichtsfarbe, dunkel wie eine ſüdliche Italienerin. Wie denn die Schweden ſich wohl als die Franzoſen des Nordens bezeichnen, ſo glaubte man Franzöſinnen des achtzehnten Jahrhunderts, Dämchen von den Bildern Watteau's oder Pater's zu ſehen, wenn ſie in der kurzen, leichten Sommerkleidung, wie ſie damals Mode war

(1870), das Blumenhütchen vorn auf der Stirn, im Garten einhergingen.

Eine andere Ausnahme lernte ich bei einer besonderen Gelegenheit kennen. Der ganze Hofstaat, zu dem ich damals auch gerechnet wurde, war zu einem Diner vom Prinzen August geladen worden, der in dem unweit gelegenen Schlosse Haga, dem schwedischen Klein-Trianon, seine Sommerresidenz hatte. Die Tafel des Prinzen August erfreute sich eines ausgezeichneten Rufes, und es gab große Freude in Ulriksdal und, wie ich sagen muß, selbst unter den Damen. Bei der Tafel befand sich auch eine Gastin, eine junge Gräfin Lagebjelke, von höchst eigentümlicher Schönheit, überhaupt eine der schönsten Frauen, die mir je vor Augen gekommen sind, groß und schlank, blütenweiß, wie man heute sagt, ohne eine Spur von Röte, glänzend schwarz von Haaren. Sie war so auffallend, da sie doch einer alten schwedischen Familie angehörte, in ihrer ganzen Erscheinung, so ganz im Gegensatz gegen schwedische Art, daß ich meine Bemerkung darüber nicht unterdrücken konnte. Ja, hieß es, das hat auch seine besondere Ursache; vor zweihundert Jahren ist ein Tropfen jüdisches Blut in die Familie gekommen. Die schöne Dame hatte nicht allein meine Aufmerksamkeit erregt. Als wir nach der Tafel, die Herren nämlich, wie es schwedische Sitte ist, in der Trinkstube beim Punsch vereinigt waren, fehlte wider Gewohnheit der König. Endlich kam er und sagte: „Ich habe ein Gedicht auf die Gräfin Lagebjelke gemacht!“ Er las es dann vor und übersetzte es mir in deutscher Prosa. Auf meine Bitte schrieb er es nieder, und ich brachte das Gedicht sogleich in deutsche Verse. Gedruckt ist das Gedicht nicht, sicherlich nicht in meiner Übertragung. Die gefeierte Schönheit erhielt das Gedicht zugleich in beiden Sprachen schwedisch und deutsch. Hier ist es:

„Nicht Worte lieheſt du dem Barden,
Und doch hör' ich der Saiten Klang,
Dein Bild nur iſt's, das elfenartig
Vor ſeinem Dichteraug' entſprang.

Im Herzen Sonne, Sonn' im Blicke,
Läßt du der Blumen Brand erglühen,
Und läßt den Tau der Roſenknoſpen,
Des Diamanten Funken ſprühen.

Du tanzeſt wie die leichte Sylphe,
Dich ſonnend auf des Lebens Wellen,
Doch nahe nie des Unglücks Wolke
Und löſe deiner Thränen Quellen.

Und prächtig wie des Nordens Sonne
Erleuchtet die Johannisnacht,
Weckt deine Schönheit in dem Dichter
Der Worte und der Töne Macht."

Von dieſem Mahle bei dem Prinzen Auguſt, das ſich zu einem ziemlichen Sympoſion geſtaltete, will ich noch eines anderen Umſtandes gedenken. Mitten während der Tafel ſchickte mir der Prinz in ſeiner Liebenswürdigkeit, den Gaſt aus der Fremde nicht zu vergeſſen, durch einen Diener ein Glas braunen Bieres mit dem Erſuchen, es zu koſten (ich hatte es vorübergehen laſſen), es ſei zweihundertfünfzig Jahre altes Bier. „Dummes Zeug, zweihundertfünfzig Jahre!" äußerte neben mir nicht gar höflich der alte Baron Blixen-Fineke, damals däniſcher Geſandter. Ich faßte die Sache hiſtoriſch auf. „Das haben Ihre Vorfahren gewiß im dreißigjährigen Kriege mit den vielen Kunſtgegenſtänden ebenfalls aus Böhmen mitgenommen; die Zeit ſtimmt", wendete ich mich an meine Nachbarin zur anderen Seite. Natürlich leerte ich das Glas, dem Prinzen dankend. Es war ein ſtarkes Bier, etwa wie Kulmbacher, hatte aber ſonſt nichts beſonderes im Geſchmack. Die zweihundertfünfzig Jahre laſſe ich dahingeſtellt. Wer weiß es?

Die Tage floſſen angenehm und ſchnell unter Arbeit und Vergnügen dahin. Ich arbeitete flott, denn ich hatte zwei- bis dreitauſend Gegenſtände zu bewältigen und wollte doch nicht den ganzen Sommer in Schweden zubringen. Um zwölf Uhr war Pauſe. Das Dejeuner vereinigte die ganze Geſellſchaft von Herren und Damen mit Ausnahme der Majeſtäten. Um vier Uhr folgte die Tafel, wonach der Kaffee, wenn das Wetter günſtig war, im Garten genommen wurde. War das Wetter ſchlecht, ſo ging es zur Trinkſtube oder zur Kegelbahn. Als die ſchönen Tage begannen, wurde regelmäßig ein Ausflug gemacht, meiſt zu Waſſer, ſeltener zu Wagen. Er begann um ſieben Uhr abends. Die langen hellen Tage des Juni erlaubten die ſpäte Stunde. Alsdann lagen am Landungsplatze zwei ſeltſame Schiffe, das eine die Geſellſchaft aufzunehmen, das andere Diener und Souper nachzuführen.

Dieſe blau angeſtrichenen Schiffe waren den alten nordiſchen Wikinger-Schiffen nachgebildet. In der Mitte erhob ſich für die hohen Herrſchaften eine Art Kaſtell, das rings von Schildern umhängt war; unten ſaßen die Ruderer oder wer von den Herren oben nicht Platz hatte. Das eine der Schiffe war vorn in Geſtalt eines Ebers gebaut, das andere in der eines Drachen; man hieß ſie aber gemeiniglich — nicht eben hofmäßig — das Schwein und die Sau. Langſam glitt das königliche Schiff über die ſpiegelblanke Fläche des Edsviken hinein zwiſchen die bewaldeten Ufer, die zahlreich mit Villen beſetzt ſind. Auf dem Schiffe ging es meiſt lebhaft zu. Man hörte Lachen, auch wohl Geſang und Muſik. Nach einiger Zeit wurde gelandet und ein Spaziergang durch den Wald gemacht. Währenddeſſen hatte auch das zweite Boot — ſagen wir höflicher als die Hofleute der „Drache“ — ſeine Fahrt gemacht und an beſtimmter Stelle

ſeine Ladung gelöſcht, d. h. das Souper ausgeſchifft. Die Diener hatten einen Tiſch aufgeſchlagen, Feuer gemacht, Kartoffeln gekocht und das Waſſer für den Thee bereitet. So wurde denn das Abendeſſen — wechſelnd immer an anderem Platz — zu abendlich ſpäter Stunde regelmäßig im Freien unter friſcher Heiterkeit eingenommen. Der Rückweg geſchah in gleicher Weiſe, wie wir gekommen waren. Es war wunderſchön auf dem ſtillen, noch hell beleuchteten Waſſer. Um zehn Uhr oder etwas ſpäter waren wir wieder auf dem Schloßhofe, empfingen Briefe oder Zeitungen, die mittlerweile gekommen waren, und ſagten gute Nacht.

Einſtmals — es war kein ſchöner Tag geweſen — hatten wir einen Ausflug zu Wagen gemacht und kamen, heimkehrend, ſpät abends durch einen Wald, in welchem eine Batterie, die ſich auf Übung befand, bivouakierte. Wir machten Halt, ſtiegen aus, und dem Könige machte es Vergnügen, mir ſeine Soldaten vorzuführen. Ich mußte von ihrem Brot eſſen, von ihrem Schnaps koſten und die Strammheit ihrer Glieder und Haltung bewundern, was ich denn auch ehrlich that und thun konnte. Dann fragte mich der König, ob ich Luſt habe, ein Manöver mitzumachen: es werde gerade am nächſten Montag eines ſtattfinden; ich müſſe aber gefaßt ſein, daß ich nur Soldatenkoſt bekomme. Natürlich bejahte ich mit Vergnügen, worauf der König unſeren Freund Dardel erſuchte, mich zu begleiten. Als die Königin hörte, was beſchloſſen war, verlangte ſie auch dabei zu ſein, und ſo geſchah es denn, daß am Montag früh morgens ſich der ganze Hof, wie er in Ulriksdal verſammelt war, Herren und Damen in vier Wagen auf die Fahrt machte. Der König war ſchon abends vorher mit ſeinen Adjutanten fortgeritten, um mit den Truppen zu bivouakieren. Wir hatten gut dreiſtündige Fahrt und fuhren durch hübſches Gelände von ſchwediſcher

Art, meiſt bewaldete Hügel, bis wir bei Erſtavik an eine Bucht des Meeres kamen. Von hier ging es eine kleine Strecke wieder ins Land hinein, bis zu einer Stelle, wo die Höhen eines flachen Thales enger zuſammentraten. Hier ſollte das Hauptgefecht ſtattfinden, hier hatte die ſchwächere Partei, welche die Verteidigung bildete, Poſto gefaßt, und hier nahmen auch wir unſeren Stand gerade inmitten auf einem Steine, der von einigen Bäumen umgeben war. Bald hörten wir auch vom unfernen Walde her die Schüſſe fallen, und die Schlacht rauſchte heran. Das alles lief ſoweit planmäßig ab. Was uns, die Zuſchauer, betraf, ſo nahm die Sache aber eine unerwartete, höchſt komiſche Wendung. Aufgeſcheucht durch den Lärm, rannte eine Kuhheerde vor dem im Sturme herankommenden Feinde daher, gerade auf uns zu, über unſeren flachen Felſen hinweg. In größter Panik ſtoben wir alle auseinander, Damen wie Herren, ein jedes Schutz ſuchend hinter einem Baum oder wie ſonſt; die Kühe hatten keinen Reſpekt. Den Kühen folgten dann die Reiterſcharen und die Artillerie. Kaum daß wir uns vom Schrecken erholt hatten, war das auch alles ſchon vorbei. Aber alsbald wurde auch das Gefecht abgebrochen, und Freund und Feind lagerte ſich auf dem grünen Raſen gemeinſam zum Abkochen. Wir machten noch einen Spaziergang zu einem nahen Schloſſe, und als wir zum Lagerplatz zurückkamen, war die Tafel gedeckt. Ein Tiſchtuch war über den Boden gebreitet, und wir lagerten uns rings dazu. Die Soldatenkoſt, die mir angedroht war, beſtand aber in allem Guten, was eine königliche Küche und ein königlicher Keller, nicht eine Kantine, nur zu bieten vermag. Trotz der Kälte, die etwas empfindlich wurde, fehlte es nicht an Luſtigkeit ſowie an wärmenden Getränken, noch an Champagner. Als das Mahl beendet, fuhren wir wieder nach Ulriksdal zurück, allſeitig befriedigt von der gelungenen Fahrt.

Solcher Ausflüge, welche die gewöhnlichen Tage angenehm unterbrachen, gab es noch mehrere, so z. B. eine Sonntagsfahrt auf einem kleinen Kriegsdampfer, den der König zu benützen pflegte, nach dem berühmten alten Schlosse Gripsholm, das so viele und auch blutige Ereignisse der schwedischen Geschichte gesehen hat. Der König war so liebenswürdig, mich selbst von Zimmer zu Zimmer zu führen und die Erinnerungen mitzuteilen, welche sich daran knüpften. Ich will davon nicht weiter erzählen. Die Tage von Ulriksdal verflossen in der denkbar angenehmsten Weise, wie ich es nur hätte wünschen und erwarten können. Indessen, wer nicht für den Hof geboren und an den Hof gewöhnt ist, wird sich dort wohl immer wie in einer Art Gefangenschaft vorkommen. Auch ich hatte dieses Gefühl immer stärker und stärker, und oft und oft kam mir der Spruch von Leopold Schefer in den Sinn: „O gold'ne Freiheit, der auch ich entstamme". Ich sehnte mich, daß die Gegenwart zur Erinnerung werde, zur schönen Erinnerung gewiß, die ich dem besten anreihen konnte, was ich erlebt hatte.

Endlich, am 6. Juli, war ich mit meiner Arbeit fertig und konnte Abschied nehmen. Es hieß: Auf Wiedersehen! Aber ach, es sollte nicht dazu kommen. Wohl habe ich mehrere der Herren und Damen wiedergesehen, die mich freundlichst in Wien aufsuchten, und manche freundschaftlichen Grüße und Angedenken gingen noch hinüber und herüber und der „Verein der Freunde der Handarbeit" ließ eine Spur meines Wirkens zurück, aber wenige Jahre verflossen, und König und Königin lagen im Sarge, und mit der Wiederkehr war es vorbei.

Meine Heimfahrt ging rasch vor sich und ohne Unfall. Ich eilte ohne Unterbrechung, fuhr im Sturme über die Ostsee und war am zweiten Abend in Berlin. Es war auch Eile nötig, denn schon waren die Kriegsvögel aufgeflogen; es war

ja in den Juli-Tagen 1870. In Stockholm hatte man noch keine Ahnung vom drohenden Kriege gehabt, Berlin aber fand ich schon in voller Aufregung. Ich konnte gerade noch Deutschland durcheilen, bevor die Kriegszüge die Straßen verlegten. Über Salzburg kam ich an den Gmundner See, wo ich die Meinen alle gesund in der Sommerfrische antraf.

Vierzehntes Kapitel.

Verschiedene Erinnerungen von der Lebensreise.

Aber alles, was begegnet,
Froh, mit reinem Jugendsinn,
Sei belehrt, es sei gesegnet,
Und das bleibe dir Gewinn.

Nach wundervollen hesperischen Frühlingstagen im Süden Italiens bin ich heute am Strande des tyrrhenischen Meeres im sandigen Viarreggio durch unendlichen Regen festgebannt. Da suche ich meine „Erinnerungen" wieder hervor, die ich, in der süßen Luft Sorrents eingelullt, vergeblich versucht und dann fast vergessen hatte. Der Regen thut gar gut, wenn man sich zu geistiger Arbeit konzentrieren will und seine Gedanken sammeln soll.

Da sollte ich nun wohl vor allem von dieser erneuten Reise in Italien sprechen, vielmehr vom Aufenthalt, den ich in völliger Freiheit über Ort und Zeit in liebenswürdigster Begleitung einige Monate genoß. Es sind ja die reinsten, frischesten Eindrücke, neue, die ich zum erstenmale empfangen (denn wer hat Italien ausgesehen?), alte, die zu erneuter Lebendigkeit erweckt sind. Und es ist, menschlicher Vermutung und persönlichem Willen nach, das letzte Mal, daß ich sie

empfange. Nie werde ich, wie mein geliebtes Irland, ſo auch dich wiederſehen, ruinenreiche, alte und doch ewig junge Roma, die du alle, welche dir nahen, mit immer gleichem Zauber umfängſt, nie werde ich dich wiederſehen, einzige, unvergleichliche Venetia, du Stadt der meerentſtiegenen Paläſte, die du auf dem Erdkreis deinesgleichen nicht wiederfindeſt. Einſt warſt du die Stadt der Fürſten, heute — ach! — Stadt der Hoteliers, welche ſich in deinen ſchönſten Paläſten anſiedeln, Stadt der Touriſten und vor allem der Hochzeitsreiſenden, welche deinen St. Marcus bevölkern.

Allein, wie der Leſer ſich vielleicht erinnert, habe ich ſchon mehrfach das Verſprechen abgelegt, die Flut der Reiſebeſchreibungen nicht vermehren zu wollen. Und am wenigſten möchte ich das über Italien thun, das ſo viel hundertfach in allen Richtungen und von beſſeren Kennern und Federn dargeſtellt und beſchrieben worden. Aber manches Einzelnen mag ich wohl gedenken, ſeien es Eindrücke, die nur für mich ſelber und meine Eigenart bedeutſam geworden ſind, oder Erlebniſſe, Erfahrungen auf dem Lebenswege, die meiner Erinnerung — wie ſoll ich ſagen? — lieb geworden. Und das gilt nicht bloß von Italien, an das ich ja nach Bedeutung und Gegenwart zunächſt denken muß, ſondern auch ſonſt von anderen Ländern und Orten, wohin mich der Zufall oder der Gang des Lebens geführt hat. Ich will daher in dieſem Kapitel mancherlei Erinnerungen vereinigen ohne Rückſicht auf Zeit und Ort, ohne Rückſicht auf chronologiſche oder ſynchroniſtiſche Erzählung, wie ſie ſonſt dem Gelehrten geziemt, vorausgeſetzt, daß ich mich als populärer Schriftſteller dieſem Stande zuzählen darf.

Es will mich immer bedünken, als ob es ohne volle, Kenntnis Italiens eine Unmöglichkeit wäre, zu einem reifen vollkommenen Urteil in Sachen der Kunſt zu gelangen. Italien

befreit uns von der Einseitigkeit, befreit uns von der Kleinlichkeit der Betrachtung, von dem Verweilen und sich genügen lassen an Nebendingen; Italien lehrt uns den Blick auf das wirklich Schöne richten und dieses verstehen und erkennen gewissermaßen durch alles Bei- und Nebenwerk hindurch. Gewiß kann man ein Kunstkenner sein und werden, auch ohne Italien gesehen zu haben, man kann sich auf Technik, Kostüm, Geschichte und was sonst zur sogenannten Kunstwissenschaft gehört, verstehen, aber erst Italien macht unser Urteil rein und umfassend, läutert unseren Blick, läßt ihn in das Wesen eindringen, erschließt ihn für Form und Farbe, für die Schönheit des Menschen und der Natur. Und mit solcher Wirkung verschafft es uns zum Verständnis die tiefe innige Liebe des Schönen und in der Vereinigung beider den Hoch- und Vollgenuß der Kunst, der doch das Endziel ist und sein soll.

Ich weiß, daß ich heute mit dieser, fast möchte ich sagen, kühn und offen ausgesprochenen Ansicht auf Widerspruch stoße, auf Widerspruch bei denen, welche die Kunstkenntnis archäologisch betreiben, denen ein Gemälde des frühen Mittelalters höher steht als das Werk eines der großen Italiener der Renaissance, auf Widerspruch bei den Kunstfreunden, die ihren Ruhm im Besitz der Holländer suchen, sowie bei denen, welche Geschmack an der allerneuesten Kunstrichtung im Gebiete der Malerei finden. Allein meine Ansicht ist meine eigene Erfahrung, die Erfahrung meines Lebens, und ihr verdanke ich ebenso die Unbefangenheit, die Freiheit der Betrachtung, wie den stets neuen, immer gleichen Genuß dessen, was wirklich schön ist, einerlei, welcher Zeit, welcher Schule, welchem Lande, welchem Künstler oder welchem Zweige der Kunst es angehört. Solche Fähigkeit, so weit ich sie besitze und gewonnen habe, hat mich erst Italien gelehrt.

Das gilt im allgemeinen von meiner Art, die Dinge zu

betrachten, ob es nun ein Bild, eine Statue, ein Gefäß, ein Schmuck oder was immer ſei. Zuweilen iſt mir die Erleuchtung in Italien wie über Nacht gekommen, einmal ſogar buchſtäblich. Ich habe immer Freude gehabt an dem, was man hiſtoriſche Landſchaft nennt, und doch galt ſie immer als hohl, unwahr, langweilig und was man ſonſt alles Üble von ihr zu ſagen pflegt. In Sicilien lernte ich ihre Wahrheit und Schönheit verſtehen. Wir hatten in Palermo wundervolle Tage erlebt. Wir hatten von da noch bei Tageslicht die zerriſſene, ſchluchtenreiche Gegend von Termini mit ihrer Räuberromantik durchfahren und waren ſpät abends, ſchon bei völliger Nacht in Girgenti angekommen. Zur Höhe der Stadt hinanfahrend, hatten wir nichts geſehen als den ſternenfunkelnden Himmel, an dem gerade ein heller Komet leuchtete. Morgens in aller Frühe — es war faſt noch Nacht, da ich aufſtand — ſtieß ich die Balkonthüren meines Zimmers auf und erkannte, daß ich mich am Rande der Stadt auf ziemlicher Höhe befand. Ich hatte völlig freie Ausſicht über ein weites, langſam abfallendes Gelände; die Ausſicht ſo frei, als eben die beginnende Dämmerung es geſtattete. Ich ſah in die Ferne wie in einen zarten Nebel hinein. Allmählich traten die Formen heraus; ich ſah die Ebene mit einzelnen zerſtreuten Bäumen bedeckt, ich ſah die Ruinen des alten Agrigent, die Tempel, die einzelnen noch ſtehenden Säulen, die Trümmerhaufen; ich ſah das Gefilde in langen Linien zum Meere hinablaufen. In dieſem Anblick, der immer klarer und klarer wurde, kam es wie eine Erleuchtung über mich. Da lag ſie zu meinen Füßen, die wirkliche hiſtoriſche Landſchaft, wahr und echt, geſchichtlich wie künſtleriſch. Ich begriff, wie die alten Meiſter zu ihrer idealen Landſchaft gekommen ſind; ich begriff Pouſſin und Claude, die ich doch ſchon ſo geliebt hatte, ich konnte und durfte ſie lieben als echte und wahre

Natur. Was in dieſer großen und ſo einfachen Natur der Ebene von Girgenti ausgeſprochen lag, der Ernſt, die feierliche Stille, die Erinnerung an die Geſchichte und ihre berühmten Ereigniſſe, die ſich auf dieſem klaſſiſchen Boden abgeſpielt hatten, die Überreſte einer klaſſiſchen Kunſt, nicht wenig vielleicht die Öde, die Vergeſſenheit, die menſchenleere Einſamkeit, das ſtellte ſich in einem Blick, in einem Gedanken vereinigt als hiſtoriſche Landſchaft dar, um nie wieder dem Gedächtnis zu entſchwinden.

Es iſt mir faſt ähnlich mit der ſogenannten Stimmungslandſchaft gegangen. Kritiker proſaiſchen Schlages, nüchterne Landſchaftsmaler haben ſo oft geleugnet, daß es ſo etwas wie Stimmung, d. h. ſo etwas wie poetiſchen intimen Reiz in der Landſchaft gebe, die Natur habe das nicht, und unſere Empfindung, unſer Gefühl lege das nur hinein; es ſei darum ungehörig, falſch und unwahr, wenn der Maler dergleichen anſtrebe. Wie oft habe ich manch liebes, reizendes, poetiſch empfundenes Bild als Stimmungsbild achſelzuckend verurteilen geſehen! Nun hat die Landſchaft wohl verſchiedenen Charakter, wir nennen ſie erhaben, großartig, ſanft und was nicht ſonſt, es wird das nicht geleugnet, aber unter ſolchen Charakterzügen findet ſich auch derjenige, den wir Stimmung nennen, wahr und wirklich. Was unſer Auge nicht ſehen will, unſer Verſtand abzuleugnen verſucht, das zeigt uns die Photographie, die doch nur wiedergiebt, was in der Natur vorhanden iſt. Und wie viele ſtimmungsvolle, poetiſch reizende Bilder hat ſie uns geſchaffen, ſtille Thäler, das geheimnisvolle Dunkel des Waldes, den einſamen Winkel im tiefen Grunde, alles übergoſſen mit dem Zauber, den wir Stimmung nennen. Was das menſchliche Auge nicht entdeckt oder nicht ſehen will, findet das Auge des Apparates heraus und giebt es wieder mit überzeugender Treue. Heute iſt auch

die Stimmung bereits Schlagwort in der Landſchaftsmalerei geworden, ſie muß freilich auch manche leichte Mache verdecken.

Doch ich kehre noch eine Weile nach Sicilien zurück. Ich war damals, als wir Sicilien beſuchten (im Herbſte 1882), bereits mit meinem Buche über den Garten beſchäftigt; ich ſammelte Gedanken und Vorſtellungen, trug ſie nach Gewohnheit lange im Kopfe herum und ließ ſie ſo langſam reifen und Geſtaltung gewinnen. Was mir bis dahin gefehlt hatte, war die Anſchauung ſüdlicher Gärten, des italieniſchen Gartens überhaupt, insbeſondere auch jenes, wo die langen und ſchwanken, wiegenden Zweige der Palme ſich mit den ſtrengen Linien und der ſymmetriſch gebildeten Form der Koniferen vereinen, wo die Säule der Cypreſſe hoch und gerade aus dem Gebüſche der Lorbeeren emporſteigt und die Tafelpinie über dem dunklen Laubwald und den goldenen Früchten der Zitronen und Orangen in vereinzelter Majeſtät ihr breites Haupt auf rohrartig ſchlankem Stamme in den blauen Lüften ſchweben läßt. Ich hatte bisher mich hineingelebt in den nordiſchen Garten, wie ich bereits erzählt habe, ich kannte den franzöſiſchen Garten wie den engliſchen oder landſchaftlichen, ich wußte beider Schönheiten und Eigentümlichkeiten zu ſchätzen, aber vom eigentlichen italieniſchen Garten war mir nur eine unklare Vorſtellung aus einem früheren, nicht ausreichenden Beſuche Italiens geblieben. Dieſer neue Aufenthalt, welcher ein volles halbes Jahr von Oktober 1882 bis Ende April 1883 dauerte, obwohl vorzugsweiſe der Wiedererlangung der Geſundheit beſtimmt, ſollte mir nun die Kenntnis des einen und die Klärung des anderen verſchaffen, und ſo geſchah es denn auch. Die Wirkung für die Geſundheit folgte ſpäter; der Gewinn für Geiſt und Gemüt — denn es knüpft ſich an den Aufenthalt in Rom und Florenz liebe

und dauernde Freundschaft — war zunächst der vorzüglichere. Mit äußerstem Vergnügen denke ich an so manche römische Tage zurück.

Was mich in Sicilien in Verbindung mit meinem Studium zu sehen gelüstete, das erfreute unsere Freunde, mit denen wir die Fahrt gemeinsam machten, Familie Seegen, um der Schönheit und Originalität willen. So fuhren wir denn fleißig von Palermo hinaus zu den Villen und Gärten der Conca d'Oro, zur Favorita mit ihrem im alten Stil wohlerhaltenen Garten, zur Villa Belmonte am Monte Pellegrino, vor allem zum Garten Tasca, der von moderner Benützung südlicher Vegetation wohl das schönste und lehrreichste Beispiel bildet. Wir kamen dabei auch zur Villa Patagonia, jener phantastischen Ausgeburt eines verschrobenen Sonderlings, welche Goethe einer ausführlichen Beschreibung in seiner italienischen Reise gewürdigt hat. Alles war noch wie damals vor hundert Jahren, die sonderbar verzierten Gemächer, die zahllosen Büsten von Fratzen und menschlichen Karikaturen, welche die Mauern besetzten oder sonst umherstanden, und als ob diese Schnurren und Wunderlichkeiten ihren Einfluß auf die Bewohner in dreifacher Generation geübt hätten, sahen sie kaum minder wie Karikaturen menschlicher Gestalten aus. Wenigstens als wir abfuhren, lief uns im schnellsten Lauftempo bettelnd eine Horde alter, scheußlicher Weibergestalten nach, „der Drachen alte Brut", Megären wie aus der antiken Hexenwelt. Kaum konnten unsre Pferde ihnen entgehen, so rasch liefen sie mit fliegenden Gewändern und aufgelöstem Haar neben unserem Wagen einher. Nur einige unter sie geworfene Geldstücke hemmten ihren Lauf und befreiten uns von dem widerlichen Anblick.

Gar reizende Bilder boten die Gärten Siciliens überall, und zwar nicht bloß solche, wo die südliche Vegetation, die

in ihrem Reichtum über den ſpäten Herbſt hinwegtäuſchte, den Charakter bildete, ſondern auch ſolche, wo Garten und Architektur ſei es ſchon von der Anlage oder durch die Zeit zu einem lieblichen Geſamtbilde zuſammengewachſen waren, zu einem Bilde, an welchem Kunſt und Natur gleichen Anteil hatten. Ganz beſonders haben ſich bekanntlich die Sarazenen darauf verſtanden und verſtehen es noch; allein das Wenige, was von ihren Bauten in Sicilien übriggeblieben, die erſt unter den Normannen und ihren Architekten erbauten Hochpaläſte der Kuba und Ziſa ſtehen nackt und leer, ohne noch in ihrer Umgebung eine Andeutung zu geben von den Gärten, welche ſie einſt umblühten.

An die Stelle der ſarazeniſchen Gartenkünſtler ſcheinen in den folgenden Jahrhunderten die Mönche getreten zu ſein, denn nach dem, was von ihren Kloſtergärten aus früherer Zeit noch übrig iſt, kann man erſehen, daß ſie nicht bloß die Üppigkeit der Natur walten ließen, ſondern daß ſie auch mit Verſtand und Liebe Architektur und Vegetation zu reizenden Kunſtgebilden zu vereinen wußten. So gedenke ich faſt noch mit dem gleichen Entzücken der Erinnerung wie bei dem Anblick ſelber, des Kloſterhofes der Benediktiner in Catania, der einen luſtig und reich gebauten Pavillon aus weißem Marmor inmitten eines Roſengartens mit gleichen Arkaden über erhöhten Stufen umſchließt. Heute ſind die Mönche verſchwunden; Lehranſtalten haben ihre Stätte eingenommen, aber die Schönheit deſſen, was ſie geſchaffen, iſt trotz des Mangels an Pflege unverwüſtlich geblieben. Und wie gut war der Ort gewählt. Tritt man durch die Arkaden ins Freie, das iſt in einen zweiten offenen, auf den Lavamaſſen errichteten Garten, ſo hat man eine Ausſicht, eine der ſchönſten und blühendſten der Welt, eine lachende Ebene, deren Hintergrund der breite Ätna mit ſeinem grünen Gürtel und ſeinem weißen Schneehaupte bildet.

Ein anderes Bild, das mir in lebendiger Erinnerung geblieben, ist der Garten der Eremiten in Palermo in der Nähe des alten Königspalastes der Normannen und Hohenstaufen, auch nur eine Ruine, eine Ruine mit sarazenisch-gotischen Bogen, umwuchert, umrankt, umblüht von Schlingpflanzen und duftendem Gesträuch, von der Kunst wieder in seinem Verfall der Natur zurückgegeben, fast möchte man sagen glücklicherweise. Und wie viele solcher Bilder giebt es nicht, in denen die Üppigkeit der Natur die an sich schon malerische Architektur mit ihrem Wechsel schwarzer und weißer, vielmehr goldiger Steinlagen aus ihrem Verfall aufs neue zur Kunst erhoben hat!

Brachte mir Sicilien die Anschauung südlicher palmengeschmückter Gärten, so lernte ich danach den spezifisch italienischen Garten, wie vorzugsweise Mittelitalien ihn geschaffen hat und noch lehrreich besitzt, in der Umgegend Roms kennen. Dem Garten Borgheſe, Ludoviſi, den Gärten Aldobrandini in Frascati, Este in Tivoli, Albani und Doria Pamfili vor den Mauern Roms und anderen machten wir eifrig Besuche. Alle diese Gärten, obwohl zum Teil auf ebenem oder doch wenig bewegtem Boden, zum Teil an den Bergen und Hügeln gelegen, haben doch das Gemeinsame, daß sie einem bestimmten Prinzip unterworfen sind. Es sind gewissermaßen architektonische Kunstwerke, von Architekten angelegt, einem großen Plane unterworfen, in eins verbunden mit der bedeutenden Villa, wie die römischen Großen in der Zeit der Renaissance und später sie erbauen ließen. Bei ihrer in geraden Linien gehaltenen Anlage ist ihre Wirkung stets machtvoll und am mächtigsten dann, wenn sie in Terrassen an der Höhe des Berges hinansteigen. Rauschende, stürzende, springende Gewässer geben Leben dem einfachen Bilde, zahlreiche Werke der Plastik in Figuren und Gruppen, zum Teil Überreste der

klaſſiſchen Zeit, Trümmer römiſcher Architekturen heben ſich in weißem Marmor ab von dem dunklen Grün der Steineichen oder ſonſtigen immergrünen Gebüſches, dazwiſchen in reizendem Kontraſt, zu ſelten und ſparſam faſt, der Frühling ſein zartes, lichtes Gelbgrün der jungen Blätter einſäet. Wir waren eben lange genug in Rom, um das noch zu ſehen.

Alles das vereinigt bildet ein aus Natur, Architektur und Plaſtik zuſammengeſetztes Kunſtwerk, das ſich von ſeinem ſpäteren Nachfolger, dem franzöſiſchen Garten, dadurch unterſcheidet, daß der Natur nicht in dem gleichen Maße Zwang angelegt wird. Auch da, wo der engere Garten von der Villa und dem anſtoßenden Parterre in den Hain übergeht, weite, faſt waldartige, doch licht gehaltene Flächen, geht ein großer Zug durch den italieniſchen Garten, ſo bei der Villa Borgheſe, bei der Villa Doria Pamfili, die mit ihren mächtigen alten Bäumen, mit ihren Raſenflächen — wer hätte nicht am Montag die Anemonenwieſe von Doria beſucht! — mitten im Winter den Eindruck eines der Frühlingsentfaltung entgegengehenden Parkes machen.

Wie vieles davon iſt heute geſchwunden, ein unnützes Opfer für die Spekulation der Baugeſellſchaften, die ſich ſelbſt mit ihrer Zerſtörungswut nur den Untergang gegraben haben, das ruinenreiche Rom mit neuen Ruinen in unerhörtem Maße erfüllend. So iſt Ludoviſi mit der Reihe ſeiner uralten wundervollen Cypreſſen verſchwunden. Manches hat auch der Eifer der Archäologen vernichtet in ihrem Wiſſensdrange, von dem die Welt keinen anderen Genuß hat als die trockene Beſtimmung dieſes oder jenes Platzes, dieſes oder jenes klaſſiſchen Gebäudes. So iſt mitten unter Backſtein-Trümmerhaufen nur ein Stücklein übriggeblieben von dem einſt ſo ſchönen Farneſiſchen Terraſſengarten am Palatin. Die Zeit, wenn ſie, frei waltend, ihre Vernichtung angelegt, ſo hat ſie das

Zerfallende mit grünem Schmuck umhüllt und, was die Kunſt geſchaffen, in romantiſche Scenerie umgewandelt. Heute iſt das in Rom und bei Rom alles nackt und kahl, Backſteinhaufen, zuweilen höchſt gewaltig, aus denen unſere Phantaſie ſich den glänzenden Palaſt zuſammenſetzen ſoll. So ſieht es auf dem Palatin aus, dem Hügel der kaiſerlichen Paläſte und ſpäter ſchöner Villen und Gärten, ein Erdhügel, auf dem ſo zu ſagen kein Gras mehr wächſt. Ganze Stadtquartiere mit hunderten palaſtartiger Häuſer, unbewohnt, großenteils unfertig, ohne Dach, mit leeren Fenſterhöhlen, und „des Himmels Wolken ſchauen hoch hinein", ſo ſtehen ſie da, ein Monument unſerer ſpekulierenden Zeit, ſchon Ruine, ehe nur der Bau fertig war, öde und verlaſſen oder nie bewohnt.

Vor fünfzehn Jahren hatten glücklicherweiſe nur die Archäologen erſt Spaten und Hacke angeſetzt, ihr ideales Ziel verfolgend, und ſo hatten wir noch den vollen Genuß der alten Gärten, wie ſie die Kunſt und auch die Zeit nach ihr geſchaffen haben. Ihr Beſuch, der uns unendlichen Genuß gewährte, iſt auch meiner litterariſchen Thätigkeit zu gute gekommen, denn er hat mich in den Stand geſetzt, meine Gedanken über Geſchichte und Kunſt des Gartens zu ergänzen und niederzuſchreiben. So iſt mein Gartenbuch alsbald danach entſtanden, nachdem ich den Inhalt zuerſt in den Vorleſungen des öſterreichiſchen Muſeums vorgetragen hatte.

Doch genug von Italien. So ſehr es mir widerſtrebte, von dem zu ſchreiben und zu erzählen, wovon ſo viele der Beſten geſchrieben und erzählt haben, ſo konnte ich doch nicht umhin, den Eindruck und Einfluß eines Landes ganz zu übergehen, das mir in mehrfachem und längerem Aufenthalte unendlichen Genuß verſchafft und in entſcheidendſter Weiſe auf meine Kunſtanſchauungen ſowie auf meine Arbeiten und Be-

ſtrebungen ſelbſt im Amte beſtimmend eingewirkt hat. Italien hat mich gelehrt, den Blick auf das Schöne und Ewige zu richten, es hat mich frei und unbefangen jedem Kunſtwerk gegenüber gemacht. Ich glaube, ſo weit ich das ſelber beurteilen kann und ſoll: es hat mich ſicher gemacht gegen die Strömungen des Tages, frei von Vorurteilen wie von Antipathien. Ich erkenne gern an, was realiſtiſch oder ideal was ſtiliſtiſch oder naturaliſtiſch iſt, vorausgeſetzt, daß es ſchön iſt, und das zu erkennen, verdanke ich Italien. Soll ich mein Glaubensbekenntnis vollenden, ſo bin ich überzeugt, daß Italien, ſeine Kunſt und ſeine Kunſtſchätze aus klaſſiſcher Zeit den Kunſtgeſchmack, ſo oft er in Manieriertheit, in Mode, in den Kultus des Häßlichen verſinken ſollte, immer wieder auf den Weg des Schönen und Wahren zurückführen werden. —

Von Italien führe ich den Leſer in den deutſchen Wald, in den Schwarzwald. Ich habe geſagt, daß dieſes Kapitel meiner „Erinnerungen“ gar verſchiedene Dinge vereinigen werde, nicht gerade wie ein Strauß von Blumen, denn der Inhalt wird von wenig zuſammenhängender Art ſein. Mag der Leſer das freundlichſt entſchuldigen, wenn ich ſie an dem Faden zufälliger Reiſeerlebniſſe anknüpfe. So habe ich gleich von einem Traume zu erzählen, den ich vor vielen, vielen Jahren im Schwarzwald erlebte. Von einem Traume? Warum nicht. Iſt die Traumdeuterei doch heute ein Teil der Pſychologie geworden, und namhafte Philoſophen beſchäftigen ſich mit ihr und ſuchen dem Traumleben wiſſenſchaftlich beizukommen.

Es war an einem heißen Sonntagmorgen im Auguſt des reichen Weinjahres 1846 auf jener Fußreiſe, von der ich bereits im zweiten Kapitel geſprochen habe. Wir kamen früh von Calw in das Thal der Nagold. Mein Freund und Begleiter, ein Pfälzer Theologe, hatte mich bei jener berühmten,

von Uhland beſungenen Ruine Hirſchau verlaſſen. Er wanderte nordwärts, meiner Fürſorge entlaſſen, um, leichtſinnig wie er war, erhitzt vom Gehen im Sonnenbrande, in die kühle Nagold zu ſteigen und im nächſten Dorfe wochenlang im Fieber liegen zu bleiben. Nach Monaten erſt erfuhr ich davon. Mein Weg führte mich ſüdwärts im Thal der Nagold hinauf. Ich hatte einen ſtarken Tagesmarſch vor und wanderte der Hitze ungeachtet in gutem Schritt voran, um etwa noch in der Dämmerung mein Ziel für die Nacht zu erreichen. Meine Karte, die mich auf dieſen mir unbekannten Pfaden geleitete, hatte mir ein Wirtshaus verzeichnet, das etwa noch vor völliger Dunkelheit zu erreichen war. Ich erreichte es auch, fand es aber ein wenig anders, als ich es vermutet und erwartet hatte. Es war ein kleines Gebäude, mehr verfallene Hütte als Haus, einſam gelegen, etwas abſeits der Heerſtraße, ringsum dicht von dunklem Wald umgeben. Es hätte in einem Räuberroman ganz gut Figur gemacht. Was thun? Wohl oder übel, ich mußte hinein und mir ein Nachtquartier erbitten. Nach Landesſitte mit einer großen Schüſſel ſaurer Milch erquickt, begab ich mich zur Ruhe in mein im oberen Stock gelegenes Kämmerlein, ein ſchmales kleines Gemach mit einem Fenſter an ſeiner Schmalſeite. Vorſichtig nach Gewohnheit verſuchte ich die dem Fenſter gegenüberliegende Thür zu ſchließen, es gab aber weder Schlüſſel noch Schloß, und ich mußte mich begnügen, die loſe Klinke eben einzudrücken. In Wirklichkeit ſtand das Zimmer offen für jedermann.

Die Situation war ein wenig unheimlich, indeſſen ich dachte an die Schauermär von dem dicken Pfarrer und ſeinem Schulmeiſter Bakel und wie der Schrecken ſo glücklich abgelaufen, legte mich wandermüde ins Bett, mit dem Geſicht gegen die Wand gekehrt, „und dieſes bei mir denkend, ſchlief

ich ein". Ich weiß nicht, wie lange ich geſchlafen — Nacht war es ſchon lange geweſen — da ſah ich ein altes Weib neben meinem Bette ſtehen, ſcheußlicher, abſchreckender, als ich es je geſehen, ſelbſt in Sicilien bei der Villa Patagonia, wie ich oben erzählt habe. Soll ich es ſchildern? Ich könnte es, denn ich habe es noch heute nach fünfzig Jahren in voller Erinnerung. Doch nein! Das Weib beugte das violettblaue Geſicht über mein Bett zu mir herüber und ſah mich den mit grünen, rötlich glimmenden Triefaugen wie drohend an. Ich war mir ſofort klar, ſelbſt im Schlafe, daß dieſe Schauergeſtalt nur das Gebilde eines Traumes ſei. Ich verſuchte mich ſelber aufzuwecken, und es gelang. Ich drehte mich nach vorn um, aber ſiehe, die Geſtalt ſtand vor meinen wachen Augen am Bett und glotzte mich an. Schon begannen die Haare ſich emporzurichten und eine kalte Gänſehaut überlief mich. „Aber es kann doch nur eine optiſche Täuſchung ſein", dachte ich, ſtand auf, um das Gebilde zu greifen, das vor mir zurückwich. Alsbald erfaßte ich es, und was ergriff ich? Den runden Kachelofen, der vom Monde von oben bis unten hell beſchienen war. In dieſes Licht hatte ich das Geſchöpf meines Traumes, das mir auch wachend noch im Hirn und Auge geblieben war, hinein verſetzt. Die Sache war völlig klar, zumal wenn ich dabei an die Art meines Nachteſſens dachte. Ich ſchlief ruhig wieder ein und blieb unbehelligt die ganze Nacht. Ich hatte ſie ja bei den Leuten zugebracht, von denen ſchon der alte Graf Eberhard im Barte geſagt hatte, er dürfe kühnlich ſein Haupt jedem Unterthan in den Schoß legen.

Viele Jahre ſpäter (es war im Jahre 1878) erlebte ich im Schwarzwald ein anderes — wie ſoll ich ſagen — Abenteuer, vielmehr eine Begegnung ſo ſonderbarer Art, daß ich ſie erzählen will, obwohl mein bißchen Eitelkeit (viel habe ich

nicht) dabei auf die Probe gestellt wird. Ich erzähle buchstäblich, wie die höchst unwahrscheinliche und doch wahre Scene sich zugetragen hat.

Ich war auf der Fahrt nach Paris zur Ausstellung. Der Nachmittag war warm und sonnig, als wir durch den Schwarzwald auf Karlsruhe fuhren. Das Coupé war fast leer, ich war müde und dachte zu schlafen, als, ich glaube in Bietigheim, drei Damen einstiegen, eine Mutter mit zwei Töchtern, hübschen blonden Kindern, offenbar noch unter den zwanzigern stehend. Sie waren ein wenig auffallend reisemäßig gekleidet, mit Tulagürteln und Tulaschmuck, und thaten sehr polyglott, so daß ich nicht gleich auf ihre Heimat schließen konnte. Ich gab mir auch weiter keine Mühe, und da ich ruhen und nicht reden wollte, so lehnte ich mich in eine Ecke und that, als ob ich schliefe. Endlich kamen wir doch ins Gespräch, die Damen fuhren nach Paris, ich desgleichen, und so ergab sich bald eine Unterhaltung, welche die Wendung auf die Kunst nahm. Die Mutter erzählte mir, daß die Töchter (wie man das nach Busch in guten Familien sich ja leicht angewöhnt) sich mit Malerei beschäftigen, eine derselben besondere Neigung für die Fayence-Malerei habe. Sie seien in Wien gewesen, hätten das österreichische Museum gesehen und die Arbeiten der Schule in der angegebenen Richtung sehr bewundert wie überhaupt das Museum. Ich gab leichthin meine Zustimmung, dachte aber nicht im mindesten daran, mich als einen Angehörigen dieser Anstalt zu erkennen zu geben. Ich hoffte ruhig durchzuschlüpfen. Unerwartet aber kamen die Damen auf den damaligen Vizedirektor des Museums zu sprechen, ohne die geringste Ahnung zu haben, daß sie sich im Moment mit demselben unterhielten. Mutter und Töchter begannen für ihn, und eigentlich nicht gerade wenig, zu schwärmen — es soll wirklich solche

ſonderbare Schwärmer geben oder gegeben haben, ich weiß es nicht. Ich dachte, das wird ſchön werden, wenn es ſo weiter geht. Die Mutter erzählte, die Töchter hätten ſo gern ſeine Bekanntſchaft zu machen gewünſcht, und ſie habe immer geſagt, ihr werdet ihn gewiß einmal auf der Reiſe treffen. O ahnungsvolles Gemüte! Ja, antwortete ich, das iſt leicht möglich, denn er reiſt ziemlich viel, ſo jetzt nach Paris. Da hielt ich es an der Zeit, der Sache ein Ende zu machen, zog ſachte meine Karte hervor und übergab ſie den Damen, ohne ein Wort zu ſagen. Das kleine Tableau, das darauf hin im Coupé entſtand, will ich nicht weiter ſchildern. Natürlich folgten weitere Enthüllungen, und ich erfuhr, daß meine Verehrerinnen aus Prag waren, Frau und Töchter eines Patrioten von wohlbekanntem, einſt viel genanntem Namen.

Die Damen blieben einſtweilen in Straßburg, während ich direkt nach Paris weiterfuhr. Wir ſollten uns im Leben wenig wiederſehen. In Paris verfehlten wir uns. Wir ſahen uns dann einmal in Prag und im Jahre darauf in Florenz. Die Damen waren zu ſpät in Prag aufgebrochen, um mich noch in Rom zu treffen, wie wir verabredet hatten. Von den Töchtern iſt die eine jetzt an einen franzöſiſchen Schriftſteller und Novelliſten verheiratet, die jüngere, ſo viel ich weiß, lebt als Malerin ebenfalls in Paris.

Obwohl die Bekanntſchaft ſomit zu keinen näheren Beziehungen geführt hat, ſo iſt ſie mir doch um des ſeltſamen, ſo unwahrſcheinlichen Zuſammentreffens willen eine liebe, heitere Erinnerung geblieben. Sie hatte aber doch eine weitere, nebenſächliche Folge, indem ich durch ſie mit der Familie Kirſchner, das iſt mit Oſſip Schubin und mit ihrer Schweſter Marie, der Malerin, bekannt und befreundet wurde. Wie ich denn in meiner Stellung am Muſeum ſowie nach meinem litterariſchen Rufe ſo vielen Anfragen ans nah und

fern Rede und Antwort ſtehen mußte, ſo wandte ſich auch Marie Kirſchner an mich, aufgefordert durch ihre Prager Freunde; erſt brieflich, dann kam ſie ſelber mich beſuchen. Gern folgte ich ihrer Einladung und gab ihr den freundlichen Beſuch in Lochkov zurück, wo die Familie Kirſchner auf eigenem Gute ihren gewöhnlichen Wohnſitz hatte.

Wer hatte damals je in der Welt von Lochkov gehört, wer von Oſſip Schubin außer den perſönlichen nächſten Freunden? Ein ganz gewöhnliches böhmiſches Dorf mit einem Herrenhaus, in ganz reizloſer Gegend hoch über dem Moldauthale gelegen, zu dem man auch erſt in einem guten Spaziergange gelangte, um ein wenig Ausſicht nach dem fernen Prag hin zu genießen. Und Oſſip Schubin, ein aus Turgeniew herſtammender Name, oder vielmehr Lula Kirſchner, war der Welt auch noch unbekannt. Ein paar kleine Erzählungen — ich glaube in der „Bohemia“ — war alles, was ſie bis dahin veröffentlicht hatte.

Ich war der erſte Schriftſteller, der ſich nach Lochkov verirrte. Verirrte? Nein, das kann ich nicht ſagen, denn ich war durchaus nicht an die unrechte Stelle gekommen. Mit den beiden jungen hochbegabten Damen — ich darf auch die geiſtvolle Mutter nicht vergeſſen — verlebte ich die angenehmſten Tage. Es war damals im Sommer 1882 eine harte Zeit für mich; es war der Höhepunkt meines Kopfwehleidens, für das ich Jahre lang vergebens Heilung geſucht hatte. In Lochkov vergaß ich es wenigſtens für die Zeit meines Aufenthaltes. Was thaten wir? Wir ſaßen im Garten unter dem Schatten eines großen Nußbaumes und erzählten uns Geſchichten und ließen die Unterhaltung raſchen Laufes und raſchen Wortes über alle Dinge der Welt hinüberfliegen. Das war eigentlich alles; ein bißchen Muſik, ein bißchen Malerei liefen nur ſo nebenher; kaum daß wir für einen

halbſtündigen Spaziergang den Garten verließen, um in der Zwetſchenallee zu luſtwandeln und uns Bewegung vor dem Eſſen zu ſchaffen.

Es waren ſchöne, ſtille, nicht heiße Sommertage. Jeder brachte das ſeine zu geiſtvoller Unterhaltung mit. Beide Mädchen hatten die weite Welt geſehen, waren in München, Paris, Brüſſel, Rom zuhauſe, aber Geiſt und Talent harrten der Entfaltung und der Anerkennung und leuchteten nur um ſo friſcher. Ich meinerſeits kam ihnen aus einer neuen, ihnen unbekannten Welt entgegen, voll Erfahrung und Kenntnis vieler Menſchen. Wir verſtanden uns bald, und ein paar kurze Wochen flogen eben ſo raſch wie liebenswürdig dahin. Da ich mir vorgenommen hatte, mit meiner Frau den ganzen folgenden Winter in Italien zu verleben, wie denn auch geſchah, ſo verabredeten wir uns zum Schluſſe, uns in Rom wieder zu treffen und unſeren Aufenthalt dort zu gleicher Zeit zu verbringen. Es waren die Monate Januar und Februar des Jahres 1883.

Wir trafen vor Weihnacht ein, von Neapel kommend, die Kirſchners, Mutter und beide Töchter, wenige Tage danach. Nach dem Vorausgegangenen verkehrten wir viel mit einander, doch mehr an den langen Winterabenden als auf Ausflügen oder in Sammlungen. Da hatten wir eines Tages einen heiteren Genuß, als mit Rodenbergs Rundſchau die erſte Rezenſion von Lulas erſtem Roman „Ehre“ erſchien. Der Verfaſſer der überaus günſtig gehaltenen Rezenſion vermutete in Oſſip Schubin nicht ein ſechsundzwanzigjähriges Mädchen, ſondern einen alten öſterreichiſchen Diplomaten, der in aller Welt und aller Herren Länder zuhauſe ſei. Wir lachten viel über den Irrtum. Lula arbeitete damals gerade ihren zweiten Roman „Unter uns“, der bekanntlich in Rom ſpielt. Da ſie einen beſtimmten Platz für das in demſelben vorkommende

Duell brauchte, so empfahl ich ihr die gotische Kapellenruine an der Via Appia gegenüber dem Grabmal der Cäcilia Metella. Das gab Veranlassung zu einem hübschen Nachmittagsausflug, an dem außer meiner Frau auch eine schöne und geistvolle Amerikanerin aus der Bostoner Gesellschaft teilnahm, eine Bildhauerin nach ihrer Wahl. Die Arme, schon damals leidend, ist ein Opfer ihrer Schönheit geworden. Sie hatte wundervolles, reiches nußbraunes Haar von solcher Länge und Fülle, daß es, aufgelöst, sie wie ein Mantel bis auf den Boden umgab. Da wir gut bekannt wurden, so machte sie uns das Vergnügen, es zuweilen aufzulösen. Wie gesagt, es war ihr Unglück; sie konnte es nicht tragen und ertragen und litt darunter. Als brustkrank war sie schon nach Rom gekommen. Mit Kirschners verlebten wir auch die Karnevalstage, die damals noch viel Reiz boten und viel Schönheit und Kunst und Witz aufwandten, und wir hatten mitten im Getümmel der Blumenschlacht sowie am Moccoli-Abend viel Spaß und Ergötzen. Was Rom an fremder und heimischer Schönheit aufzuweisen hatte, beteiligte sich mit Passion auf Wagen, Balkonen oder von den Fenstern aus. Es war ein Blumenregen in der Luft wie ein Schneegestöber. Vom Festzuge erinnere ich mich einer überaus eleganten und reizenden Gruppe, ein in Rosa und Weiß überkleideter Wagen, in welchem paarweise nach Größe und Alter aufsteigend eine Schar der lieblichsten Kinder in Rosa und Weiß saßen, während Kutscher und Reiter auf den Pferden die Gestalt ebenfalls rot und weißgekleideter Störche hatten, alles aufs feinste und eleganteste hergestellt. Wie es hieß, war es die Schöpfung englischer Maler.

Erst längere Zeit nach uns kehrten Kirschners aus Italien zurück und waren dann in Wien unsere Gäste.

Später haben uns verschiedene Lebenswege auseinandergeführt, doch denke ich mit Vergnügen zurück an die mit dem hochbegabten Schwesternpaar gemeinsam verlebten Zeiten und Momente.

Es ist mir leider oft so im Leben gegangen, daß ich mich liebgewordener Freunde nur kurze Zeit erfreuen konnte, sei es, daß der Tod sie abgerufen, sei es, daß ihr Beruf sie von Wien fortgeführt hat oder daß sie überhaupt nicht am gleichen Orte lebten und nur selten mir das Glück ward, sie zu sehen. Das erste geschah mir beispielsweise mit Hebbel, das andere mit dem Physiologen Ludwig und meinem Jugendfreunde Becker, den ich in Wien wiedergefunden hatte, um ihn alsbald aufs neue zu verlieren, da er einem Rufe als Professor der Augenheilkunde nach Heidelberg folgte. Zur dritten Art muß ich neben Henry Hymans in Brüssel insbesondere Schliemann rechnen, zu dem ich unerwartet in freundschaftliche Beziehungen trat, und zwar durch Vermittlung der „Wiener Zeitung".

Als die ersten, etwas überschwänglich gehaltenen und allzu bestimmt ausgedeuteten Berichte seiner trojanischen Grabungen von Schliemann veröffentlicht wurden, entgingen dieselben weder dem Unglauben, noch dem Spotte. Insbesondere stieß er in Wien auf Widerspruch bei zwei Professoren, die, so viel ich weiß, seine Gäste am Skamandros gewesen waren und also die Gegenstände gesehen hatten. Es waren Sachau, der Orientalist, der ein Feuilleton in der „Neuen Freien Presse" dagegen schrieb, sowie Conze, der damalige Professor der Archäologie in Wien, der in einer Vorlesung im österreichischen Museum die Entdeckungen und Bemühungen Schliemanns verurteilte und es dabei an Spott nicht fehlen ließ. Man muß auch zugeben, daß wohl Schliemann selbst mit seinen dem Homer entsprechenden, allzu schnellen

Auslegungen einige Veranlaſſung dazu geboten hatte. Conze erkannte vollkommen richtig, daß die Gegenſtände, welche Schliemann gefunden hatte, mit der helleniſchen Kunſt gar nichts zu thun hatten, andererſeits aber war er ſelbſt auf falſchem Wege, indem er die Gegenſtände, die nun doch einmal da waren, für nachklaſſiſch, etwa gar türkiſch-mittelalterlichen Herkommens hielt oder vermutete, da ſie ja als ſolche ſeinem wiſſenſchaftlichen Berufe fernlagen.

Als nun die erſte bildliche Publikation in zahlreichen Photographien mit reichlichem, tagebuchartigem Text erſchien, hatte Conze die Freundlichkeit, mir das Werk zu bringen und mich über ſeine Vermutung hinſichtlich des türkiſchen Herkommens zu befragen. Ich ſah ſofort, daß hier ſo wenig wie von griechiſcher Art und Arbeit, ja weniger noch von türkiſcher oder überhaupt mittelalterlicher Entſtehung die Rede ſein könne. Die Gegenſtände ſtammten ohne Zweifel alle aus einer Zeit, die der griechiſchen Kunſt weit vorauf lag, aus einer Kultur, die wir anderswo (freilich ohne damit einen beſtimmten Zeitabſchnitt zu treffen) mit dem Worte prähiſtoriſch bezeichnen.

Die rätſelhafte Sache regte mich an. Conze hatte die Güte, das Werk, deſſen Inhalt ihn nun nicht mehr intereſſierte als vor- oder außergriechiſch, mir auf längere Zeit zu überlaſſen, und auf Grundlage desſelben ſchrieb ich eine Reihe von Artikeln für die „Wiener Zeitung“. Ohne an die Deutungen Schliemanns zu glauben, ſo wenig an das wirklich gefundene Ilion als an das Skäiſche Thor und den Schatz des Priamos, ließ ich doch der Sache volle Gerechtigkeit widerfahren. Ob nun Troja oder nicht, ſo ſchien es mir bedeutend genug, daß hier eine uralte, vor unſerer bekannten Kultur ſchon beſtandene Stadt gefunden und aufgegraben ſei, jedenfalls ein Ereignis, daß alle unſere modernen wiſſenſchaft-

lichen Forschungen noch nicht erlebt hatten. Von diesem Standpunkte aus besprach ich die Sache ernst und ausführlich.

Die Artikel, vier oder fünf, kamen ohne mein Zuthun in die Hände Schliemanns, und eines Tages erhielt ich einen Brief von ihm, acht enggeschriebene Seiten stark. Der Brief wäre wert, zur Geschichte des Schreibers und zur Geschichte der seitdem immer berühmter und bedeutender gewordenen Sache völlig abgedruckt zu werden: leider habe ich ihn so gut und sicher aufbewahrt, daß ich ihn ohne Mühe und Zeit nicht finden könnte. So zitiere ich aus der Erinnerung. Ich erwartete kaum freundliches zu vernehmen, denn ich hatte Schliemann im Anfange mit jenem Homeriker Lichtenbergs verglichen, „der sich so in den Homer eingelesen hatte, daß er statt Angenommen immer Agamemnon las". Nichtsdestoweniger dankte er freundlichst für den Ton, in welchem ich im Gegensatz zu seinen anderen Kritikern die Untersuchung gehalten hatte, sagte, daß ihn der Inhalt außerordentlich aufgeregt habe, daß er nun den prähistorischen Dingen nachgehen und deshalb eine Reise zu ihren Hauptsammlungen machen wolle; auf dieser Reise werde er auch nach Wien kommen und mich aufsuchen.

So geschah es denn auch. Eines Morgens, wenige Wochen danach, ganz in der Frühe — ich hatte eben meine Arbeit gewohnterweise angefangen — trat er ins Zimmer, eine kleine oder fast kleine, etwas vorgebeugte Gestalt mit rundem Kopf und forschenden Augen, in der ganzen Erscheinung etwa Eitelberger vergleichbar. Wir blieben den ganzen Tag beisammen und verstanden uns vortrefflich, sodaß wir abends, ich kann wohl sagen, als Freunde schieden. Schliemann ging, so viel ich mich erinnere, über Warschau nach Danzig und dann so weiter auf der Suche und dem Studium der genannten Altertümer. Erst später brachte ihn dieses Studium

mit der bekannten prähiſtoriſchen Größe, mit Virchow, in Verbindung. Ich hatte von dieſem Standpunkte aus weiter kein wiſſenſchaftliches Intereſſe an der Sache, verfolgte aber doch die fernere Entwicklung der Ausgrabungen am Helleſpont mit regem Anteil.

Verſchiedene Briefe gingen noch zwiſchen uns hin und her. Geſehen habe ich Schliemann nur noch ein einziges Mal. Es war in Paris im Sommer der Weltausſtellung 1878. Er war nach London gegangen zu Einkäufen für ſein neues Haus in Athen und mußte zurück über Paris, wo mich damals die Ausſtellung längere Zeit feſthielt. Er reiſte ſchnell, und wir hatten kaum noch Zeit zu einem Rendezvous. Ich ſuchte ihn in ſeinem Abſteigequartier auf, das er ſich in einem ſeiner Häuſer am Boulevard Saint Michel vorbehalten hatte, und fand ihn einigermaßen in Unruhe, denn er erwartete ſchlechte Nachrichten von Hauſe. Seine Frau, wie er mir ſagte, habe das — ich weiß nicht wievielte Buch der Ilias auswendig gelernt und ſei darüber leidend geworden. Indeſſen, die ſchlechten Nachrichten kamen nicht und wir gingen zuſammen ſpeiſen ins „Grand Hotel Louvre". Als wir geendet, ſagte er: Jetzt müſſen wir in die Sorbonne gehen, den großen Stanley zu hören, der dort in feierlicher Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft einen Vortrag halten ſollte. Stanley war eben von ſeiner Durchquerung des dunklen Weltteiles zurückgekommen. Wir gingen alſo, hörten den großen Stanley; dann ſchieden wir, um uns leider nicht wiederzuſehen.

Hatte ich Stanley auch nur aus gewiſſer Entfernung geſehen und gehört, ſo blieb mir ſeine äußere Erſcheinung doch in ſo guter Erinnerung, daß ich ihn immer ſehe, wenn ich von ihm leſe und höre. Auch das erachte ich für Gewinn.

Glücklicher war ich mit einer anderen berühmten Per-

ſönlichkeit, deren ich ſchon einmal gedacht habe, mit der Kaiſerin Eugenie. Bei dem Ruhme, deſſen ſich dieſe hohe, vielgefeierte Dame erfreute, war es ſchon Genuß und Befriedigung für uns Sterbliche niederer Sphären, ſie ganz in der Nähe, in aller Pracht und in vollem Glanze ihrer Schönheit zu ſehen, wie es uns damals bei der Weltausſtellung des Jahres 1867 gelegentlich der Preisverteilung geſchah. Elf Jahre ſpäter ſollte ich das Vergnügen noch beſſer haben. Freilich war ſie nicht mehr die Herrſcherin, nicht mehr die Herrſcherin über Frankreich, über Geiſt, Talent und Schönheit, der alles huldigend zu Füßen lag. Das Kaiſertum war geſtürzt, Thron und Reich verloren gegangen, der Gemahl geſtorben, ſie ſelbſt eine Verbannte, in der Fremde lebend, nur der Sohn, die Hoffnung einer Zukunft, lebte noch.

Da kam ſie eines Tages, ihre Freunde beſuchend, nach Wien (1878). Ich war nicht lange vorher von der Pariſer Ausſtellung zurückgekommen und wohnte allein auf dem Schloß Liechtenſtein, während meine Familie noch zu Traunkirchen in der Sommerfriſche weilte. Da wurde mir der Beſuch der Kaiſerin in der Liechtenſtein-Galerie angekündigt, die damals noch unter meiner Aufſicht ſtand. Ich hatte ſie demnach zu empfangen und zu geleiten. Ich war begierig ſie wiederzuſehen. Ein Dezennium, und was für eine Zeit, war über ihre Schönheit dahingegangen; war ſie noch dieſelbe? Sie kam, begleitet von einer Dame und dem Grafen Hans Wilczek, der mich ihr vorſtellte. Er mochte ihr in ſeiner guten Meinung vielleicht einiges von mir mitgeteilt haben, denn ſie zeigte mir große Freundlichkeit, die wohl in ähnlichem Falle dem unbekannten Direktor einer Privatgalerie nicht gleich zu Teil wird.

Die Kaiſerin war ſchwarz gekleidet vom Kopf bis zum Fuß. Unter dem ſchwarzen Hut quoll das berühmte lichte Goldhaar dicht hervor; die Zeit war darüber ſpurlos hinweg-

gegangen, nicht ein einziges weißes Haar war darin zu ſehen. Das Antlitz, tadellos rein, hatte doch bereits die Friſche der Haut verloren. Nicht groß, doch keine ſchlanke Erſcheinung mehr, wie ſie früher geweſen, hatte ſie nun entſchieden an Fülle und Rundung gewonnen. Immerhin war ſie auch in dieſer Veränderung die ſchöne Frau geblieben, wenn ſie auch nicht mehr den Reiz einer harmoniſch vollendeten Erſcheinung beſaß, wie ſie ihn in der Blüte ihrer Jahre und ihres Glückes gehabt hatte. Eines aber war ihr völlig geblieben, der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, ihres gewinnenden Lächelns, das Wunder ihrer Augen und ihres Blickes. Wenn wir zuſammen vor einem Bilde ſtanden und ſie ſich auf eine Bemerkung zu mir wandte, ſchlug ſie die langen Wimpern empor und enthüllte einen charme der Augen und des Antlitzes — ich gebrauche ungern das fremde Wort — von unvergleichlichem Reize. Ich habe in langem und ziemlich bewegtem Leben manches ſchöne Auge geiſtvoller Frauen geſehen, aber keines, das dem Zauber dieſer tiefblauen Augen nur ähnlich geweſen wäre.

Unſer Geſpräch bezog ſich natürlich zumeiſt auf die Bilder der Galerie, und ich fand die Kaiſerin in dieſen Dingen hinlänglich verſiert und geübten Blickes, wie es ja auch bei der Kunſtliebe des napoleoniſchen Hofes und dem perſönlichen Verkehr mit Künſtlern und Kunſtgelehrten nicht anders zu erwarten ſtand. Auch ſonſt zeigte ſie ſich unterrichtet. Unter anderem machte ich ſie auf ein Porträt aufmerkſam, das der Tradition nach einen franzöſiſchen Marſchall darſtellen ſolle. Als ich ihr ſagte, ich wiſſe nicht, welcher Marſchall das Original ſei, ſann ſie einen Augenblick nach und meinte dann in beſcheidener Weiſe: „Ich glaube, es iſt der Herzog von Berwick.“ Die Bemerkung war auch richtig; es war ein Stuartgeſicht, das Bild des berühmten Sohnes Jakobs II. Stuart.

Die Kaiſerin blieb etwa eine Stunde und verabſchiedete ſich alsdann in freundlichſter Weiſe. Geſehen habe ich ſie noch einmal, wenige Tage danach. Ich fuhr, vom Muſeum kommend, im offenen Tramway-Wagen zur Südbahn. Ich ſaß am Rande in Gedanken verloren, als mir zwei Hofequipagen entgegenkamen und ich aus der erſten einen überaus freundlichen Gruß empfing. Es war die Kaiſerin, die mich wieder erkannt hatte. Die flüchtige Stunde, die ich mit ihr verlebt habe, möchte ich nicht aus dem Muſeum meiner Erinnerungen ausſtreichen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Beſuch in Rumänien.

„Tritt herein zu der Thüre
Und erleuchte das Zimmer ganz.
Grüße rings und entführe
Alle Herzen in Himmelsglanz.

Vor dir gehet ein Schweigen,
Um dich anzumelden im Saal,
Und das Feld iſt dein eigen
Eh' du noch aufgetreten einmal."

In der lieblichen Cocumella, eine Viertelſtunde abſeits von Sorrent, dem gemütlichſten Albergo weit und breit am Golf von Neapel, haben wir uns für eine gute Weile niedergelaſſen. Ein paar Monate hindurch haben wir geſehen und geſehen, was eben in Italien bis hinunter nach Neapel an Kunſt und Natur zu ſehen iſt. Die Zeit iſt gekommen, die von Bildern überfüllte Seele ausruhen zu laſſen und die müden Augen am Grün der Orangenhaine neu zu ſtärken. Und wo könnte das beſſer geſchehen als an dieſem Orte ſtillen Friedens, zu dem der Lärm der Straße nicht hereindringt.

Heute freilich — ein seltener Fall auf unserer Reise — regnet es in Strömen, und das nahe Meer brauset und brandet im Sturme. Dort vor uns liegt Neapel, aber wir sehen es nicht, dort zur Seite Cap Miseno und die Inseln Procida und Ischia mit dem hohen Epomeo, hinter dem wir an guten Tagen die Sonne glühend versinken sehen, aber Regen und Nebel verdecken sie. Wir sehen den grauen Himmel, das graue, schäumende Meer und zu unseren Füßen von hoher Terrasse herab das dunkle Grün der dichtbelaubten Bäume, von denen der Sturm die goldenen Früchte hinabwirft. An solchen Tagen ist es auch in der Cocumella ungemütlich. Es ist ein Tag, an dem man gerne bei sich Einkehr hält und die Gedanken auf die Vergangenheit richtet und in seinen Erinnerungen lebt. In solcher Stimmung rufe ich auch meine „Erinnerungen" wieder hervor und versuche, ob mir das Gedächtnis treu geblieben ist.

Die Gedanken führen mich rasch von dannen in weite, weite Ferne. Ich sehe mich eine unabsehbare grüne Ebene durcheilen, selten sehe ich eine Ortschaft, selten ein vereinzeltes weißleuchtendes Haus am fernen niedrigen Horizont; gesegnete Kornfelder liegen — nicht „vom Segen gebogen", sondern vom Regen der letzten Tage gedrückt am Boden; hier und da ein Sumpf, von Röhricht umgeben, von Enten bevölkert; weidende Horden von Pferden zahllos auf der weiten Fläche, Herden von Gänsen auf den Dorffluren. Es ist nachmittags, die Junisonne sticht und brütet, die Luft zittert vor Hitze, das Licht flirrt und flittert. Es ist ein Bild aus Ungarns Ebene zwischen Donau und Theiß.

Meine Reise geht nach Rumänien, von Wien aus quer durch Ungarn und Siebenbürgen. Ich mache für einen Tag Halt in Großwardein. Es gelüstet mich einmal eine echt ungarische Stadt zu sehen, denn das mir wohlbekannte Buda-

peſt iſt längſt zur europäiſchen Stadt geworden. Es iſt ein Sonntag, und ich hoffe die männliche wie weibliche Bevölkerung ſonntäglich in nationaler Tracht zu ſehen. Aber ich bin in beider Beziehung getäuſcht; es iſt zwar Sonntag, aber wenig davon zu merken. Vor meinem Gaſthaus ſtehen ländliche Wagen mit kleinen, grauen, unanſehnlichen Pferden beſpannt, mit Kirſchen gefüllt, die von ihrer Begleitung in Körbe verpackt werden, wohl zur Verſendung mit der Eiſenbahn. Die Begleitung mit langen Schafpelzen und in ſchmutziger weiter Leinentracht — freilich iſt auch dieſe national — ſieht völlig werktäglich aus. Ich gehe die langen und breiten Straßen entlang, komme über die Brücke in die eigentliche Stadt auf den breiten Marktplatz, auch hier geſchäftiges Leben wie an einem gewöhnlichen Markttage. Der ganze Platz iſt mit Buden gefüllt, mit Eßwaaren, Kleidungsſtücken und Gebrauchsgegenſtänden aller Art, alles Volk, Verkäufer wie Käufer, durchaus nicht feſtlich gekleidet. Ich ſetze mich vor ein Kaffeehaus und beobachte das Treiben. Allmählich gegen Mittag leert ſich der Platz, die Buden verſchwinden, Waare und Verkäufer mit ihnen. Langſam kommt nun die ſtädtiſche Bevölkerung zum Vorſchein, wohl ſonntäglich gekleidet, aber auch modiſch, europäiſch, ohne Spur von nationalem Charakter. Es war nachmittags in den gewöhnlichen Stunden des Spazierganges nicht anders. So hatte ich wohl eine ungariſche Stadt geſehen, aber nicht gefunden, was ich geſucht hatte. Die Täuſchung war mein.

Spät nach Mitternacht ging die Fahrt weiter. Als nach wenigen Stunden des Schlafes das Morgenlicht mich weckte, befand ich mich ſchon im Gebirge Siebenbürgens und ſah zu meinem nicht geringen Erſtaunen mich wie in das alte Dacien verſetzt. Träumte ich mich zurück in die alten philologiſchen Zeiten, da ich die Bilder auf der Trajansſäule ſtudierte? Da

waren sie ja, dieselben runden hölzernen, mit spitzem Strohdach gedeckten Häuser, welche die besiegten Dacier selber anzündeten. Völlig treu und unverändert hatte sich der nationale Typus erhalten. In Kronstadt hatte ich eine andere Gelegenheit zu sehen, wie fest alte Sitte und Gewohnheit sich durch die Jahrhunderte bewahrt, eine Kleinigkeit nur, aber sie scheint mir charakteristisch und bemerkenswert. Hier ist das Land der Siebenbürger Sachsen, deren Vorfahren, wenn mein wissenschaftliches Gedächtnis nicht trügt, schon im 13. Jahrhundert aus Niedersachsen und Westfalen einwanderten. Sie sind also aus meinem engeren Heimatlande gekommen. Nun hatten wir als Knaben die Sitte, wenn wir in Wald und Wiese Erdbeeren pflücken gingen, aus einer glatten Weide ein Stück Rinde herauszuschneiden und das zu einem Körbchen für unsere Erdbeeren zusammenzubiegen. Ich habe dergleichen nie und nirgends wieder gesehen; so oft Erdbeeren in den Eisenbahn-Stationen angeboten wurden, lagen sie in kleinen grünen Fichtenkörbchen, auf weißen Papierschälchen oder sonstwie. Hier vor Kronstadt auf dem Bahnhof sah ich unerwartet unsere heimische Sitte wieder: Ganz in denselben Gefäßen aus Weidenrinde boten die Frauen ihre Erdbeeren zum Kaufe an. Ohne Zweifel hatten die Sachsen schon eine uralte Sitte bei ihrer Wanderung aus der Heimat mitgebracht, und ihre Nachkommen hatten wie die Sprache, so auch diese Sitte treu bewahrt.

Ich war nachmittags noch rechtzeitig in Kronstadt angekommen, um die schöne Lage der Stadt im Kranz ihrer grünen Berge sehen und bewundern zu können. Ich möchte sie mit Salzburg vergleichen, nur fehlt ihr der Strom, der jene berühmte Stadt durchzieht. Minder schön und bedeutend ist das Innere von Kronstadt — eine vergrößerte Landstadt mit viel ländlichem Geschäft und Verkehr. Ländlich war auch

mein Wirtshaus, Hotel darf ich kaum sagen, trotzdem es das beste sein sollte. Es nannte sich „zum schwarzen Adler", wenn ich nicht irre. Ich mußte an das alte Volkslied denken:

„Es steht ein Wirtshaus an der Lahn,
Da kehren viele Fuhrleut an."

Gerade so war es: Einfahrt und Hof standen voller Fuhrmannswagen. Fast hätte auch die Fortsetzung des Liedes gepaßt:

„Die Wirtin schenkt vom Besten
Und setzt ihn vor den Gästen",

denn es war wirklich eine wunderschöne junge Wirtin im Hause, und der Wein war vom besten, nur war sie es nicht, die ihn einschenkte und kredenzte. Es war eine sehr untergeordnete männliche Persönlichkeit, die mir Speise und Trank auf das Zimmer brachte; ein Speiselokal für Gentlemen schien es nicht zu geben. Aber, wie gesagt, der Wein war gut, das Essen war gut, das Bett war reinlich und gut, und so machte sich auch eine Nacht bei den Fuhrleuten im „schwarzen Adler".

„Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht,
Die Glock' schlägt drei,
Der Fuhrmann hebt sich von der Streu."

Fast so früh mußte auch ich das Bett verlassen, denn es war weit hinaus zum Bahnhof, und der Zug, der mich nach Rumänien hineinbringen sollte, ging in ungewöhnlich früher Stunde ab. Das Wetter war kalt und unfreundlich, und ein leichter Sprühregen begann, als wir aus der tafelplatten fruchtbaren Ebene in den Tömös-Paß, langsam steigend, einfuhren. Ein enges, aber wunderschönes Alpenthal nahm uns auf, ein frisch grüner Wald, Wiesen dazwischen, mit Blumen übersäet, daß es in den Waggon

hineinduftete. Noch ein langer Tunnel und wir waren am Predeal, der Grenzſtation, inmitten einer großartigen Hochgebirgsnatur. Paßreviſion, Gepäcksnnterſuchung, dieſe Plagen europäiſcher Kultur, gab es auch hier im fernen Oſten; ſie blieben auch dem zahlreichen, national buntgekleideten Landvolke nicht erſpart, das faſt die alleinigen Inſaſſen des Zuges gebildet hatte und hier, beladen mit ſchweren Bündeln, die Grenze überſchritt — eine ſeltſame Erſcheinung in dieſer Einöde. Raſch ging es nun zwiſchen hohen, auf der Spitze noch mit Schnee bedeckten Bergen im Thal der rauſchenden Prahova hinunter. Der Regen hatte aufgehört, und ich konnte, wie flüchtig auch immer, mit raſchem Blick eine Vorſtellung vom arbeitenden Landvolk nnd der Eigentümlichkeit ihrer Häuſer mit der vorgebauten, von Säulen geſtützten Veranda gewinnen. Eine halbe Stunde noch und ich war in Sinaja, dem Ziel meiner Reiſe.

Was mich in dieſe mir ſo ferne Gegend hinführte, in der ich doch eigentlich nichts zu ſehen und zu ſuchen hatte, war eine Einladung des königlichen Paares von Rumänien, für einige Zeit ihr Gaſt im Schloſſe Peleſch zu ſein. Der Einladnng waren manche Beziehungen voraufgegangen: Ich hatte König Karl ſchon als Knaben gekannt, als ich im fürſtlichen Hauſe Solms lebte, ich hatte ihn in Düſſeldorf wie in Dresden geſehen, wo er auf der Schule war, nnd wie er der Freund meines Zöglings Bernhard war, ſo Prinzeß Eliſabeth Wied die beſte Freundin meiner Schülerin Eliſabeth Solms. Damals nnd ſpäter lernte ich auch verſchiedene Geſchwiſter des Königs nnd andere Angehörige und Verwandte beider Familien kennen, ſo daß die Königin einmal äußerte: Wir haben ſo viele gemeinſame Freunde. Mehrmals hatten König nnd Königin das öſterreichiſche Muſeum unter meiner Führung beſucht. Eine Beziehung anderer Art

war durch meine „Kunst im Hause“ geschaffen worden, welche für die Bauart und die Ausstattung des Schlosses Pelesch zur künstlerischen Leitung gedient hat. So hatte sich auch ein geistiges Band hergestellt, und ich durfte wohl darauf rechnen, ein gern gesehener Gast auf Pelesch zu sein. Niemals aber hätte ich erwartet, mit einer solchen Liebenswürdigkeit und Freundschaft aufgenommen und mit dem gleichen Vertrauen geehrt zu werden, wie es mir in der That zu unvergeßlichem Andenken und unbegrenzter Verehrung zu Teil geworden. Eben dieser Umstand aber — so will es mir erscheinen — legt mir die Pflicht erhöhter Reserve auf, wie sie dem Gast ohnehin zukommt. Es widerstrebt mir, von Dingen zu sprechen, die ich zwar nicht unter dem Siegel des Geheimnisses erfahren habe, aber doch in intimem und vertraulichem Gespräche. So werde ich viel Interessantes verschweigen, ja das beste für mich behalten und nur einfach erzählen, was ich in Rumänien erlebt und gesehen habe.

Romantisch im gewöhnlichen Sinne kann man die Gegend nicht nennen, in welcher das rumänische Königspaar sich seinen Sommersitz erbaut hat; hier giebt es keine Ruinen, keine Burgen, keine mit getürmten Mauern umgebenen Städte, nur auf lichter, niederer Höhe ein kleines Kloster, das in alte Zeiten hinaufreicht. Es war hier Wildnis, ehe Karl und Elisabeth, damals noch Fürsten, in diese Gegend kamen aus dem heißen, fieberschwülen Bukarest, Frische, Kühlung, Wald und Waldesduft, Erholung und Gesundheit zu suchen. Und an frischer Bergluft fehlt es nicht. Bis zu sechs- und achttausend Fuß steigen die umliegenden Berge in die Höhe. Oben sieht man noch Schnee im Hochsommer: dort hausen noch Bären und horsten Adler im Felsgestein, während die untere Hälfte der Berge von einem üppigen Wald, fast einem Urwald von Buchen und Tannen umgeben ist. Von Norden

herab fließt die Prahova raſchen Laufes, und dort, wo heute der Sommerort Sinaja liegt, unterhalb des Kloſters Sinai, nimmt ſie einen waſſerreichen Wildbach auf, den Peleſch, der, vom hohen Bucegi aus Felſen hervorbrechend, durch Schluchten und Wald über Felſen und umgeſtürzte Bäume ſeinen wilden Lauf in die Tiefe nimmt. Sagen und Märchen begleiten ihn von der Quelle bis zum Sturze in die Prahova.

Flüchtend vor der Sommerſchwüle der Ebene kam das Fürſtenpaar hier herauf und fand ſchlecht und recht eine Unterkunft im Kloſter, das ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach wohl als Aſyl den Wanderern, Pilgern oder Kranken in dieſer einſamen, nur von Holzhauern bewohnten und von Fuhrleuten beſuchten Gegend gedient hatte. Hier im Thale des Peleſch, eine Viertelſtunde vor der Mündung desſelben, ſollte nun das Schloß erbaut werden, das von dem Wildbach ſeinen Namen erhalten hat, während der Ort, der unten im Thal infolge der königlichen Anſiedlung entſtand, nach dem Kloſter benannt wurde.

Aber die Sache ging nicht ſo leicht. Woher Baumaterial nehmen? Woher die Baulente ſchaffen in dieſer menſchenleeren, der Straßen und Wege ermangelnden Gegend? Das Thal war eng und ſchmal, die Bergwand ſteil, und es mußte ihr der Boden abgerungen werden, breit genug, um ein Schloß für eine königliche Hofhaltung darauf zu erbauen. So mußte hier weggegraben, dort angeſchüttet werden. Das geſchah von der gegenüberliegenden Seite her. Aber das Erdreich wollte nicht ſtehen; als ob die Berg- und Quellgeiſter die Eindringlinge nicht dulden wollten, ſo ſammelten ſich dahinter die Gewäſſer und ſtürzten, was angeſchüttet war, wieder in die Tiefe hinunter. Doch endlich ſiegte der Menſchengeiſt, die Quellen wurden abgeleitet, gewaltige Fundamente gelegt und das Erdreich ſtand. Nun konnte der Bau beginnen.

Immerhin brauchte er noch einige Jahre zur Vollendung. Dann kamen die Nebengebäude, wie ſie eine königliche Hofhaltung braucht, die Stallung, die Dienerwohnung, das Maſchinenhaus für die elektriſche Beleuchtung, Gewächshäuſer, Forſthaus, Schloßwache, dazu eine Blumenterraſſe mit mächtigem Springbrunnen, Teiche und ringsum der Park, der unbeſehen in den Wald übergeht. Als ich nach Sinaja kam (1890), war das alles fertig und von den Sorgen und Mühen, die es gekoſtet, keine Spur mehr zu ſehen.

Wie ein Märchen liegt das Schloß an der Bergwand, mit ſeinen Türmen, Erkern, Zinnen, ſeinen Dachreitern und all dem phantaſievollen Architektur-Detail der deutſchen Renaiſſance ſich vom Grün der mächtigen Bäume abhebend, in vollſter Harmonie mit der Gebirgswelt, aus der es wie hervorgewachſen erſcheint. Und wie das Äußere, ſo iſt das Innere in dem gleichen Stile durchgeführt, reich, farbig, behaglich, wohnlich, die Fenſter alle mit Glasgemälden geſchloſſen, Plafond und Wände der Gemächer getäfelt und mit Schnitzwerk geziert, die Korridore warm und behaglich mit alten Möbeln, Kunſtwerken und zahlreichen Porträts zu angenehmem Aufenthalt ausgeſtattet.

Im Bahnhofe in Sinaja wurde ich im Namen des Königs und der Königin vom dienſtthuenden Adjutanten Oberſt Candiano, einem der Helden von Grivitza aus dem Türkenkriege, freundlichſt begrüßt und bewillkommt. Der Wagen ſtand bereit, und wir fuhren ohne Verweilen die Höhe hinan, Sinaja unter uns laſſend, durch den Vorhof des Kloſters hindurch, dann durch den Wald und den Park zum Schloſſe empor. Der erſte Eindruck konnte nicht glücklicher ſein. Mein Zimmer war ein großes Gemach mit gemütlichem Erkereinbau, mit Bärenfellen auf dem Boden, deren Träger oben die Berge bewohnt hatten. Ich öffnete das Fenſter,

TAYLOR INST. OXFORD

die Sonne war durchgedrungen und beleuchtete die Bergwand vor mir und die üppigen, gewaltigen Bäume, und Finken und Amseln sangen, den Fremden heimatlich grüßend, die Luft atmete erfrischend Tannengeruch und Waldesduft. So war ich denn im Königspalast einquartiert, während ich die Nacht vorher so zu sagen bei den Fuhrleuten zugebracht hatte.

Ich hatte nicht lange zu warten, bis mich der König holen ließ, der mich dann zur Königin führte, nachdem wir fast eine Stunde lebhaft verplaudert hatten. Ich fand den König ungealtert und unverändert so, wie ich ihn das letztemal im österreichischen Museum gesehen hatte, minder die Königin. Sie hatte eine lange Krankheit überstanden und gar trauriges erlebt, und beides hatte tiefe Spuren hinterlassen. Die kurzgeschnittenen Haare wären leicht ergraut und die Züge des geistvollen Gesichtes schärfer geworden. Sonst aber, wie ich mich im Laufe der Tage überzeugen sollte, waren Geist und Körper gleich frisch und beweglich, der Körper selbst kräftig genug zu Spaziergängen auf wilden Wegen über die Berge, der Geist lebendig, heiter, fast bis zum Übermut. Sie hätte vielen davon abgeben können und noch genug übrig behalten.

Als ich ihr schönes Zimmer betrat („da ist ein Fenster darin so groß, als ob keines da wäre"), saß sie an einem Tischchen und malte an einem großen Pergamentblatte, denn Carmen Sylva, die Dichterin, hat auch dieses Talent nebst noch anderen, die ich auch noch kennen lernen sollte. Wie der König sich wieder entfernte, kamen die jungen Hoffräulein, eine nach der anderen, den längst erwarteten und, wie es scheint, vielbesprochenen Gast zu sehen und zu begrüßen: Helene Vacaresco, Zoë Miculesco und Katharina Theodory, zu denen ich noch ein Fräulein Sekulitsch nennen muß, das

öfter von Sinaja herauf zu Beſuch kam. Alle, ausgenommen Fräulein Vacaresco, waren in Muſik und Geſang in Wien durch Leſchetitzky und Gänsbacher ausgebildet. Helene Vacaresco war in Paris erzogen worden und teilte die litterariſchen und poetiſchen Neigungen der Königin, mit der ſie auch gemeinſam arbeitete, eine der anderen Dichtungen, je nachdem, ins Franzöſiſche oder Deutſche überſetzend. Die junge Rumänin hatte ſich bereits in Paris einen Namen als Poetin gemacht, bevor ſie zur Königin gekommen war. In Rumänien hatte ſie auf den Gütern ihres Vaters aus dem Munde von Weibern, Zigeunern und Cobzaren, den herumziehenden Volksſängern, eine Menge höchſt eigentümlicher, zumeiſt tief melancholiſcher oder trauriger Lieder geſammelt, welche von Carmen Sylva überſetzt und unter dem Titel: „Der Rhapſode der Dimbovitza“ herausgegeben waren. In der That machen ſie nach ihrer freien Form mehr den Eindruck geſprochener Geſänge als den geſchloſſener Lieder. Fräulein Vacaresco ihrerſeits hatte die tiefgedachte Dichtung der Königin „Jehova“ ins Franzöſiſche übertragen, jedenfalls eine ſchwierige Arbeit, die nicht bloß den Poeten, ſondern auch einen im Denken gebildeten Kopf erforderte. — Doch ich greife meiner Erzählung voraus.

Die erſte von jenen jungen Damen, die ſich ſehen ließ, war das Fräulein Helene. Klein von Geſtalt, kaum hübſch zu nennen, dunkel von Augen und Haaren, mit einer Stirne, hinter der Gedanken arbeiteten, ſtill und beſcheiden, ſo kam ſie aus einem verhängten Erker hervor, wo ſie im Zimmer der Königin ihren Arbeitsplatz hatte. „Das iſt mein Brunnen“, ſagte die Königin, „da ziehe ich alles heraus.“ Als dann auch die anderen Damen gekommen waren und der Sekretär der Königin, Herr Schäfer, ein Elſäßer, gab es eine lebhafte Unterhaltung, bis das Glockenzeichen die Geſellſchaft zum

Dejeuner rief. Dort beim Dejeuner lernte ich auch den Erbprinzen Ferdinand kennen.

Nach der Hausordnung nahm ein jeder das erſte Frühſtück für ſich in ſeinem Zimmer, zu welcher Stunde er wollte. Die Königin war die Erſte, oder ich will lieber ſagen, die Früheſte. Sie ſtand ſchon auf, wenn alles noch in tiefem Schlafe lag und Nacht oder Dämmerung die Erde deckte, zündete ſich ihre Lampe an und arbeitete. Es war auch wohl die einzige Zeit, wo ſie, frei von den Pflichten ihrer Stellung, in Einſamkeit und Stille Carmen Sylva ſein konnte. Um ein Uhr war das gemeinſame Dejeuner, um ſieben oder halb acht das Diner, zu welchem Toilette gemacht wurde. Gewöhnlich kamen wir in der Frühe um zehn Uhr zuſammen, meiſt auf der Terraſſe oder bei ſchlechtem Wetter in den Zimmern der Königin. Von dem Momente gehörte ich mir nicht mehr ſelber an bis abends elf Uhr, mit Ausnahme der Zeit von drei bis vier oder bis gegen fünf, da jedermann ruhen durfte. Um fünf Uhr war Thee, der aber häufig, wenn das Wetter es erlaubte, bei Ausflügen außerhalb genommen wurde. Nach dem Diner ging man in den Salon zum türkiſchen Kaffee, die Herren ſodann ins Billardzimmer oder ſie ſetzten ſich zum Kartenſpiel, während die Damen ſich in das Muſikzimmer begaben zum Muſizieren, Plaudern oder Vorleſen. Da ich nicht Karten ſpielte, ſo ſchloß ich mich den Damen an.

Das Dejeuner war eigentlich die Hauptmahlzeit, quantitativ und qualitativ, und zwar aus dem Grunde, weil zur Mittagsſtunde die Gäſte aus Bukareſt kommen und abends wieder in der Stadt zurück ſein konnten. Dann wurde auch wohl bei beſonderem Anlaß das Dejeuner in eine feierliche Tafel verwandelt, z. B. als ein neuer türkiſcher Geſandter ſeine Antrittsaudienz hatte. Zu ſolcher Gelegenheit wurde

alles aufgeboten, mit Blumen, Tafelgeschirr und persönlicher Zier die Sache so festlich wie möglich zu machen, und es war wirklich wunderhübsch in der reichgeschnitzten Architektur und Dekoration des Speisesaales. Zur Abendtafel kamen nur Gäste, welche ihren Sommerwohnsitz in Sinaja hatten, wie die Diplomaten, die dem Hofe gefolgt waren.

So waren wir des Abends gewöhnlich die geringere Zahl beim Essen, und Speise und Trank waren beschränkter. Bei festlichen Gelegenheiten trugen die Königin und ihre Damen stets die rumänische Nationaltracht. Ich kann nicht gerade sagen, daß sie trotz ihres Reichtums, ihres Schleiers und ihrer Goldstickerei gut kleidete; jedenfalls sah sie nicht imponierend aus, und bei kleinen Damen zumal war man doch immer an die wenn auch reich gekleidete Bäuerin erinnert. Es gab dem Feste wohl etwas Besonderes, ich sah aber doch die Königin lieber in eleganter moderner Kleidung. Wenn sie so in den Salon eintrat, während die Herren rechts, die Damen links die Majestäten vor dem Mahle erwarteten, dann mußte ich immer an das schöne Gedicht von Rückert denken dessen erste Verse diesem Kapitel voranstehen.

Für gewöhnlich saßen beim Mahle mittags wie abends König und Königin neben einander: zur anderen Seite der Königin saß der Prinz, ich hatte meinen Platz zur Linken des Königs. Nur wenn besondere Gäste da waren und die Majestäten einander gegenüber saßen, kam auch ich zur Seite der Königin hinüber und saß zu ihrer Linken. Gleich am ersten Mittag, da keine weiteren Gäste da waren und die gewöhnliche Tischordnung herrschte, wandte sich die Königin zu mir und sagte: „Wir haben ein großes Attentat gegen Sie vor: wir wollen alles aus Ihnen herausziehen, was Sie in sich haben.“ Ich antwortete: „Ich werde dafür ebensoviel mit nach Hause nehmen und dort ebensoviel zu erzählen

haben.“ Ich erfuhr und merkte gar bald, daß des Königs liebſte Erholung bei ſeinem ernſten Charakter und dem Ernſte, wie er die Pflichten ſeiner Stellung nahm, in einem eingehenden, lebhaften Geſpräche beſtand, und ſo waren wir denn bei Tiſche alsbald mitten in ſolcher Unterhaltung, der kein wichtiger oder bedeutender Gegenſtand fern lag. Es war mit der Königin nicht anders, nur daß unſere Geſpräche häufig eine heitere Wendung nahmen, auch öfter litterariſche Dinge betrafen, ſelbſt wohl Familienverhältniſſe, von denen ich ja vieles in früheren Zeiten aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte. Was mich betrifft, wenn ich auch von mir ein Wörtlein ſagen darf, der ich in ſo eigentümlicher Situation mich befand, ſo hatte ich mich immer für einen guten Zuhörer gehalten, was ja auch unter Umſtänden eine Kunſt iſt, und hatte mir damit manches Herz erſchloſſen und manches Vertrauen gewonnen. Nie aber hatte ich mich für einen beſonderen Sprecher oder Erzähler gehalten. Angeregt aber durch den ſo ungewöhnlichen Aufenthalt, angeregt durch die geiſtvollen und bedeutenden Menſchen, mit denen ich lebte, wurde ich mitteilſam und gab aus, was ich zu geben hatte, ſodaß ich von der Königin das Lob eines guten Erzählers erntete.

Die Geſpräche mit dem Könige fanden aber nicht allein bei Tiſche ſtatt, ſondern oft auch auf ſeinen Spaziergängen, zu denen er mich mitnahm. Das erſte war, daß er mich durch das ganze Schloß führte von den Fundamenten und Grundgewölben herauf bis zur Spitze des Hauptturmes, von wo ein Rundblick die Überſicht gewährt über die ganze von den hohen Bergen umſchloſſene Gegend. Ein andermal wanderten wir durch den Park, beſahen die zerſtreut liegenden Nebengebäude und kamen zu dem Kloſter Sinai, in welchem wir, geführt von einem der Mönche, alle Räume betrachteten.

Die Gründung des Klosters reicht mindestens in das fünfzehnte Jahrhundert zurück, in eine Zeit, da es in dieser Wildnis nur Fuhrleute oder Holzhauer gab. Die große Straße zwischen Siebenbürgen und der Walachei ging nicht dieses Weges das Thal der Prahova hinunter wie heute, da sie durch König Karl zu einer Straße der Kultur gemacht ist, welche durch Fabriken, Villen, Ortschaften, eine Eisenbahn belebt wird. Nur das Kloster ist geblieben, wie es war, das eigentliche kleine, auf nackter Höhe über Sinaja liegende Kloster. Es ist ein ganz unansehnlicher Bau von vier hohen Mauern umgeben, über welche die schlanken Kuppeltürme emporragen, ein Bau wie eine Festung anzusehen. Die Mauern umschließen einen Hof, eine Anzahl Zellen und zwei Kirchen, von denen die größere den Laien gewidmet ist, die kleinere nur den Mönchen dient. Diese ist nur ein niederes Gemach, das von innen an die Umfassungsmauer angelehnt ist, und ebenso sind die kleinen, niedrigen, schmutzigen und übelriechenden Zellen nur wie Anhängsel an die Mauer. Von Altertümern habe ich nichts wahrgenommen, wie denn der Bau in den stereotypen griechischen Formen wohl jünger ist, als er zu sein scheint. Nicht im Kloster selbst, wohl aber in den Nebengebäuden desselben war es, wo die königliche Familie mehrere Sommer wohnte, während Schloß Pelesch sich im Bau befand.

Zu wechselvollen Spaziergängen oder Ausflügen bot die Gegend nicht viel Gelegenheit, wenn man nicht quer auf oder über die Berge wandern wollte. So geschah es einmal nachmittags von der Königin und ihren Damen, die sich für solche Wanderungen ein besonderes Kostüm angeschafft hatten. Die Gesellschaft sah phantastisch, seltsam genug aus, wenn sie so durch den Wald strich, und wer es nicht wußte, hätte in dieser Gesellschaft schwerlich die Königin von Rumänien ver-

mutet, eher noch Carmen Sylva. So ging es eines Nachmittags über den Berg hinüber, der sich zwischen Pelesch und Prahova einschiebt. Ich fuhr mit dem Könige später nach und fand die Gesellschaft bereits am Saume des Waldes auf dem Rasen bei Thee und Bier und ausgiebigem Gouter gelagert.

Wenn nur eine Spazierfahrt beabsichtigt war, so gab es dafür nur die einzige gut gehaltene Straße im Thal der Prahova. Die ganze Gesellschaft saß vereint in einem Break, der von vier buntgeschirrten, mit Schellen behangenen Rappen gezogen wurde. Nicht minder bunt und originell war der Kutscher, der mit seinem in den Landesfarben gehaltenen Kostüm eine so fremdartige, fast wilde Erscheinung bot, daß er mich lebhaft an Buffalo Bills Indianer erinnerte. Unaufhörlich sprach er während der Fahrt mit seinen Pferden. Niemals brauchte er die Peitsche, und doch ging das Fuhrwerk sausend und schellenklingelnd die Straße hinauf und hinab. Ich mußte an Carmen Sylvas schönes Gedicht von der rumänischen Post denken, wie sie auf ungebahnten Pfaden über die Heide dahinsaust. Wir hatten wenigstens gute Straße.

Mehrmals ging die Fahrt nach Busteni oder in die Gegend dieser nächsten Station. Der König war dort Gutsherr und hatte auf seinem eigenen Grund und Boden Musterhäuser für die Bauern nach nationaler Art, ein geräumiges Schulhaus und eine hübsche Kirche in griechisch-byzantinischem Stil erbaut. Wir fuhren einmal dorthin, den Thee zu nehmen; es geschah im Schulhause. Ein andermal — es war an einem Sonntag-Morgen — ging es zu jener Kirche zum Gottesdienste. Ich saß mit den Majestäten und dem Prinzen in demselben Wagen und erhielt damit auch unerwartet und unverdient meinen Teil von der Ehre, feierlichst von der Geistlichkeit vor der Kirche empfangen zu werden

und Kreuz und Buch zu küſſen, wie es Sitte iſt und wie es die Majeſtäten gethan hatten. In meiner Jugend wäre mir auch die Möglichkeit einer ſolchen Szene ſicherlich nicht eingefallen. Ich kam mir ſelber recht märchenhaft dabei vor.

Wie den Thee, ſo liebte man es auch wohl, das Dejeuner außerhalb des Schloſſes zu nehmen. Es gab Abwechslung und Unterhaltung dabei. So geſchah es eines ſchönen Tages hoch oben im Walde an Waſſerfällen des Peleſch unter überhängenden Felſen. Die Königin mit ihrer Begleitung wollte einen langen Spaziergang machen und ſollte erſt auf weiten Umwegen dahin kommen. Da ich zu ſolchem Marſche nicht disponiert war, ſo fuhr ich mit Fräulein Vacaresco dahin, d. h. ſo weit man überhaupt fahren konnte. Die Königin hatte uns ihren mit kleinen gelben Norwegern beſpannten Wagen gegeben. Der König, der beſchäftigt war, ſollte erſt mit dem Mahle ſelber kommen, wenn die Tafel gedeckt, d. h. auf dem Boden ausgebreitet war. Es war ein wunderſchöner Morgen, als ich mit der jungen Dichterin durch Park und Wald fuhr. Unſer Geſpräch entfernte ſich nicht weit von allerlei Poetiſchem, und ſie ſagte mir da in ihrer ſtillen, geiſtvollen Weiſe manch hübſches Wort. Als der Wagen nicht weiter konnte, ſtiegen wir in der Schlucht des Peleſch hinauf und ſetzten uns dann, am Ziele angekommen, auf einen geſtürzten, moosüberdeckten Baumſtamm. Wir waren die Erſten am Platze. Ich öffnete ſo zu ſagen mein Liederbuch, d. h. dasjenige, was ich im Kopfe hatte, und machte meine Begleiterin mit den ſchönſten Liedern von Eichendorff, mit „Schön Rohtraud“ und anderen Gedichten bekannt, deren ich aus alter jugendlicher Sangeszeit gar viele auswendig weiß. Während ich ihr Gilms ſchönes Gedicht von der Georgine mitteilte, kam die Königin an, und ich mußte das Gedicht wiederholen. Dann übernahm dieſe ſelbſt die Rolle poetiſcher Mit-

teilung, bis die Schar der Diener in Begleitung helfender Soldaten mit dem ganzen Apparat und dem Bestand der Mahlzeit eintraf. Bald kam auch der König „und sie erfreuten sich des köstlichen Mahles".

Sehr gern wurde das Dejeuner im Forsthause genommen, das, in Schweizer Art gebaut, eine schattige Veranda und einen geräumigen Speisesaal besaß. Auf der Veranda saßen wir öfter des Morgens, bis die Zeit des Mahles kam, heiter plaudernd, erzählend, vorlesend, die jungen Damen mit Handarbeit beschäftigt. Unter dem Dache dieses Hauses waren viele Dichtungen von Carmen Sylva entstanden, und sie liebte es besonders. Es war still und ländlich dort, fern genug vom Verkehr des Schlosses, um ungestört zu sein und in und mit der Natur und mit sich selber zu leben.

Eines Mittags waren wir wieder dort. Es war gerade am 21. Juni, an meinem Geburtstage. Ich hatte am Morgen, da ich noch beim Frühstück in meinem Zimmer saß, von König und Königin Geschenke erhalten, vom König ein großes Photographien-Album über Schloß und Gegend von Pelesch, von der Königin mehrere Photographien, Porträts ihrer selbst, nebst einer und der anderen Dichtung. Das war geschehen ohne die geringste Ahnung, welche Bedeutung der Tag für mich hatte; es war der reine Zufall. Mittags waren Gäste im Forsthause, unter anderen ein griechischer Bischof, und ich hatte meinen Platz neben der Königin. Da wurde mir ein Telegramm gebracht. „Lesen Sie nur", sagte die Königin, als ich es einstecken wollte, und als ich gelesen hatte, fragte sie teilnehmend: „Es ist doch nichts schlimmes darin?" „Nein", sagte ich, „nur eine Gratulation." — „Wozu?" — „Nur zu meinem heutigen Geburtstag, zu dem ich in der Frühe schon so schöne Geschenke erhalten habe." — „Da müssen wir anstoßen." — Und so geschah es denn. Als der König, der

uns gegenüber ſaß, das bemerkte, fragte er: „Was giebts?“ Ja ſo und ſo, Geburtstag u. ſ. w. Worauf dann das Anſtoßen und Gratulieren weiter ging und ſchließlich die Königin in ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit mir ſagte, daß ich von jetzt an jeden Geburtstag bei ihr zubringen ſolle. Ja, wer in dem Moment geahnt hätte, was ſchon im nächſten Jahre ſich ereignete! Am Abend bekam ich dann noch andere wirkliche Geburtstagsgeſchenke, die das Datum des Tages mit einem Autograph der Königin trugen. In den nachfolgenden Tagen erhielt ich noch mehrere Dichtungen von Carmen Sylva. In jedes Buch hatte ſie ſinnige Worte in ihrer großen, freien, klaren Handſchrift hineingeſchrieben.

Ohne weiter zu reflektieren, will ich noch eine andere kleine Begebenheit erzählen, die ſich bei einer Abendtafel zutrug; ich erzähle ja eben, was ich erlebt habe und in treuem Gedächtnis bewahre. Die Königin hatte mir einen jener Tintenſtifte verſprochen, mit denen Carmen Sylva zu ſchreiben pflegte und bereits geſchrieben hatte, eine Feder, welche die Tinte in ſich trägt und das Eintauchen erſpart. Es waren Gäſte da, und ich ſaß neben der Königin. Die Tafel war reich mit Blumen bedeckt, und in der Mitte des Tiſches ſprang das Brünnlein des Peleſch mit ſeinem lebendigen Waſſer ſprudelnd empor. Es war wunderſchön in der dunklen Holzarchitektur und der hellen elektriſchen Beleuchtung. Die Königin hatte den Stift mit zur Tafel gebracht, und in einer Pauſe gab ſie ihn mir und ſagte: „Verſuchen Sie!“ — Ich nahm das Menu und ſchrieb auf die Rückſeite:

„Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll . . .“

„Laſſen Sie mich fortfahren“, ſagte ſie, nahm den Stift und improviſierte, mit Rückſicht auf den plätſchernden Springbrunnen vor uns, die folgenden Verſe:

„Und der Peleſch tanzte dazu,
Aus jedem Silbertröpfchen quoll
Ein Märchen und nickte mir zu.“

Ich ſchrieb ſodann das Datum des Tages hinzu und bewahre nun Stift und Autograph von Carmen Sylva.

So verfloſſen die Tage eben ſo raſch wie angenehm, ſo ſehr angenehm, daß es mir faſt leid that, mich für einen Tag von dieſer Geſellſchaft zu trennen, um doch einen Eindruck von Bukareſt zu haben und das Palais, die königlichen Gemächer und den Teil der Bilder und Kunſtwerke des Königs zu ſehen, welche ſich nicht in Peleſch befanden. Das war freilich ein flüchtiger Beſuch, aber es war alles ſo bequem gemacht worden, daß ich in wenigen Stunden möglichſt viel zu ſehen bekam. In der Frühe ging es hinab aus den kalten Bergen, um mittags in Bukareſt brütende Schwüle und ein kurzes, aber heftiges Gewitter zu finden. Als wir im Palais ankamen — mich begleitete der Bibliothekar des Königs Herr Bachelin — ſtand ein Dejeuner bereit, nach deſſen Genuß, den einige Herren liebenswürdig mit mir teilten, wir unſere Wanderung, richtiger unſere Fahrt begannen. Ein königlicher Wagen führte uns raſch von einer Sehenswürdigkeit zur anderen, nachdem wir die Einrichtung des Palaſtes und vor allem auch die reizenden Privatgemächer zuerſt geſehen hatten. Mich intereſſierte gar mancherlei in dieſer mir wildfremden Stadt, die ruſſiſchen Kutſcher, eine religiöſe Sekte, die hier merkwürdigerweiſe wie eine Kaſte den ganzen Fahrdienſt in den Straßen inne hat, die alte wie die neue Stadt, die griechiſchen Kirchen und vor allem das Muſeum. Ich kannte zwar einen Hauptbeſitz, den Goldfund von Petroſſa, ganz genau, halb byzantiniſche, halb barbariſche Arbeiten, den man wohl als den Schatz des Oſtgoten Athanarich bezeichnet, aber es war noch ein anderes vorhanden, das mich

beſonders intereſſierte. Ich meine die Reliefs mit kriegeriſchen Szenen, welche einſt den Rundbau bei Coſtanza in der Dobrudſcha umgaben, höchſt barbariſche Werke, barbariſch nach der künſtleriſchen Arbeit, wie barbariſch nach den dargeſtellten Völkerſchaften. Damals ſtanden ſie noch ziemlich unbekannt im Garten des Muſeums, haben dann aber die Aufmerkſamkeit der Archäologen erregt und zu einer wiſſenſchaftlichen Publikation geführt. Die Herausgeber halten das Monument für ein Siegesdenkmal des Kaiſers Trajan und erklären den barbariſchen, zur Kunſt der Zeit gar nicht paſſenden Stil eben für Arbeit der Örtlichkeit. Mag ſein! Mir haben die Reliefs nach Kunſt und Koſtüm den Eindruck einer viel ſpäteren Zeit gemacht, und mir ſcheint, das letzte Wort iſt noch nicht geſprochen.

Spät nachmittags ging es wieder in die Berge zurück. Wir kamen faſt nach Schluß der Tafel an. Es waren franzöſiſche Gäſte da, und ich konnte eben noch einer kleinen Szene beiwohnen, die von den Fräulein Vacaresco und Sekulitſch auf dem hübſchen Hausttheater geſpielt wurde. Dann ſchloß der Tag wie gewöhnlich mit Muſik. Die nächſten, die letzten Tage waren wir abends allein. Sie brachten noch manches herzliche Wort zur Ausſprache. Das Scheiden wurde nicht zu ſchwer gemacht, denn es hieß: Auf Wiederkommen und ein jedes Jahr auf Wiederkommen. Ach! es ſollte nicht ſein.

Nicht lange nach meiner Abreiſe wurde die Königin wieder leidend und begab ſich noch denſelben Sommer in ein engliſches Seebad. Als ſie gegen den Herbſt geſundet zurückkam, weilte ſie, wie bekannt, mehrere Tage in Wien, um ihre Tragödie „Meiſter Manoli“, die ſie im Burgtheater zur Aufführung zu bringen wünſchte, den Schauſpielern vorzuleſen. Mir hatte ſie dieſelbe bereits in Peleſch vorgeleſen, aber damals fehlte noch der fünfte Akt, den ſie mittlerweile

vollendet hatte. Sie las zum Erſtaunen aller Zuhörer mit höchſter Vollendung, ſie las mit dem Gefühl der Dichterin und mit der Technik der Künſtlerin, aber ohne das Pathos frei und natürlich. Wer ſie gehört hat, wird die weiche, biegſame, ſo wohllautende Stimme nicht vergeſſen, nicht jenes erſterbende „Manoli“ der jungen eingemauerten Frau, das mir noch heute in den Ohren klingt.

Im nächſten Jahre wurde die Königin aufs neue von dauerndem Leiden betroffen, und ſie verließ ihr Königreich, um im milderen Klima und danach in der Ruhe ihrer heimatlichen Wälder Geneſung zu finden. In dieſer ſchweren Zeit hatte ſie noch die Liebenswürdigkeit, meiner öfter zu gedenken und mir die kleinen Dichtungen zuzuſenden, welche mittlerweile ihr reicher, nicht ruhender Geiſt geſchaffen hatte. Als ſie endlich ein paar Jahre darauf ſich ſtark und geſundet genug fühlte, um nach Rumänien zurückzukehren, ſah ich ſie auf der Heimkehr in Wien und fand ſie zu meiner Freude ſo blühend ausſehen, wie ich ſie das erſtemal im öſterreichiſchen Muſeum geſehen hatte. Mittlerweile waren auch über mich böſe Tage und Jahre gekommen, Leidenszeiten für Körper und Seele.

Sechzehntes Kapitel.

Litterariſches. Ein Frauenbild.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt,
Daß man, ach! zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt.

Lange, lange Jahre hatte ich meine alte Heimat nicht wiedergeſehen. Ich hatte keine Veranlaſſung gehabt, ſie aufzuſuchen. Eltern und Verwandte waren geſtorben oder fort-

gezogen; nicht eine Seele, nicht ein Herz, von dem ich sagen konnte, daß es mir angehöre, war dort für mich übrig geblieben. Im fremden Lande war ich heimisch geworden, so heimisch, daß ich das Gefühl hatte, in Wien geboren zu sein und hier meine Jugend verlebt zu haben, nicht in jener kleinen idyllischen Stadt. Mein Beruf hatte nie meine Gedanken dorthin gelenkt, ich lebte in Ideenkreisen, die dort nicht zu Hause waren, in einer anderen Thätigkeit, in einer anderen Welt.

Und ebenso, wer dürfte sich dort noch meiner erinnern, der ich, kaum zum Jüngling erwachsen, die Heimat auf immer verlassen hatte! Wer wußte es noch, daß ich dort im Jahre 1825 geboren war, „ein Sohn des Bürgers und Brauers Christoph Falke"? Wer hatte des Knaben geachtet, um ihn im Gedächtnis zu behalten! Zwei Generationen waren seitdem verschwunden. Die Bewohner waren andere geworden, die Regierung eine andere, das Ländchen seiner idyllischen Ruhe entrissen und gewissermaßen in die Weltgeschichte hineingeworfen worden.

Damit war auch die moderne Kultur ins Land gekommen. Man hatte sich, so zu sagen, seiner selbst erinnert, und wie anderswo hatte sich ein Verein gebildet für die Geschichte des Landes, ein Verein, an dem alles teilnimmt, was auf Bildung im Lande Anspruch erhebt. In diesem Vereine erinnerte man sich auch des landsmannschaftlichen Schriftstellers, der im Laufe der Jahre zu einigem Rufe gekommen war. So erhielt ich denn eines Tages eine Zuschrift des historischen Vereines für Lauenburg von der Hand seines Vorstandes, des Gerichtsrates Dührsen in Mölln, mit dem Ansuchen, ich möchte mit meinen Schriften dem Vereine für seine Bibliothek ein Geschenk machen.

Die Anregung — für mich ein Zufall — war genügend,

um alle die alten vergeſſenen Bilder und Erlebniſſe der Jugendzeit wieder erſtehen zu laſſen. Da ſtand es vor mir, das hübſche kleine Städtlein im Spiegel ſeines Sees und ſeiner Wälder Kranz; da ſah ich es wieder, das alte berühmte Mölln mit den Erinnerungen ſeines wunderlichen, ſagenhaften Helden, genannt Till Eulenſpiegel. Mit Vergnügen erfüllte ich den ausgeſprochenen Wunſch und ſchickte nach Mölln, was ich im Moment zur Verfügung hatte, nach und nach ergänzend mit dem, was ich erreichen konnte oder was ſpäter erſt entſtand. Manches freundliche Wort ging dabei hinüber und herüber, mancher Gruß kam von noch lebenden Freunden der Knabenzeit. So bildete ſich wieder ein dauernder Verkehr zwiſchen mir und der alten Heimat. Der Verein ſchickte mir ſeine eigenen Publikationen zur Landesgeſchichte und ernannte mich zu ſeinem Ehrenmitgliede — eine Ehre, die ich vor allen anderen Auszeichnungen ähnlicher Art ſchätzen würde, auch wenn ich ſie nicht einzig und allein mit dem grandioſen Alten von Friedrichsruhe zu teilen hätte.

Ich hatte öfter Gelegenheit, dem Vereine eine Sendung zu machen, denn auch, nachdem ich die Leitung des öſterreichiſchen Muſeums übernommen, ſetzte ich meine litterariſche Thätigkeit unvermindert fort, ja ich wurde durch meine Stellung ſelbſt zu verſchiedenen Publikationen veranlaßt. Dieſe Thätigkeit war mir wie Arbeit ſo auch Vergnügen, und wie ich ſie betrieb, konnte ich ſie auch ertragen ohne erſchöpfende Anſtrengung, welcher ich in früheren Jahren mehr als einmal erlegen war. Der Wechſel der Örtlichkeit, der Wechſel des Gegenſtandes, der Übergang von ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit zur praktiſchen im Muſeum fand mich ſtets wieder friſch und bereit. Jene gehörte den frühen Morgenſtunden an, aber da ich, einmal im Zuge, gewiſſermaßen in erhöhter Temperatur arbeitete, ſo ſchrieb ich nie länger als ein bis anderthalb

Stunden, und von vier Uhr nachmittags an hörte ſeit einem gewiſſen Alter alle geiſtige Arbeit auf. Aber dafür ging es gleichmäßig, regelmäßig jeden Tag: nulla dies sine linea. Auch ſchrieb ich erſt, wenn ich die Sache reif im Kopfe hatte, und dann ſchaffte auch die Stunde.

Da meine Schriften — ich denke, es wird manchen intereſſieren, die Art des Arbeitens zu erfahren, mir wenigſtens geht es ſo bei anderen Schriftſtellern — da meine Schriften mehr Lebenserfahrungen als Bücherſtudien ſind, ſo verlor ich mit den Vorbereitungen nicht allzu viel Zeit. Ich hatte in jungen Jahren gut vorgearbeitet und geſammelt und wußte, was ich wollte. Es gab aber auch Ausnahmen, ſo die dreibändige Geſchichte des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein und ein anderes Werk, von dem ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe zu ſprechen, die als Prachtwerk erſchienene Kulturgeſchichte von „Hellas und Rom“.

Der Anſtoß zu dieſem letzteren Werke kam mir von außen. Der Antrag verurſachte mir im Anfang einen gelinden Schrecken, wie ich wohl ſagen kann. Der Gegenſtand, zu deſſen Bearbeitung mich der Verleger W. Spemann aufforderte, reizte mich wohl, war er doch früher der Mittelpunkt meiner Studien geweſen. Aber ſo viele Jahre waren ſeitdem verfloſſen und die neuere philologiſche Litteratur war mir ziemlich unbekannt geblieben. Indeſſen die Gegenſtände, mit denen ich zu thun hatte, die litterariſche und reale Hinterlaſſenſchaft des klaſſiſchen Altertums, waren ja unverändert dieſelben, und der Streit der gelehrten Meinungen lag außerhalb meiner Aufgabe und meiner Darſtellung. So nahm ich den Antrag an, der mir Vergnügen verſprach, auf die Gefahr hin, vielleicht in den einen oder anderen Irrtum zu fallen. Und ich hatte in der That ſelber ein großes Vergnügen in der erneuerten eindringenden Beſchäftigung mit

den großen Alten, und ich denke und hoffe auch, daß einiges davon in die Darstellung übergegangen ist.

Anders stand ich gegenüber einem zweiten Werke, das mit seiner reichen Illustration den Eindruck eines Prachtwerkes macht, ohne als solches beabsichtigt zu sein, der „Geschichte der deutschen Kunstindustrie". Auch dieses ist nicht aus eigener Veranlassung entstanden, sondern infolge Aufforderung der Grote'schen Verlagshandlung in Berlin, zu deren großem Unternehmen für die Geschichte der deutschen Kunst es einen Teil bilden sollte. Wenn ich der Kulturgeschichte des klassischen Altertums wohl nicht fremd, aber doch fremder geworden war, so befand ich mich der Geschichte der deutschen Kunstindustrie gegenüber auf dem aktuellsten Boden, denn sie war nicht nur seit mindestens zwei Jahrzehnten der eigentliche, der Hauptgegenstand meiner Studien, sondern auch derjenige meines praktischen Berufes. Das Buch mußte also ebensowohl ein Werk der Lebenserfahrung wie der gelehrten Arbeit werden. Mitten in der Sache stehend und völlig Herr des Materiales für die Illustrationen, konnte ich dem Wunsche des Verlages nachkommen und den in seinem Umfange begrenzten Text in möglichst kurzer Frist niederschreiben, und dazu hatte ich keine Mühe in der Wahl und Beschaffung der Illustrationen, deren Ausführung der Verlag in glänzendster Weise besorgte. Das Buch ist das erste seiner Art insofern, als es zum erstenmale die Kunstindustrie eines Volkes als ein Ganzes betrachtet und sie kunstgeschichtlich und kulturgeschichtlich in einem geschlossenen Zuge darstellt.

Ist dieses Werk indirekt als eine aus dem österreichischen Museum hervorgegangene Arbeit zu betrachten, als ein Resultat meiner Thätigkeit an demselben, so sind andere Publikationen, welche in diese letzte Periode fallen, noch näher mit demselben verbunden. Wie ich in einem früheren Kapitel

bemerkt habe, legte ich als Direktor des Museums einen ganz besonderen Wert auf die Spezialausstellungen, deren ich jedes Jahr gewöhnlich mehrere in den Räumen des Museums veranstaltete, und suchte diese durch Vorlesungen, durch erläuternde Aufsätze, durch nachträgliche Publikationen sowie durch die Art der Kataloge so nützlich wie möglich zu machen. In dieser Weise entstanden, direkt für die Belehrung und die Anwendung in der Industrie berechnet, das Werk über Rahmen, das über die geschnitzten Reliefs in den Sammlungen des Museums, sowie als drittes ein Werk über mittelalterliche Holzmöbel. Alle drei waren so gehalten, daß die Abbildungen die Hauptsache waren, denen aber stets ein orientierender und erläuternder Text voraufging.

Ich nahm es aber nicht genau mit diesen Ausstellungen. Ich ging damit über das Gebiet der engeren Kunstindustrie hinaus, indem ich es mit als die Aufgabe des österreichischen Museums betrachtete, überhaupt Kunstwissen und Kunstverständnis zu verbreiten, und das zumal in jenen Zweigen der Kunst, welche weniger und seltener oder wohl gar nicht den Augen des Publikums vorgeführt werden. So entstanden einige ganz spezielle Ausstellungen aus dem Bereiche der vervielfältigenden Künste, eine Ausstellung für den vor Zeiten so beliebten farbigen Kupferstich, für die moderne Radierung und Lithographie, beides in jüngster Zeit neu belebte Kunstzweige, und ebenso für die einst blühende und fast vergessene Schwarz- oder Schabkunst. Ich bemühte und bestrebte mich dabei, diese Ausstellungen so lehrreich und vollständig wie möglich zu machen, das heißt vollständig nicht nach der Zahl — das wäre ja eine Unmöglichkeit gewesen — wohl aber nach den Arten und Eigenschaften. Ich darf auch wohl annehmen, daß ich in dieser Weise mannigfach Belehrung und Anregung geboten habe; ja selbst der praktische Erfolg ist

nicht ausgeblieben, denn wenn der farbige Kupferstich neuerdings bei uns wieder zur Anwendung gekommen ist, so ist das sicherlich eine Folge jener Ausstellung, die ein allseitiges Interesse erweckt hatte.

Die letzte bedeutsame Ausstellung, die ich einleitete, aber selbst nicht mehr ausführen konnte, da ich vorher meine Stellung am Museum aufgab, war die sogenannte Wiener Kongreß-Ausstellung, das heißt eine Ausstellung zur Charakteristik von Kunst und Kultur in der Empirezeit im Anschluß an den Wiener Kongreß, dessen Erinnerungen in Österreich noch so lebendig sind, um ein besonderes Interesse erwarten zu lassen. Diese Ausstellung hätte in der Reihe der historischen Ausstellungen, welche mit dem Mobiliar des Mittelalters glücklich begonnen war, erst später kommen sollen, allein auf besonderen Wunsch, den ich gerne erfüllte, ließ ich sie der Renaissance und der Zeit der Barocke vorausgehen. Ich stellte den Antrag im Kuratorium, der auch volle Zustimmung fand, ich verfaßte Programm und Plan und bildete das Komitee, fungierte als Referent in den ersten Sitzungen desselben und sendete die Einladungen zur Beschickung dieser Ausstellung an hunderte von Persönlichkeiten hinaus. Die Sache war somit vollständig eingeleitet und der Weg gebahnt, auf dem weiter gearbeitet werden konnte. Das mußte ich dem Komitee überlassen, da für mich der Moment gekommen war, wo mich Leid und Zeit veranlaßten, aus dem Museum zu scheiden, überhaupt Stellung und Thätigkeit aufzugeben.

Wenn ich, auf diesem Punkt angekommen, einen Rückblick werfe auf das, was ich bisher aus meinem Leben erzählt habe, so will es mir scheinen, als ob es den Eindruck mache, alles sei, wie bescheiden auch immer, doch glatt und eben, ohne viel Trübung verlaufen. Dem ist aber nicht so. Es ist wohl natürlich, daß man in der eigenen Lebensbeschreibung

mehr von dem ſpricht, was man erfreuliches oder bedeutendes erlebt hat, als daß man den Leſer mit ſeinen Klagen behelligt. Das Böſe daneben iſt ja keinem Sterblichen erſpart, und auch ich habe mein gut gemeſſen Teil davon zu tragen gehabt und habe es noch zu tragen. Und wenn im ganzen lange Epochen meines Lebens ohne große Störung und Trübung verfloſſen ſind, manche Tage wie helle Sterne leuchten, ſo hat dafür noch vor dem Schluſſe das Schickſal mit ſo harter und rauher Hand unerbittlich in mein Daſein eingegriffen, um vollkommen das auszugleichen, was ich etwa an Glück und Freude auf dem Lebenswege zuviel bekommen hätte. Ja mehr als das! Ging ich im ganzen frohen Mutes durch das Leben, ſo ſind auch mir die Stunden und Tage nicht erſpart geblieben, wo man an das Wort des weiſen Griechen denkt: am beſten nicht geboren zu ſein. Und dieſe Tage ſind gekommen, wie ich ſie am wenigſten erwartete, wie ich ihnen am wenigſten Widerſtand zu leiſten vermochte, da ſchon das Alter mir naheſtand, dem ich bis dahin ohne Furcht und Sorge, faſt freudigen Sinnes als der Zeit der Ruhe ins Auge geſehen hatte.

Ich hatte es wahrlich gut getroffen in der Gefährtin meines Lebens, und ich hatte mich ihres Daſeins länger denn ein Menſchenalter erfreut, ſo daß es wohl nur recht und billig geweſen wäre, in meinen Erinnerungen ein lebensvolles Bild von ihr zu entwerfen. Ich hatte auch die Abſicht und hatte die Ausführung bis zum Schluſſe aufgeſpart. Jetzt aber, da ich daran gehen will, macht mein Gefühl mich ſchwankend und ſchneidet mir die Worte ab. Es widerſtrebt mir, damit die Intimität, das Innere des Hauſes zu enthüllen, das doch nicht für die Öffentlichkeit gehört. Indeſſen, es würde vielleicht das Beſte und Schönſte dieſen Erinnerungen fehlen, wenn ich nicht von ihr Zeugnis ablegen wollte,

ſei es auch nur in kurzen Zügen, die ſo bedeutſam in meiner Entwicklung, in meinem Thun und Wirken geweſen, die meinem Leben Anmut, Reiz und Schönheit verliehen und dasſelbe mit Poeſie erfüllt hat, ſo viel ein armes Menſchenkind, wenn es glücklich iſt, davon haben kann. Sie war der Quell der Freude in guten, der Troſt in böſen Tagen.

Dem lieben alten Nürnberg, mit dem mich ſo viele Erinnerungen verknüpfen, verdanke ich auch dieſes Glück. Ich liebe die Stadt, und immer lockte ſie mich wieder von dem Momente an, da ich zum erſtenmale den Fuß auf ihr keineswegs ſanftes Straßenpflaſter ſetzte, da ich noch ein Erlanger Student und blöde im Kunſtverſtändnis der berühmten Moritz-Kapelle und ihrer Kunſtſchätze das, wie ich damals dachte, viel berühmtere „Bratwurſtglöckle“ vorzog. In ſpäteren Jahren, längere Zeit nach meiner Thätigkeit am germaniſchen Muſeum, ſollte ich zweimal ein bleibender Bewohner Nürnbergs werden. Einmal im Jahre 1871 erhielt ich die Berufung, in dieſer Stadt ein Kunſtgewerbe-Muſeum ähnlich dem öſterreichiſchen Muſeum ins Leben zu rufen. Obwohl ich Ehrgeiz genug hatte, eine zweite Stellung mit einer erſten zu vertauſchen, ſo hatte es mir Wien ſchon allzu ſehr angethan, um es verlaſſen zu können. So lehnte ich den lockenden Ruf ab und übernahm nur die Verpflichtung, einen anderen Direktor zu ſuchen und zu empfehlen. Ich fand ihn in Stegmann, den ich in Weimar aufſuchte. Ich blieb aber noch jahrelang der Vertrauensmann des eigentlichen Gründers und Stifters, des Freiherrn von Cramer-Klett, und habe noch manchen Sitzungen und Beratungen in München wie in Nürnberg in den Angelegenheiten des neuen Muſeums beigewohnt. Noch ein zweites Mal, wie geſagt, befand ich mich in Nürnberg in ganz ähnlicher Lage. Ich kam gerade von England und beſuchte einmal wieder das germaniſche

Museum. Dort war durch den Tod des Direktors Michelsen einige Verlegenheit eingetreten, und ich wurde gefragt, ob ich die Stelle als erster Direktor annehmen wolle. Ich lehnte wiederum ohne Bedenken ab, empfahl aber an meiner Stelle meinen Freund Essenwein, den Genossen unserer Wiener archäologischen Abende, einen damals bereits bewährten Kunstschriftsteller und Architekten, der schon nach wenigen Wochen die Stellung antrat und, wie bekannt, das germanische Museum bis an seinen Tod in ausgezeichneter Weise geleitet hat.

Meine Frau hatte ich in Nürnberg schon damals kennen lernen, als ich im Dienst des germanischen Museums stand. Der Zufall hatte wieder gespielt, so daß sie hat aus England, ich aus Wien kommen müssen, um uns gewissermaßen auf halbem Wege zu treffen. Eine Nürnberger Dame, die lange Zeit in England als Lehrerin gelebt hatte, gründete in ihrer Heimat ein Institut für Engländerinnen, in welchem jüngere Damen Unterricht in Sprachen, Zeichnen, Musik, ältere alleinstehende aber ein Heim wie in der Familie finden sollten. Durch Freiligrath an Professor Hofmann empfohlen, von dem ich schon oben als dem geistigen Haupte des litterarischen Vereins gesprochen habe, kamen die Damen in diese Gesellschaft. Dort fand auch ich Gelegenheit, sie kennen zu lernen, wobei ich mich für einige der jüngeren, insbesondere für zwei junge Irländerinnen zu interessieren begann, Miß Moore und Miß Stevenson.

Der Zufall führte mich zuerst mit Miß Stevenson zusammen. Wir, d. h. die Kollegen am germanischen Museum, hatten die Gewohnheit, am Sonntag Nachmittag uns in einem Kaffeegarten, wie sie zum Nürnberger Leben gehören, dem sogenannten Rohlederer in der Nähe des berühmten Johanneskirchhofs mit einigen Herren und Damen des Vereins zu-

ſammenzufinden und ein paar Stunden zu verplaudern. Zu dieſen Kaffeeſymposien wurden auch die Engländerinnen von Frau Hofmann hingeführt, und ich kam gleich das erſte Mal zu der hübſchen Miß Stevenſon zu ſitzen. Mit unzulänglichem Engliſch einerſeits und unzulänglichem Deutſch andererſeits kamen wir doch bald in ein lebhaftes Geſpräch, deſſen Gegenſtand das Ideal unſerer künftigen Wohnung war. Damals ahnten wir gar wenig, daß dieſe Wohnung einmal für uns beide dieſelbe ſein würde.

Indeſſen, ohne Zweifel, wir hatten Gefallen an einander gefunden und die ſcharfſinnige Frau Hofmann ſah gar bald, daß hier ſich ein feſter Faden ſpinnen ließe, und ſie war freundlichſt bemüht, uns weiter zuſammenzuführen. Bald wußten wir auch ſelber ohne die Sonntage „beim Rohlederer" uns zu treffen, und wenn ich nachmittags um 4 Uhr, „ledig aller Pflicht", meinen Weg vom damaligen Muſeumshauſe über Burg und Stadtgraben nahm, begegnete ich drüben — natürlich rein zufällig — zwei jungen Engländerinnen mit übermütig luſtigen Augen, die auf und abgingen, als ob ſie jemand erwarteten. Da dauerte es denn auch nicht lange. Wir ſaßen wieder einmal in heiterer Geſellſchaft bei Hofmanns nebeneinander, und ehe die Punſchbowle geleert war, fand ich mich mit Miß Emma Stevenſon aus Dublin ſtill und heimlich verlobt.

Der Punſch hatte es nicht gethan. Ich war mir vollkommen bewußt, welchen Schatz ich für das Leben gewinnen würde. Obwohl ich damals nicht in der Lage war, gleich ein eigenes Heim zu gründen, meinte ich doch, ich müſſe das Glück nicht vorüberfliegen laſſen, ich müſſe es haſchen und feſthalten bis auf den rechten Tag, der ohne Zweifel kommen werde. Ich vertraute, wie ſchon öfter, meinem Stern, und ich hatte es um ſo weniger zu bereuen, als ſchon nach einem

halben Jahre die Anſtalt wieder einging und die Damen jung und alt nach England zurückkehrten.

Nicht die eigentümliche Schönheit war es ſo ſehr, was mich an meine junge Irländerin feſſelte, obwohl ich in dieſer Beziehung vollauf befriedigt ſein konnte, als die Munterkeit ihres Weſens, die Friſche und Originalität ihres Geiſtes. Der Abſtammung nach den drei Nationen Britanniens angehörend, obwohl in Dublin geboren, vereinigte ſie in ſich die Hauptzüge ihrer verſchiedenen Charaktere, die Heiterkeit, den Witz und Humor des Irländers, den Ernſt und den praktiſchen Sinn des Engländers, die fabulierende Phantaſie, die poetiſche Anlage des Schotten. Irish fun, den luſtigen Spaß der Irländer, beſaß ſie in hohem Grade. Immer zu Scherz und Lachen aufgelegt, konnte ſie ſelber mit ihren Späßen und Witzen eine Geſellſchaft ſtundenlang im Lachen erhalten, und unglücklich war ſie, wenn ſie dabei nicht auf die rechte Stimmung ſtieß. „Heute will aber auch niemand lachen“, hieß es dann.

Mit dem praktiſchen Talent der Engländerin hatte ſie gar bald alle Schwierigkeiten der deutſchen und Wiener Haushaltung überwunden, die ihr doch ſo fremdartig waren, zumal als ſie erſt — und das ging ſchnell genug — die deutſche Sprache mit dem vollen Wortſchatze bis auf das Küchenlatein beherrſchte. Aber in ihrer Haushaltung blieb ſie ganz Engländerin; ſie ordnete an, befahl, aber meinte nicht gleich der deutſchen Hausfrau, daß ſie alles mit eigener Hand thun müſſe, daß nichts gut ſei, wobei ſie nicht die eigenen Hände im Spiele gehabt habe. Die Wirtſchaft ging ſtill, ruhig, gelaſſen, ohne daß man das Geknarre und Geräuſche des Räderwerks vernahm. Niemals wurde ich dadurch geſtört. Kamen ſchwere Zeiten über uns, wie ſie ja keinem Menſchen erſpart bleiben, ſo war ſie die Tröſterin, die Pflegerin, die

ſorgende Mutter, die niemals Mut und Hoffnung verlor. Und als Mutter dreier heranwachſender, höchſt eigenwilliger, temperamentvoller Knaben hatte ſie wohl einen harten Stand. Anſpielend auf Cornelia, die Mutter der Gracchen, nannte ſie ſich wohl deshalb die Mutter der Drachen. Wiederum in guten Zeiten verſtand ſie es, aus dem kleinſten Anlaß ein großes Vergnügen zu ſchöpfen und zu bereiten. Es war zugleich Talent und Genügſamkeit und der Frohſinn ihrer Natur.

Ihr ſchottiſches Erbteil dagegen war ihre Leidenſchaft für Poeſie und Litteratur. Sie las und dachte viel und liebte den Umgang mit litterariſch oder wiſſenſchaftlich bedeutenden Menſchen. Verbunden mit einem Manne, dem die Beſchäftigung mit der Kunſt zum Berufe geworden war, konnte gerade ihr dieſe Seite des Lebens nicht fremd bleiben, hätte ihr nicht ſchon für alles Schöne die Natur einen empfänglichen Sinn mitgegeben. Aber ſie liebte auch das wirklich Schöne in der Kunſt, ſei es in Form, ſei es in Farbe: für den Satz: „Das Häßliche iſt das Schöne“ hatte ſie kein Verſtändnis. Immer ſinnend, wie ſie der Wohnung neuen und eigenen Reiz hinzufügen könnte, fand ſie ein großes Vergnügen darin, zu ändern, zu beſſern oder eine neue Erwerbung mit dem alten Beſitz zu vereinen. So entſtand ein Heim, das durchaus nicht ſtilgerecht war, aber Reiz in Fülle bot und nach ſeiner Art ganz unſer war. Und wir hatten das Glück, lange Jahre ungeſtört in denſelben nicht zu kleinen Räumen bleiben zu können.

Aber trotz dieſes ausgeſprochenen Sinnes für die Schönheit in Natur, Leben und Kunſt behielten doch Poeſie und Litteratur den erſten Platz in ihrem Intereſſe, und ein wirklich gutes Buch, ob engliſch oder deutſch, ſtand ihrer Neigung am nächſten. Und es war nicht die leichteſte Lek-

türe, die ſie ſuchte. Es mußte dabei zu denken ſein. So gehörten Browning, der philoſophiſche Dichter, und Emmerſon, der dichteriſche Philoſoph, zu ihren Lieblingen. So wie ſie aber des Deutſchen ſich ſo weit bemächtigt hatte, um keine Schwierigkeit zu finden, ſtand Goethe bis an ihren Tod in aller Liebe obenan. Sie konnte ſich an einem guten Roman aufrichtig erfreuen, aber feſſeln und tief ergreifen ließ ſie ſich von ernſterer Litteratur, zumal von den Klaſſikern, von Homer und Heſiod, von Plato und Epictet und Plutarch in ſeinen philoſophiſchen Schriften. Wie ernſt ſie es mit ſolcher Lektüre nahm, zeigen die vielen Auszüge, die ſie daraus machte. Es iſt ein Buch der Spruchweisheit, das nur der Ordnung bedürfte, um denkenden und empfindenden Menſchen willkommen zu ſein.

Bei ſolcher Neigung und ausgeſprochenem Talente konnten wohl Verſuche eigener Arbeit nicht ausbleiben. Sie hatte erfindenden Geiſt genug und ſchrieb in glücklichen Stunden mit außerordentlicher Leichtigkeit; alles, was ihrer Feder entfloß, hatte Schwung und Grazie und war eben ſo glücklich im Ausdruck wie in den Gedanken. Aber ſie kam ſelten und nur im kleinen zur Vollendung. Es war weniger die Pflicht des Hauſes, was ſie abhielt, als ihre eigenartige Natur. Sie war ein Kind des Augenblicks, eine ſpontane Natur, aus der Witz und Geiſt immer neu und eigenartig hervorſprangen, aber ſie war von der Stimmung, von der Gunſt des Augenblicks abhängig. Was ſie nicht raſch vollenden konnte, gab ſie leicht wieder auf, da ſich ſchwer die gleiche Stimmung wieder fand. Was aber ſchnell entſtand, wie z. B. ein Gelegenheitsgedicht, gelang ihr vorzüglich, ſo auch Überſetzungen deutſcher Lieder ins Engliſche, davon einmal eine Sammlung beabſichtigt war. So gerne ſie das Deutſche ſprach und las, ſo war doch gewöhnlich engliſch, was ſie ſchrieb. So auch

ihre Briefe, in denen ſie alle Liebenswürdigkeit ihres Geiſtes niederlegte. Sie ſchrieb ſie gerne und ausführlich, denn dieſe Art litterariſcher Thätigkeit diente vorzugsweiſe als Befriedigung ihres produktiven Sinnes und Bedürfniſſes. Nur einmal geſchah es, daß ſie eine größere Dichtung deutſch dachte und auch ſchrieb. Ich hatte aus Rumänien den „Rhapſoden der Dimbowitza" mitgebracht, jene Sammlung rumäniſcher Volksgeſänge, welche von Helene Vacaresco geſammelt und von Carmen Sylva ins Deutſche übertragen waren. Dieſe höchſt eigenartigen Lieder regten ſie ſo an, daß ſie eines ſchönen Morgens — es war in Alt-Auſſee — in den Wald ging und nach einigen Stunden mit einer wohl modern empfundenen, aber durchaus glücklich gelungenen Rhapſodie nach rumäniſcher Art zurückkam. Ich hatte an dem Deutſch derſelben wenig zu ändern, um es ſchulgerecht in Ordnung zu bringen. (Siehe den Anhang.)

Obwohl in ſolcher Weiſe nichts Fertiges oder Größeres zuſtande kam, gewährten uns dieſe Verſuche doch ſtets neues Vergnügen und boten eine anregende und dauernde Unterhaltung im Hauſe, ſo daß die Langeweile niemals Einkehr bei uns hielt. Zufrieden mit dem, was wir in uns und um uns hatten, brauchten wir das Glück nicht draußen zu ſuchen. Abwechslung im äußeren Leben brachten Amt und Beruf mit ihren notwendigen Reiſen, und dazu kam die Sitte der Großſtadt, welche uns zwingt, allſommerlich zur Erholung einige Wochen oder Monate auf dem Lande zuzubringen. Wir zogen regelmäßig die Seen Öſterreichs dem Hochgebirge vor. Mir widerſtrebte es, im engen Thal mit noch ſo grünen Wänden zu wohnen, an welche ſich rechts und links die Blicke ſtoßen. Ich ſah lieber in die weite Ferne, wie es die Seen geſtatten; mich erfreute das bewegte Waſſer und die ſpiegelnde Fläche mit dem ſtets neuen Spiel ihrer Lichter

und Farben. Dazu lockte der Waſſerſport, Schwimmen, Rudern, Segeln, dem die heranwachſenden Söhne mit dem größten Eifer oblagen.

In zufriedenem Heim, bei leidlicher Geſundheit und genügender Arbeitskraft kam ſo das Alter heran. Ich fürchtete es nicht; ich fürchtete nicht die Schwächen und Leiden, die es mit ſich bringt, denn in der Lebensgefährtin beſaß ich ja das beſte Gegenmittel, Troſt, Pflege und Unterhaltung. Mochte die Sorge kommen, ſie verſprach nur ein innigeres Zuſammenleben.

Aber es kam anders, als ich erwartet hatte. Eben an der Schwelle des Alters war es, wo mich das härteſte Unglück traf und mir diejenige raubte, auf deren Liebe ich für alle noch kommenden Jahre ſicher gerechnet hatte. Und ich durfte darauf rechnen, war ſie doch um zwölf Jahre jünger als ich und nie in ihrem Leben eigentlich krank geweſen. Die erſte Krankheit, welche ſie befiel, raffte ſie hinweg. Wir hatten den Sommerurlaub in Tirol auf der Mendel zugebracht und kehrten Mitte Auguſt zurück, da der Urlaub ſein Ende fand. Es war gerade vor dem Ausbruch jener übergroßen, anhaltenden Hitze des Jahres 1892, welche ſich noch bis in den September hineinzog. Die Hitze war ſtets ihr Feind geweſen. Der drohenden Erkrankung zu entgehen, ging ſie noch einmal in die Berge zurück. Es war vergebens. Schwer leidend, ſchon ſchwach wie ein Kind, kam ſie mit Anbruch des Herbſtes wieder nach Wien. Noch ein paar Wochen hielt ſie ſich im Zimmer aufrecht und legte ſich dann nieder, um nicht wieder aufzuſtehen. Faſt bis in die letzten Tage bewahrte ſie ſich ihren Humor. Langſam und ohne Schmerzen verloſch das Leben. Am 25. November ſtarb ſie.

Ihr Tod kam über mich wie Vernichtung. Mut, Hoffnung, Freude an meiner Arbeit, an Beruf und Thätigkeit

alles war mit einem Schlage dahin. Körperliche Leiden kamen hinzu, die nicht enden wollten und die Stimmung vollends niederdrückten. Ohnehin war die Zeit nahe, wo der Mann seiner Thätigkeit entsagt und sich der Ruhe des Alters hinzugeben pflegt. Ich beschloß, desgleichen zu thun, hoffend, in der Freiheit und in der Luft des Südens wieder einige Gesundheit zu erlangen. So schied ich denn mit dem Anfang des Jahres 1895 aus dem aktiven Staatsdienste, nachdem ich mich schon vorher vom Fürsten Liechtenstein verabschiedet hatte.

„Alles war dahingegangen,
Hoffnung, Mut und Lebensluſt,
Ließen ſcheidend nur Verlangen
Einſam ach! in meiner Bruſt."

Anhang

zum XVI. Kapitel.

Zwei Gedichte

von

Emma von Falke.

Rhapſodie

in der rumäniſchen Art

des

„Rhapſoden der Dimbowitza“.

Sind deine Haare ſilbern oder golden?
Biſt alt du oder jung?
Frage die Schwalbe, die vorüber huſchte,
Frage den Adler, der herunter ſchaut.

Einſt ging ich hier im Tannenwalde,
Und warm und feſt mein Kind am Halſe hing,
Das Kind mir an die Wange griff und koſ'te.
Ich drückte es ob ſeiner Liebe
Mir enger an die Bruſt
Und ſprang voll Frohſinn an dem Fels entlang.
Warm ſchien die Sonne, die roten Äpfel
Glänzten reif am Baume. Im Felde ſtand
In Reihen gebundenes Korn.
Auf einmal krächzt ein Rabe rauh und jäh,
Als wollte er ſchrecken mein Herzenskind.
„Dich ſoll kein Vogel ſchrecken,
„Du Sohn, du wirſt ein Held.“

TAYLOR. INST. OXFORD.

Ich hielt ihn hoch empor in Lüften,
Damit die Sonne auch sich freuen könnt'
An seinem stolzen Blick,
Und sprang bergab vom Fels zum Strand
Und jauchzte voller Lust und Freud'
Ob dieser schönen Welt. —
Mein Kahn, der schaukelt nicht.
Nicht zitterte der See,
Und fröhlich stieß ich ab.
Mein Herzenssohn lag weich gebettet da
Zu meinen Füßen.
Ich sang ihm schöne Lieder, weil ich ihn
Nicht fühlen konnte. Er lachte,
Und im Glücke flog das Schiff dahin. —

Doch wo war jetzt die Sonne?
Ich merkte nichts vorher.
Ich hatt' des Kindes Köpfchen nur im Auge,
Und tausend Freuden hielten Herz und Sinn.
Auf einmal rollt der Donner, zuckt der Blitz,
Und hoch die Wellen bäumen. Wie, so schnell?
Wo kam der Sturm auf einmal her?
Uns macht er nichts. Nicht wahr, mein Kind?
Wir kommen schon nach Haus. Du lachst und lallst;
Was soll der Sturm uns thun?
Fest, stark und fest, nun ruderte ich hin,
Und fest und stark und freudig schlug mein Herz,
Wir kommen schon nach Haus.
Und mit des Sees Gewalt ward stärker nur mein Arm,
Trotz Well' und Sturm, wir fuhren schnell dahin.
Kurz dauerte des Sturms Gewalt,
Drum läßt er ungern seine Macht
Von Menschenhand besiegen. Seine Wellen stiegen

Weiß und hoch, die Hand blieb feſter nur
Und ſtärker mußt ſie ſein,
Denn mächtig ſtieg der Sturm und heulte,
Daß keine Furcht mein Mutterherz umfing.
Es liegt ja warm und wohl mir hier zu Füßen.
Nur ſchreit es jetzt, mein Kind, es iſt ihm bange;
Nichts iſt's, mein Sohn, ein Tropfen Waſſer nur,
Wir kommen ſchon nach Haus.
Ha! Wind und Wetter, trotzen woll'n wir euch! —
Durch ihren Eiſenarm das Boot hielt ſeinen Weg,
Und ſtolz ſchlug ihre Bruſt.

Und heim ſie kam, und lachte ſchallend auf,
Seht Wind und Wetter, wir ſind ſtärker noch!
Da bückte ſie ſich ſchnell hinab,
Sie wollt' die kleinen Arm' an ihrem Halſe fühlen,
Doch war das Kind ſo naß, ſo naß und auch ſo kalt.
Komm, Büblein, komm ans Herze mir,
Da klopft's und hämmert's warm.
Wir hatten einen Kampf, der Sturm und ich.
Es ſchlief, es blickte nicht,
Weiß wie des Waſſers Schaum und kalt und naß.
Jetzt, jetzt erſt ſieht ſie, daß die Wellen
Nicht ſchonten ihren Sohn,
Daß jede Welle nahm ein Teil von ihm,
Erſt Wärme, Luft und Licht und Leben. Und jetzt,
Da iſt's ihm ſtill und wohl. Weiß wie der Schaum,
Fühlt er nicht Stürme mehr.
Und du, du junge Mutter, ſtolz und ſtark,
Du fühlſt auch deinen Kummer nicht:
Was nicht der Blitz gethan,
Das that dein Herz. Man fand dich
Da am Strande, ſtill wie das Kind und weiß dein goldnes Haar.

Digitized by Google

Doch hatt' der Tod nicht Macht, dich mitzunehmen,
Es war nicht deine Stund.
Du mußteſt leben und lebeſt fort,
Doch niemals ſchallte Lied und Lachen mehr.
Still wie der Mond in ſeinem Silberglanz
Erwarteſt du den Tod, du junge Frau.

Sind ihre Haare golden oder ſilbern?
Iſt alt ſie oder jung?
Frage die Möve, die vorüber ſchwebt,
Frage den Adler, der herunter ſpäht! —

Einer Freundin zum Geburtstag

bei Übersendung von Blumen.

Think of all the sunlit places
Where these flow'rs for you did bloom,
Think of all their budding graces
Getting ready for your room.

Was it cruel then to take them,
Spike them stiff upon a wire,
Tear their sheltring leaves and place them
In a row like things for hire?

Not if now you smile your fairest,
Praise a red and then a white,
Breathe their perfume, touch the rarest,
Let them make a moment bright.

Take them then with childlike pleasure
And caress them with your eyes,
Know that in this hours short measure
They have reached their beings prize.

Woven in with human friendship,
Woven in with human love,
That for them is flower glory
Other flower joys above.

Thus they live in memory ever,
So they fall to earth unseen,
Now they grace your feast and never
Fade as though they had not been.

Das Originalmanuskript trägt noch die Bemerkung für die Empfängerin: Made in a hurry, so do not examine the matter tooclosely.

Der Unterzeichnete, deſſen Verlagsthätigkeit ſich bislang hauptſächlich auf dem Gebiete der Belletriſtik bewegte, iſt beſtrebt inſonderheit auch der Veröffentlichung geſchichtlich-biographiſcher Werke und einer guten Memoiren-Litteratur ſeine verlegeriſchen Dienſte zu widmen.

Verlags-Anträge dieſer Art finden ſtets ſachgemäße Prüfung und prompte Erledigung.

Leipzig,
Lindenſtr. 18.

Der Verleger

Georg Heinrich Meyer.

TAYLOR INST. OXFORD

Verlag von Georg Heinrich Meyer in Leipzig.

Frimmel, Theodor von, Kleine Galerieſtudien. Neue Folge.

Lieferung 1: Die Gemäldeſammlung in Hermannſtadt ℳ 3.60
„ 2: Von den Niederländern in der k. k. Gemäldeſammlung in Wien ℳ 2.40
„ 3: Die Gräfl. Schönborn-Buchheim'ſche Gemäldeſammlung in Wien ℳ 3.—
„ 4: Die Sammlung Figdor in Wien ℳ 3.—

Hallier, Ernſt, Grundzüge der landſchaftlichen Gartenkunſt. Eine Aeſthetik der Landſchaftsgärtnerei, den Gärtnern und Gartenfreunden gewidmet. Mit E. Petzold's Bildnis und 41 Zeichnungen in Holzſchnitten. Geheftet ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

Petzold, E., Die Landſchaftsgärtnerei. Ein Handbuch für Gärtner, Architekten und Freunde der Gartenkunſt. Mit 6 erläuternden Figuren, 35 landſchaftlichen Anſichten und Abbildungen nach Originalaufnahmen von Prof. Friedrich Preller d. J. 2. vermehrte u. verbeſſerte Auflage. Geh. ℳ 12.—, geb. ℳ 15.—.

Reber, Franz von, Geſchichte der neueren deutſchen Kunſt. Nebſt Exkurſen über die parallele Kunſtentwicklung der übrigen Länder germaniſchen und romaniſchen Stammes. Unter Mitwirkung von F. Pecht. 2. Auflage. Drei Bände. Früherer Preis ℳ 20.—, jetzt ℳ 6.—, ſchön gebunden ℳ 9.—.

Matthias, J., Die Regel vom goldenen Schnitt im Kunſtgewerbe. Ein Handbuch für Werkſtatt, Schule und Haus. Mit 212 Abbildungen und Konſtruktionen auf 19 Tafeln. Zweite wohlfeile Auflage. Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

Grasberger, Hans, Maler und Modell. Eine Geſchichte aus der Barockzeit. Geheftet ℳ 1.50, gebunden ℳ 2.50.

—— Adam und Eva. Eine Wiener Künſtlergeſchichte. Geheftet ℳ 1.50, gebunden ℳ 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Druck von Pöſchel & Trepte in Leipzig.

67094462

Y 75.- 1962